P. o. germ.
895 u - 1

Majer

<36635480750016 S

<36635480750016

Bayer. Staatsbibliothek

Bertrand Du-Guesclin.

Romantische Biographie

von

Friedrich Majer.

Erster Theil.

Bremen,
bei Friedrich Wilmanns.
1801.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Eine Tochter der Vergangenheit ist die Gegenwart. Zur Aufsuchung der früheren Keime des Zustandes wie der außerordentlichsten Ereignisse der unsrigen ist kein vergangenes Zeitalter von so großer Wichtigkeit als das der späteren Jahrhunderte des Mittelalters, jene Tage wilder gigantischer Kraft und fantastischen Lebens, in besonderer Rücksicht auf die gesellige Bildung und den Weltton ihrer Zeit, die Ritterzeiten, die Jahrhunderte der Chevalerie oder das romantische Zeitalter genannt.

Der fast allgemein herrschende Geist eines kleinlichen Egoismus erhob in der

letzten Hälfte des nun zu Ende gegangenen großen Jahrhunderts die Cultur seiner Zeit, in welcher man die Spitze alles Erreichbaren errungen zu haben glaubte, zum Maaßstab der Vergangenheit. Ueberzeugt, daß jene Zeiten wilder Kraft, weil sie die neue Menschheit in ihrem Schooß verborgen getragen, einer besondern Aufmerksamkeit werth wären, ließ man es nicht an zahlreichen und voluminösen Vergleichungen und Parallelen der roh und wild gescholtenen Sitten des Mittelalters mit der hohen Cultur des glänzenden philosophischen Jahrhunderts fehlen.

Die Morgenröthe, bei deren tröstendem Licht das neue Jahrhundert heraufsteigt, verspricht uns ein höheres Richtmaaß für die Tage der Vergangenheit als den wandelbaren Zustand der Gegenwart. Eine bessere Zeit wird über alle Beleidigungen derselben

ein strenges Urtheil sprechen. Sie werden in Vergessenheit kommen — nicht allein jene historischen Vergleichungen des Mittelalters, die den großen Geist der Zeiten, der durch alle Jahrhunderte fortlebt, und dem die Gegenwart immer nur ein Werkzeug für die Zukunft ist, verletzten; — sondern auch jene lügenhaften Erdichtungen und Darstellungen, welche das Leben und den Geist der Chevalerie und der mittlern Jahrhunderte aus Unkenntniß ihrer wahren Gestalt in fantastischen Trugbildern vor uns stellten. Ueberhaupt wird die Bildung der neuen Zeit nur dann in wahrhaft reiner und glänzender Erhabenheit die der unmittelbar vorhergehenden Tage übertreffen, wenn es allgemein als Princip wahrer Bildung anerkannt seyn wird, ihre Verirrungen zu vergessen und nur das Gute derselben zu behalten.

Jene früheren Tage aber, in deren Schooß die Keime der neuen Menschheit verborgen lagen und gepflegt wurden, können uns nur in einem Gemälde, wo sie selbst und unmittelbar sprechen, zeigen, wie und wo man sie verkannte und ihren Werth zu hoch oder zu gering anschlug.

Krieg war in jenen Zeiten die Seele alles Lebens, der Mittelpunkt aller Produktion und aller Ereignisse. In so fern muß eine an dem Leben eines außerordentlichen Helden ins Detail gehende Geschichte dieser Zeiten das treuste Gemälde derselben geben. Schon in früher Jugend hatte ich mir mehrere Helden ausgezeichnet, an die Geschichte ihres Lebens ein solches Gemälde zu knüpfen. Nach reiferer Untersuchung fand ich, daß keiner wie Bertrand Du-Guesclin, jener berühmte Connetable von Frankreich in den schönsten Tagen der Chevalerie, eine so aus-

gezeichnete Individualität darbiete, in die Darstellung derselben den Geist jener Zeiten seiner wahren Gestalt nach zu verweben.

Absichtlich wählte ich eine einfache und wenigstens ungekünstelte Form für meine Darstellung, um die Zeiten, deren Spiegel sie seyn soll, sich immer nur selbst, rein und frei von allem Zusatz, aussprechen zu lassen. Nur in so kunstloser Einkleidung können dergleichen romantische Biographien jene engherzigen historischen Gemälde wie jene erträumten Ritterromane übertreffen und in Vergessenheit bringen.

Mir schien es sogar, als nähere sich ein solches Gemälde in dieser kunstlosen Form, vermöge seines Stoffs, einem wunderbaren kriegerischen Gedicht, dessen historische Wahrheit in dem Wechselverhältniß ihrer Mannigfaltigkeit und Einheit eben durch sich selbst oft zur epischen Dichtung würde.

Dann könnten solche Gemälde durch die aus ihnen selbst hervorgehende poetische Ansicht auch in so ferne noch besonders interessant werden, durch sie und aus ihnen den Zeitgrund kennen zu lernen, welchem die romantische Poesie entwuchs, jene vielfarbige Mittelpflanze des Antiken und Modernen.

Geschrieben zu Weimar, im Frühling 1801.

Majer.

Bertrand Du=Guesclin.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel

Bertrand Du-Guesclin war der älteste Sohn des Robert Du-Guesclin, eines durch seine Tapferkeit und ritterlichen Tugenden berühmten Nachkommen einer altadeligen Familie in Bretagne und der Johanna von Malemains aus der Normandie. Das Glück hatte den edlen Robert wenig begünstigt; denn außer den geringen Zubehörungen seiner altväterlichen Burg Broon, in der Nähe von Rennes, bestand sein größter Reichthum in dem Ruhm seiner Tapferkeit und dem Adel seines Hauses. Auf dieser Burg Broon wurde Bertrand geboren, und die Zeit seiner Ge-

burt ist mit der größten Wahrscheinlichkeit in das Jahr 1320 zu setzen.

Nach einem unter dem großen Haufen der Menschen sehr gemeinen Wahn sollen außerordentliche Männer durch eine besondere und ausgezeichnete Gunst des Glücks über ihr Zeitalter emporgehoben werden. Man bemüht sich, den kleinsten Umständen ihrer frühern Tage nachzuspüren, um zu erforschen, ob nicht das Schicksal vielleicht schon damals, wohl gar noch vor der Geburt, einen Wink ihrer künftigen Größe gegeben habe. So hat man auch aus dem Ruhm, der unseren Helden in den schönsten Tagen seines Lebens begleitete, einen Traum seiner Mutter, welchen sie in den ersten Zeiten ihrer Verbindung mit Robert noch vor Bertrands Geburt gehabt hatte, für einen solchen Wink des Schicksals erklärt.

Ihr kam es im Traume vor, so erzählt die Sage, sie wäre im Besitz eines Kleinodienkästleins, welches ihr und ihres Mannes Bildnisse enthielt. Dieses Kästlein wurde auf der einen Seite von einem einzigen trüben Steine bedeckt, der einem rohen, noch ungeschliffenen Kiesel ähnlich war.

Auf der andern Seite dagegen erblickte sie drei Diamanten, drei Smaragden und drei Perlen, unordentlich untereinander gefaßt. In der Meinung, daß der Kiesel seiner Stelle nicht werth sei, war sie entschlossen, ihn wegnehmen zu lassen; allein ein Steinkenner gab ihr den Rath, ihn ja in Acht zu nehmen und nur abzuwischen. Kaum war dieses geschehen, so erblickte sie einen Brillianten, schöner, kostbarer und glänzender, als sie je einen gesehen hatte. Darnach kam es ihr vor, sie habe eine der drei Perlen verloren, und voll Unruhe über diesen eingebildeten Verlust erwachte sie.

Der kleine Bertrand war ein heftiges, ungestümes und eigensinniges Kind. Kaum konnte er laufen, so drohte er schon allen Menschen, die sich ihm näherten, ohne Ansehn der Person, mit dem Stocke, und besonders seine Gespielen waren häufig seinen Schlägen ausgesetzt. Als er ein wenig älter geworden war, gab man ihm einen eigenen Aufseher, dem es zur Pflicht gemacht wurde, seine wilden Neigungen im Zaum zu halen und zu leiten, und ihn im Lesen und andern,

dem zarten Alter der Kindheit angemessenen, Gegenständen des menschlichen Wissens zu unterrichten. Aber die Bemühungen desselben blieben ohne die erwartete Wirkung. Der lebhafte Knabe zeigte die lebhafteste Abneigung, Etwas zu lernen, und in der Hoffnung, daß sich dieselbe mit den Jahren verlieren würde, nöthigte man ihn vorjetzt auch nicht weiter dazu. Weil aber alle seine Aeußerungen, Neigungen und Bewegungen das Gepräge einer rohen Heftigkeit und Wildheit trugen, behandelten ihn seine Eltern und die Bedienten des Hauses gleichfalls mit Heftigkeit. Doch der wilde Knabe ließ sich dadurch nicht niederschlagen, vielmehr wurde sein Gemüth nur noch störriger und widerspenstiger. Man hielt endlich seine Aeußerungen für die Folge eines bösen, verdorbenen Herzens, und die Eltern, besonders der weiche, sanftere Geist der Mutter, betrachteten ihn nur mit Schmerz und Bekümmerniß; ja die letzte wünschte mehr als einmal seinen baldigen Tod, damit er nicht dereinst Schande über ihr Haus brächte. Es war nun so weit gekommen, daß er nicht mehr mit ihr und seinen Geschwistern

an einem Tische essen durfte. In einer Ecke des Zimmers war ihm ein besonderer Tisch bestimmt, von wo aus er mit ansehen mußte, wie seine Brüder von der Mutter mit Liebkosungen und Lobeserhebungen überhäuft wurden.

Unter solchen ungünstigen Verhältnissen erreichte unser Bertrand ein Alter von sechs Jahren. Mit jedem Tage verzweifelte man mehr an seiner Besserung, und doch hatte man noch nie versucht, den unbiegsamen Knaben durch Liebe und Güte zu dem zu bringen, was man durch Zwang nicht erreichen konnte. Ein sonderbarer Zufall brachte zu rechter Zeit eine günstige Veränderung in der Art und Weise, ihn zu behandeln, hervor, wodurch vielleicht sein ganzes künftiges Schicksal bestimmt wurde.

Zweites Kapitel.

Eines Tages, während der Mahlzeit, stand Bertrand, endlich vom höchsten Gefühl der Ungeduld, sich beständig zurückgesetzt zu sehen, ergriffen, mit Heftigkeit von seiner kleinen Tafel auf. Er nähert sich dem Tische der Mutter, der Vater war eben abwesend, und verlangt mit einem kühnen und befehlshaberischen Ton von seinen Brüdern, ihm Platz zu machen; denn sie wären nichts als seine Cadets, und dürften sich nur erst nach ihm niedersetzen. Zugleich drohte er, ihnen übel mitzuspielen und die ganze Tafel untereinander zu werfen, wenn sie sein Verlangen nicht erfüllen würden. Die erschrockenen Knaben räumten sogleich ihre Plätze, und die Mutter, durch diese Aufwallung eines Kindes von sechs Jah=

ren angenehm ergriffen, erlaubte ihm, sich an den Tisch zu setzen. Kaum aber hatte er es gethan, so fuhr er auch unartig nach allen Schüsseln, nahm die Speisen so begierig und ungeschickt, daß ihm die Mutter befahl, wieder wegzugehen, und hinzusetzte, er verdiene, um seines schlechten Betragens willen, in Zukunft mit den Bedienten zu essen. Der wilde Knabe, voll Verdruß, sich so übel behandelt und von dem kaum eroberten Ehrenplatz wieder verjagt zu sehen, sprang von seinem Stuhle auf, und stieß mit einer solchen Heftigkeit gegen den Tisch, daß er um und auf seine Brüder stürzte. Die Mutter war eben im Begriff, ihn dafür zu züchtigen, als sie durch die Ankunft einer Nonne, welche in demselben Augenblick ins Zimmer trat, daran verhindert wurde.

Diese Nonne war die Tochter eines gelehrten jüdischen Arztes, und nach dem Tode ihres Vaters zur christlichen Religion übergegangen. Von ihm hatte sie die Geheimnisse seiner Kunst als Erbtheil erhalten, und war nicht allein wegen

ihres großen Verstandes und ihrer Kenntnisse in der Heilkunde, sondern auch wegen ihrer genauen Bekanntschaft mit der Cabala und den mantischen Wissenschaften der Hebräer und Chaldäer bekannt.

Indem sie jetzt die edle Hausfrau mit der Ursache ihres Besuchs bekannt machte, erblickte sie unsern kleinen Helden in einer Ecke des Zimmers, wo er sich, von Aerger erhitzt, verborgen hatte. Sogleich fielen ihr in seiner Physiognomie unverkennbare Züge von Glück und Größe auf, welche das Verlangen in ihr erregten, ihn näher und schärfer zu betrachten. Sie gieng näher zu ihm hin, und begrüßte ihn mit den Worten: Gott segne euch, mein liebes Kind! Bertrand, einer so sanften und schmeichelnden Anrede nicht gewohnt, hielt es für Spott, hob seinen Stock auf, und entgegnete ihr rauh und heftig: Laßt mich in Ruhe, oder ich werde euch den Kopf abschlagen! Die fromme Jungfrau ließ sich dadurch nicht abschrekken, sondern benutzte diesen Moment, ihn genauer zu betrachten. Als sie ihre erste Beobachtung, besonders durch einen außerordentlichen Zug im Auge, bestätigt fand, bat sie ihn, ihr nichts zu Lei-

de zu thun, denn sie habe ihm die gute Neuigkeit zu sagen, daß er dereinst einer der größten Männer seiner Zeit werden würde. Sie kehrte sich darauf wieder zu der Frau vom Hause und fragte sie, wer dieses Kind wäre. Mit Thränen in den Augen antwortete ihr Johanna, es sei ihr ältester Sohn; aber er habe ein so böses Naturell, daß sie fürchten müsse, er werde dereinst die Schande und eine Geißel seiner Familie werden, und sie würde es für ein Glück ansehen, wenn ihn Gott wieder wegnehmen wollte. Auch ihr Gemal sei über dieses unglückliche Kind untröstlich, und bilde sich ein, es wäre durch die Nahrung der Amme verwahrloset worden. Dem unangenehmen Eindrucke seines Anblickes zu entgehen, verweile er nur selten und auf kurze Zeit in seinem Hause, um in den Zerstreuungen der Abwesenheit Trost zu finden.

Die Nonne entgegnete der edlen Frau: Ihr habt nicht Ursache, euch darüber, daß ihr die Mutter eines solchen Kindes seid, zu betrüben, und wißt nicht, welchen Schatz ihr besitzt. Aus diesem Knaben wird einmal der größte Herr des

Königreichs, der tapferste Mann und berühmteste Ritter der ganzen Christenheit werden. Sie sagte das so zuversichtlich, daß Johanna zum erstenmal in Versuchung kam, eine bessere Meinung von ihrem Kinde zu fassen; denn wie gerne ist das Mutterherz geneigt, zu hoffen, was es wünscht. Die Unterredung wurde unterbrochen, indem man Speisen für die Nonne hereinbrachte. Unter denselben befand sich auch ein Pfau, ein in jenen Zeiten gewöhnliches und sehr beliebtes Gericht. Unser Bertrand erblickte ihn kaum, als er schnell seinen Winkel verließ, auf den Bedienten zulief, ihm die Schüssel mit dem Pfau aus der Hand nahm, und sie der Nonne mit den Worten überreichte: Ich bitte euch, meine ungezogenen Reden zu vergessen und meine Uebereilung zu verzeihen. Darnach gieng er an den Schenktisch, goß ein Glas voll Wein, und brachte es ihr mit der Bitte, daß sie es ihm zu Liebe trinken möchte.

Die Jungfrau, von der Artigkeit des Knaben gerührt, überhäufte ihn mit Liebkosungen und sagte: Seine Handlungen wären Zeugen seiner vor-

nehmen und erlauchten Abkunft, und sie könne ihm nochmals versichern, daß er dereinst der größte Mann seines Jahrhunderts werden würde. Niedergeschlagen erwiederte Bertrand: Ich sehe keine Wahrscheinlichkeit vor mir, das Glück, welches ihr mir versprecht, zu erreichen; denn man kümmert sich wenig um mich, und den niedrigsten Bedienten meines Vaters ist es erlaubt, mir zu widersprechen und mich zu erzürnen. Die Mutter, voll Freude über sein Betragen, sagte zu der Nonne, sie habe ihn noch nie so artig gesehen. Der Knabe, welcher es gehört hatte, erwiederte ihr: Eine Frucht, die keine Flecken hat, geräth selten; die aber, welche Flecken hat, reift langsam, doch desto besser.

Während der Mahlzeit wiederholte es sich die gute Johanna wohl tausendmal im Stillen, was die Nonne über das künftige Schicksal des fast schon aufgegebenen Kindes geäußert hatte, und obgleich nicht kühn genug, sich das geringste zu versprechen, konnte sie sich doch eben so wenig enthalten, ihr Herz den holden Schmei-

cheleien der Hoffnung zu öffnen. Nach dem Essen nahm sie die Nonne mit auf ihr Zimmer, und ließ auch den kleinen Bertrand dahin rufen. Hier mußte die kluge Jungfrau noch einmal sein Gesicht und seine Hände betrachten, und Johanna beschwor sie, ihr Alles zu sagen, was sie von seinem Glück und künftigem Schicksal halte. Sie erzählte ihr jenen Traum aus den ersten Zeiten ihrer Ehe, und machte sie mit allem bekannt, was nach ihrer Ueberzeugung dazu dienen konnte, ein Urtheil, an dem ihr so viel gelegen war, zu bestimmen.

Die Nonne stellte ihr vor: nur Gott allein wisse, was in dem Schooß der Zukunft verborgen sey; Physiognomik und Chiromantie wären keine untrüglichen Wissenschaften, und die Schlüsse, auf welche man dadurch geführt würde, nur einfache Conjecturen. Indem nemlich das Gesicht ein Spiegel der Seele sey, und die Linien der Hand in einem geheimen Verhältniß und Zusammenhang mit den vorzüglichsten Theilen des Körpers stünden: so könne man aus ihnen das Tem-

perament und die Neigungen der Menschen kennen lernen, und in so ferne einige, von der Erfahrung häufig bestätigte, Kenntniß von dem, was dem Menschen bevorstehe, erhalten. Unter diesen Voraussetzungen nun glaube sie, daß auch der gegenwärtige Knabe große Entwürfe in seiner Brust verschlossen trage; auch wären Tapferkeit, Liebe zum Ruhm und alle diejenigen Eigenschaften, welche zur Ausführung derselben dienen könnten, in ihm verborgen, und es sei nicht zu zweifeln, daß dergleichen Anlagen vom Glück begünstigt werden müßten. Was jenen Traum beträfe, so sei es zwar im allgemeinen thörigt, solchen, durch eine zufällige Lage des Körpers hervorgebrachten, leicht vergänglichen Bildern der Seele einen Sinn beizulegen, und abergläubisch, unter den Schatten der Nacht, Licht und Aufklärung über die Zukunft zu suchen; dem ohngeachtet aber glaube sie, daß es gewisse Träume gäbe, welche man göttliche nennen sollte. Es wären solche, in welchen Gott die Geheimnisse seiner Vorsehung bekannt mache, und die Zukunft enthülle. Die heilige und profane

Geschichte sei mit dergleichen geheimnißreichen Träumen erfüllt, und es würde Verwegenheit seyn, daran zu zweifeln. Für einen solchen Traum halte sie nun auch den ihr mitgetheilten, für einen Traum, durch welchen sie Gott von dem, was ihrer Familie bevorstehe, habe unterrichten wollen. Das Kästlein mit den Bildnissen habe ihr Haus vorgestellt, und die Steine, mit welchen es besetzt gewesen sei, könne man auf ihre Kinder erklären und anwenden. Dann würde jener rohe Stein, welcher ihr in der Folge so wunderschön erschienen, ihren ältesten Sohn bezeichnen, indem er, durch eine fleißige und sorgfältige Erziehung gebildet, einst ein großer und berühmter Mann werden würde. In den drei andren Diamanten könne sie sich drei andere Söhne von großen Verdiensten versprechen, die jedoch ihren Bruder nicht erreichen würden. Die drei Smaragden bezeichneten drei verheirathete Töchter; denn grün sei die Farbe der Venus, des Planeten der Liebe, und in der Ehe würden sich diese Töchter eine Reinigkeit erhalten, die derjenigen dieses künstlichen Steines ähnlich wä-

re. Die drei Perlen endlich ließen ihr drei andere Töchter hoffen, welche sich nicht verheirathen würden; und daß es ihr vorgekommen sei, sie habe eine der Perlen verloren, könnte bedeuten, daß eine dieser Töchter vor ihr sterben würde.

Drittes Kapitel.

Mit der größten Aufmerksamkeit hatte Johanna diesen Gesprächen und Aeußerungen der frommen und klugen Jungfrau zugehört. Da sie keine Ursache hatte, den Verstand und die Klugheit derselben in Zweifel zu ziehen, so überredete sie sich desto lieber, daß etwas Wahres an ihren Vorhersagungen seyn könnte. Sie befahl ihren Hausbedienten, sich in Zukunft artiger und höflicher gegen den kleinen Bertrand zu betragen, und alle Gelegenheit zu vermeiden, ihn zum Zorn zu reizen. Auch sie selbst war von diesem Tage an weit sanfter und gütiger gegen den Knaben als vorher, und nicht lange, so bemerkte sie schon, welche sichtbare Veränderung diese Behandlungsart in ihm hervorbrachte. Mit jedem Tage wurde er sanfter und umgänglicher, und sein ganzes Betragen eignete sich

dazu, die schönen Hoffnungen der Mutter zu befestigen.

Robert, als er von seiner gemachten Reise zurückkehrte, wurde angenehm überrascht, seinen Sohn so sehr zu seinem Vortheil verändert zu finden. Johanna unterrichtete ihn von allem, was in seiner Abwesenheit vorgefallen war. Der tapfere und ehrenveste Ritter, ein ächter Bretagner nach alter Art und Sitte, ohne Kunst, Falschheit und Aberglauben, ließ sich zwar von den schönen Versprechungen, die man ihm von der dereinstigen Größe seines Sohnes machen wollte, weder schmeicheln noch täuschen; da ihm jedoch die auffallende Veränderung, welche mit dem Knaben vorgegangen war, nicht entgieng, und dieser selbst, mehr als einmal, voll Zuversicht zu ihm sagte, er würde einmal ein großer Mann werden: — so sah er nun doch ein, daß es ihm nicht an Geist fehle und er wohl zum Guten geleitet werden könne. Er beschloß, von nun an allen Fleiß auf die Erziehung desselben zu wenden, und nicht lange war dieses geschehen, so wurden ihm mit jedem Ta-

ge die glücklichen Anlagen, mit welchen die Natur den Knaben ausgestattet hatte, immer deutlicher, und er fieng selbst an zu glauben, daß die Erfüllung dessen, was man ihm von demselben hatte versprechen wollen, nicht unmöglich seyn könnte. Er verdoppelte seine Aufmerksamkeit auf ihn, unterhielt ihn von seinen kriegerischen Abentheuern, von den Schlachten, welchen er beigewohnt hatte, unterrichtete ihn von der dabei beobachteten Schlachtordnung, und schilderte die großen, ausgezeichneten Thaten, welche dabei vorgefallen waren. Er erzählte ihm von Alexander und Cäsar, ihren Thaten und Eroberungen, und bemerkte mit Wohlgefallen, welches Vergnügen diese Geschichten dem Knaben gewährten, wie er mehr als einmal, vom schönen Nacheifer ergriffen, den Wunsch äußerte, eine des Ruhmes der Nachwelt würdige That zu thun, und beklagte, daß sein Alter es ihm noch nicht erlaube.

Nachdem Bertrand mehr herangewachsen, größer und stärker geworden war, fieng Robert an, ihn in den Künsten des Kriegs zu unter-

richten. Er ließ ihn mit dem Bogen schießen, lehrte ihn mit dem Streitkolben, dem Degen und der Lanze umgehn, ließ ihn ringen und springen, reiten und ein Pferd regieren, Soldaten in Ordnung stellen, und was dergleichen in jenen Zeiten gewöhnliche kriegerische Uebungen mehr waren. Er machte ihn mit dem ganzen Dienst der Reuterei und des Fußvolks bekannt, und der fähige Knabe zeigte viel Gelehrigkeit, und bei allem, was er that, so viel Anstand als Verstand.

Unter diesen Beschäftigungen erreichte er ein Alter von vierzehn Jahren. Aus eigenem Antriebe war er nun darauf bedacht, sich in dem, was ihm zeither vom Vater gelehrt worden war, auch praktisch zu üben. Deswegen versammelte er mit rastloser Thätigkeit zwei bis dreihundert junge Leute seines Alters aus der Nachbarschaft um sich her, theilte sie in Compagnien, erklärte sich zu ihrem Anführer, gab ihnen Gesetze, unterrichtete sie in der Art zu streiten, stellte sie in Schlachtordnung, ließ sie mit einander kämpfen, ließ kleine Festungen aufwerfen, diese angreifen

und vertheidigen, setzte Belohnungen aus für diejenigen, welche sich durch Tapferkeit oder Geschicklichkeit auszeichneten, belohnte und strafte, und mit einem Wort, bewies sich überall als ihr Anführer. Mit seinem Beispiel gieng er ihnen vor, und bei jeder Gelegenheit zeigte er auf der einen Seite eben so viel Tapferkeit und Unerschrockenheit, als auf der andern Würde und Gerechtigkeit. Diese unschuldigen Kriege waren aber nicht ohne Gefahr für die Kämpfer. Jeden Tag wurden einige, und oft schwer in den Schlachten verwundet, und Bertrand blieb so wenig, wie die andern, von Streichen und Wunden befreit. Fast jeden Tag kam er mit Staub und Blut bedeckt in die väterliche Wohnung zurück. Eben so oft liefen neue Klagen der Eltern seiner Cameraden ein, daß keiner derselben unverwundet sei; so daß Robert, nachdem er eine Zeitlang zu diesen Kämpfen geschwiegen hatte, es für nothwendig hielt, ihnen durch ein ernstliches Verbot ein Ende zu machen.

Viertes Kapitel.

Durch dieses Verbot wurden nun zwar die öffentlichen Versammlungen, die allgemeinen Ring- und Schlagpartheien der jungen Kämpfer unterbrochen; so oft aber Bertrand einem seiner alten Cameraden und Kriegsgefährten begegnete, nöthigte er ihn, mit ihm zu ringen oder zu kämpfen. Gewöhnlich schickte er seinen Gegner mit einem zerbrochenen Arm oder Bein nach Hause, und täglich wurde sein Vater mit neuen Klagen bestürmt. Dieser, um den beständigen Unartigkeiten des jungen Raufbolds auf einmal ein Ende zu machen, entschloß sich endlich zu einer strengen Maßregel. Er ließ ihn in ein Zimmer des Hauses als Gefangenen einschließen. Alle seine Freunde mußten ihn besuchen und mit Vorwürfen überhäufen, welchen Schimpf er sich dadurch, daß er sich mit den jungen Hirten ein-

gelassen, zugezogen habe, wie ein solches Betragen eines jungen Edelmannes ganz unwürdig sei, und er sich vor der ganzen Welt verächtlich mache. Sie erinnerten ihn daran, daß Alexander der Große, dessen Begebenheiten ihm so viel Vergnügen gemacht hätten, seinem Vater, als er ihn eines Tages aufforderte, bei den olympischen Spielen mit den jungen Griechen um den Preiß zu kämpfen, geantwortet habe: er wolle es wohl thun, wenn sie nur junge Könige wären. Sie versicherten ihm, daß er bei einem solchen Betragen alle Ansprüche auf die Hoffnung jenes Glücks, welches ihm versprochen worden sei, aufgeben müsse.

Dergleichen Gespräche machten einen tiefen Eindruck auf den jungen Gefangenen. Er versprach, nie wieder dergleichen Fehler zu begehen. In der Hoffnung aber, daß diese guten Vorsätze desto tiefer in seinem Gemüth einwurzeln möchten, verschob es der Vater von Zeit zu Zeit, ihm die Freiheit wieder zu geben. Vier Monate hatte Bertrand schon in dieser, für einen jungen Menschen seiner Art doppelt unerträglichen, La-

ge zugebracht, als eines Morgens ein Dienstmädchen des Hauses in sein Zimmer kam, Etwas dort zu suchen. Diese günstige Gelegenheit ließ er nicht unbenutzt. Schnell sprang er aus dem Zimmer, verschloß das Mädchen in demselben, und glücklich gewann er das freie Feld. Hier begegnete ihm ein Knecht seines Vaters, der einen mit zwei Stuten bespannten Karren leitete. Sogleich nahm er ihm eine derselben ab, schwang sich, obgleich das Pferd weder Eisen, noch Sattel und Zaum, sondern blos eine hanfene Halfter hatte, darauf, und schlug den Weg nach Rennes ein, mit dem Vorsatz, einen Oheim, der dort wohnte, und welchen er vorzüglich liebte, aufzusuchen, in der Hoffnung, daß ihn dieser mit seinem Vater wieder aussöhnen würde.

Als er nach Rennes kam, fand er seinen Oheim nicht zu Hause, sondern nur dessen Gemahlin. Diese, als sie seinen schlechten Aufzug sah, faßte sogleich die Vermuthung, daß er ohne Erlaubniß müsse gekommen seyn, und machte schon Anstalten, ihn seinen Eltern zurückzuschicken, als zum Glück der Oheim nach Hause

kam. Ihm erzählte Bertrand aufrichtig sein Abentheuer, und bat ihn um einen Zufluchtsort. Der Oheim hieß ihn herzlich willkommen, und versprach, alle Mühe anzuwenden, den Frieden zwischen ihm und seinem Vater herzustellen. Er blieb nun drei Monate in Rennes, ohne etwas ungewöhnliches zu unternehmen. Jetzt erfuhr er eines Tages, daß auf einem öffentlichen Platz ein Ringspiel sollte gehalten werden, und sogleich nahm er sich vor, dieses Schauspiel mit anzusehen. Die Tante, davon unterrichtet, fürchtete seine Unbesonnenheit, und suchte es zu verhindern. Sie wußte es so einzurichten, daß er mit ihr in die Kirche gehen mußte. Doch er fand bald Gelegenheit, sie heimlich zu verlassen, und nun eilte er ohne Aufenthalt nach dem Ort, wo die Wettkämpfe gehalten wurden, jedoch mit dem festen Vorsatz, sich nicht einzulassen. Als er dort ankam, zeigte man ihm einen Kämpfer, welcher schon zwölfe der stärksten Gegner niedergeworfen hatte. Die Augen aller Zuschauer waren auf ihn gerichtet, und ein wetteifernder Beifall umgab ihn von allen Seiten. Da ergriff

eine edle Eifersucht das Gemüth des Jünglings, und vom Taumel der Ruhmsucht und des Ehrgeizes ergriffen, waren im Augenblick alle seine schönen Vorsätze vergessen. Ohne erst zu überlegen, trat er in den Kampfplatz, und erklärte, daß er zum Kampfe bereit sei. Kühn kam der siegreiche Kämpfer auf ihn zu, in der Hoffnung, diesen neuen Ankömmling seinen zwölf Besiegten bald beizugesellen, um so mehr, da es ihm ein Leichtes schien, einen jungen Menschen von sechszehn Jahren zu überwältigen. Doch er wurde für seinen Uebermuth bestraft. Kaum hatten sie mit einander angebunden, so lag er auch auf dem Sand, und der Preiß, welchen er schon mit Gewißheit zu besitzen glaubte, wurde dem jungen Sieger zu Theil. Indem aber dieser seinen Gegner niedergeworfen hatte, war er mit dem Knie dergestalt gegen einen Stein gerannt, daß er sich nicht mehr auf den Beinen erhalten konnte. Er mußte sich nach dem Hause des Oheims tragen und dort zu Bette bringen lassen.

In diesem Zustand fand ihn die Tante, als sie aus der Kirche zurückkehrte. Mit Bitterkeit

äußerte sie ihr Mißvergnügen über sein Betragen, und wie schändlich es sei, sich auf diese Weise mit solchen gemeinen Menschen einzulassen. In der heftigsten Bewegung bat er sie um Verzeihung, und legte ihr einen Schwur ab, daß er nie wieder Gelegenheit zu einem solchen Verweise geben wollte. Neun Tage mußte er an den Folgen der erhaltenen Wunde leiden. Unterdessen hatte ihn der Oheim mit seinem Vater ausgesöhnt; und nachdem er noch einen Monat in Rennes verlebt hatte, kehrte er in das väterliche Haus zurück. Robert empfieng ihn mit der alten Liebe. Er gab ihm Waffen und ein Pferd, nahm ihn mit auf Thurniere und zu andern Zusammenkünften des Adels. Wegen seiner großen Jugend sollte er aber noch nicht kämpfen, und der Vater bat alle seine Bekannten, ihn nicht zum Kampf zu veranlassen.

Unser junger Freund benahm sich bei solchen Zusammenkünften gegen Jedermann artig und zuvorkommend. Er ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, diesem oder jenem zu dienen und gefällig zu seyn. Bald hatte er sich die Achtung

und Freundschaft aller Nachbarn und Freunde seines Vaters erworben. Mit einem feinen und richtigen Beobachtungsgeiste bemerkte er alles, was in seiner Gegenwart und um ihn her vorgieng. Die Berichte, welche er dem Vater abstattete, waren immer so zweckmäßig und treffend, daß er bei demselben mit jedem Tage neue Zufriedenheit und neue Hoffnungen erregte. So vergiengen wieder zwei oder drei Jahre in dem elterlichen Hause, und Bertrand vervollkommnete sich immer mehr in allen Kenntnissen und Uebungen, welche in den damaligen Zeiten von einem Edelmann gefordert wurden. Durch seine Geschicklichkeit, seine Tugenden und liebenswürdigen Eigenschaften erwarb er sich die Liebe seiner Eltern und aller, die ihn kannten, in immer höherem Grade. Niemals hörte man aus seinem Munde ein unanständiges oder unschickliches Wort gegen irgend jemand auf der Welt, noch jene Flüche und Schwüre, welche andere seines Standes auch damals so oft im Munde führten. Was seinem Herzen vorzüglich zur Ehre gereicht, war, daß besonders die Armen sein Lob erhoben; denn er

konnte keine Bitte verweigern, und gieng darin oft so weit, daß, wenn es ihm an Geld fehlte, er seine Kleider verkaufte, um die Bedürfnisse unglücklicher Menschen zu befriedigen.

Fünftes Kapitel.

Um diese Zeit, es war im Jahr 1338, wurde das Vaterland unsers jungen Freundes auf eine Zeitlang ein Sammelplatz der Vergnügungen; denn alle guten Bretagner waren über die eben vollzogene Verbindung des jungen Carls von Blois mit Johanna, Gräfin von Penthievre, der Erbin von Bretagne, erfreut. Auch Robert Du-Gueſclin verband sich, um diese erfreuliche Zeit zu feiern, mit einigen andern Rittern und Helden seines Vaterlandes, und sie ließen ein großes Thurnier zu Ehren der Damen nach Rennes ausschreiben. Durch ganz Frankreich und nach England schickten sie ihre Briefe, um die Tapfersten der beiden Reiche zu diesem festlichen Schauspiele zu versammeln, bei welchem eine vornehme Dame den Sieger mit einem kostbaren Ringe belohnen sollte.

Die Verbindung, welcher zu Ehren dieses

Thurnier gehalten werden sollte, mußte besonders um deswillen allen guten Bretagnern erfreulich seyn, weil durch dieselbe die vorher zweifelhafte Erbfolge in der Herrschaft ihres Vaterlandes, auf den eintretenden Todesfall des damals lebenden kinderlosen Herzogs Johann des Dritten, vollkommen entschieden und bestimmt worden war. Johann, der Gute, wie er genannt wurde, sah vorher, daß nach seinem dereinstigen Absterben blutige Streitigkeiten über die Erbfolge entstehen könnten. Seine nächsten Verwandten waren: die Tochter seines verstorbenen zweiten Bruders, Veits Grafen von Penthievre, Johanna die Hinkende, und sein noch lebender jüngerer Bruder Johann, durch seine Mutter, Graf von Montfort. Nach dem Herkommen in Bretagne war Johanna zu der Nachfolge berechtigt; der Herzog aber mußte fürchten, daß sein Bruder sie ihr nach seinem Tode streitig machen würde. Er verfiel auf allerlei Maßregeln, dieses zu verhindern, mancherlei Unterhandlungen wurden angeknüpft und wieder abgebrochen; bis man endlich nach vielfältigen Berathschlagungen mit den Herren und Baronen des Lan-

des dahin übereinkam, daß Carl von Chatillon, der ältere Bruder des Grafen von Blois, und, von der Mutter her, ein Neffe des Königs von Frankreich, die Johanna von Penthievre zur Gemalin erhalten sollte, unter der Bedingung, daß Carl, bei der Vermälung, Namen, Wahlspruch und Wappen von Bretagne annehmen, und, nach dem dereinstigen Absterben Johanns des Guten, Herzog von Bretagne werden sollte. Der größte Theil der Bretagnischen Herren und Baronen leisteten Carl'n als ihrem künftigen Oberherrn den Eid der Treue, und weil auch Johann von Montfort kein Mißvergnügen darüber äußerte, durfte man mit freudiger Zuversicht hoffen, daß Carl dem guten Johann einst ohne Schwierigkeiten in der Herrschaft von Bretagne würde folgen können.

Als die zur Eröffnung des ausgeschriebenen Thurniers bestimmte Zeit erschienen war, reiste Robert in dem kostbarsten Aufzug, der ihm nur möglich war, nach Rennes ab, unsern Bertrand aber ließ er auf seiner Burg zurück. Aber der ruhmbegierige Jüngling konnte der Versuchung dieser köstlichen Gelegenheit nicht widerste-

hen, sich im Angesicht der größten und trefflichsten Männer seines Vaterlandes vielleicht auszuzeichnen. Kaum war der Vater fort, so war er auch schon entschlossen, ihm zu folgen. Aber auch nicht ein Pferd war zurückgeblieben. Doch das schreckte ihn nicht ab. Er nahm ein Mutterpferd aus der Stuterei, und eilte damit nach Rennes. Sein schlechtes Ansehen und seine elende Ausrüstung zogen alle Augen auf ihn. Er war ein Gegenstand des Spottes derjenigen, die ihn und seine Verdienste nicht kannten; denn nach der Sitte jener Zeiten war es für den Edelmann eine Schande, eine Stute zu reiten.

In diesem traurigen Aufzuge mischte er sich unter die Menge der Zuschauer. Staunend erblickte er die von Gold und Edelsteinen schimmernden Kämpfer, die wehenden Federbüsche und Helmdekken, und die schön geharnischten Pferde. Der laute Schall der Trompeten, das Jubelgeschrei dieser großen Versammlung, welches die Sieger umtönte, drang in seine Ohren, und sein für den Ruhm geborenes Herz wurde von dem schönen Gefühl

einer unüberwindlichen Nacheiferung ergriffen. Mit dem tiefsten Schmerz blickte er auf sich selbst. Er beklagte es, daß sein elender Aufzug ihm nicht erlaube, sich den Damen zu nähern, noch an diesen glänzenden Kämpfen Antheil zu nehmen. Der grausamen Härte seines Vaters, die ihn um dieses Vergnügen brachte, machte er in seinem Herzen die bittersten Vorwürfe. Traurig sah er mehrere Rennen mit an. Endlich bemerkte er einen Ritter, welcher, nachdem er wiederholt mit großem Glücke gekämpft hatte, die Stechbahn verließ und nach seiner Wohnung zurückkehrte. Diesem folgte er auf dem Fuße und bis in sein Zimmer nach. Hier warf er sich vor ihm auf die Knie nieder, nannte seinen Namen, und bat und beschwor ihn, ihm ein Pferd und Waffen zu leihen, damit er auch kämpfen könne. Der Ritter, über die Lebhaftigkeit des jungen Knappen erstaunt und verwundert, gewährte sogleich seine Bitte, legte ihm selbst die Waffen an, und befahl, ihm ein frisches Pferd zu geben. Bertrand, über den glücklichen Erfolg seiner sonderbaren Bitte höchst vergnügt, bestieg von Freude und Hoffnung erfüllt, seinen

Gaul, eilte nach dem Thurnierplatz zurück und stellte sich in die Schranken.

Kaum war der neue Angreifer angekommen, so erschien, nach der Sitte dieser kriegerischen Spiele, ein Ritter von der Parthie der Platzhalter in der Rennbahn, den Kampf mit ihm aufzunehmen. Bertrand winkte mit der Hand, die Trompeten gaben das Zeichen zum Angriff, die beiden Kämpfer ließen den Pferden die Zügel schießen, und rannten mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit gegen einander. Sogleich faßte Bertrand das Visier seines Gegners so geschickt mit der Lanze, daß er ihm den Helm vom Kopfe weghob. Der Stoß aber, welchen er ihm dabei versetzt hatte, war so heftig, daß der Ritter ohnmächtig zur Erde stürzte, und nebst dem Pferde auf dem Platze lag. Nachdem er sich wieder erholt hatte, hoffte er sich bei einem zweiten Rennen Genugthuung zu verschaffen; allein er war eben so unglücklich als das erstemal.

Hierauf erschien Robert Du-Guesclin, einer von der Parthie des überwundenen Ritters, in der Bahn. Bertrand machte sich fertig, gegen

ihn zu rennen; als er ihn aber an seinem Schild und Waffenrock erkannt hatte, ritt er zwar bis gegen die Mitte der Bahn auf ihn zu, jedoch nur, um die Spitze seiner Lanze gegen ihn zu neigen, und eine tiefe Verbeugung zu machen, zum Zeichen, daß er aus Achtung nicht mit ihm kämpfen wolle. Die ganze Versammlung erstaunte über dieses Benehmen, und suchte den Grund desselben in dem großen Ruf des Robert; denn er war einer der tapfersten und gefürchtetsten Ritter in ganz Frankreich.

Ein dritter von der Parthei der Platzhalter kam herbei, den Unfall des ersten wieder gut zu machen, allein Bertrand versetzte ihm einen so heftigen Stoß gegen den Helm, daß derselbe auf zwölf Schritte weit flog, der Ritter selbst aber, hart getroffen, vom Pferde stürzte. Funfzehnmal hintereinander rannte der junge Held, und immer mit demselben Glück; denn alle seine Gegner wurden bügellos. Die ganze Versammlung war über die Geschicklichkeit dieses unbekannten Kämpfers erfreut und erstaunt. Die Herolde nannten ihn den irrenden Ritter, und bei allen Anwesenden stieg die Ungeduld,

den Namen dieses außerordentlichen Unbekannten zu wissen, mit jedem Augenblicke höher.

Unter den Kämpfern, die zugegen waren, befand sich ein Ritter aus der Normandie, der für einen der geschicktesten in ganz Europa gehalten wurde. Diesen veranlaßte man, es mit dem furchtbaren Abentheurer aufzunehmen und ihm das Visier wegzustoßen, damit man erfahren möchte, wer er wäre. Der Normann erbot sich zum Kampf, und nachdem Bertrand ihn angenommen hatte, zerstieß er zwar gleich im ersten Anrennen das Visier des jungen siegreichen Kämpfers; allein dieser faßte, wie man erzählt, ihn im Vorbeirennen so gewaltig mit dem linken Arm um den Leib, daß das Pferd unter ihm weglief. Nun schleppte er den Ritter bis an die Schranken der Bahn, und dann warf er ihn nieder. Indem aber dieser letzte Sieg die höchste Verwunderung erregte, hatte man auch schon erkannt, wer der tapfre Kämpfer sei.

Robert, als er seinen Sohn erblickte, wurde bei dem Gedanken an die Ehre und den Ruhm, welche derselbe in Gegenwart des Herzogs, des

ganzen Hofs und der Edelsten seines Vaterlandes erlangt hatte, so lebhaft von Freude ergriffen, daß er auf ihn zugieng, ihn in seine Arme schloß, und vor der ganzen Versammlung versprach: er wolle in Zukunft nichts versäumen, ihm alle Gelegenheit zu verschaffen, diesen ersten so rühmlichen Ruf vermehren zu können. Alle Freunde und Bekannte nahmen den lebhaftesten Antheil an dem Ruhm des jungen Helden. Einmüthig wurde ihm der Preiß des Thurniers von der ganzen Versammlung zuerkannt. Begleitet von dem größten Theil des anwesenden Adels und der ganzen Menge des Volks gieng er nach der Cathedralkirche, um Gott für seinen Beistand zu danken, und hierauf zu dem Ritter, der ihm Pferd und Waffen geliehen hatte, ihm seine Dankbarkeit zu bezeugen. Darnach führte man den glücklichen Sieger in den Saal des Festes, wo er von dem Herzog, den anwesenden Fürsten, Herren, Rittern und Edlen mit Glückwünschen überhäuft wurde.

Sechstes Kapitel.

Das war der Eintritt unsers Freundes in die Welt, begleitet von Glück und Ruhm. Von nun an erblicken wir ihn auf dem großen Schauplatz der Begebenheiten. Nothwendig ist es jetzt, hier einen flüchtigen Blick wenigstens auf diejenigen derselben zu werfen, welche ihn zunächst umgaben, und des damaligen Zustandes und der Verhältnisse von Frankreich, dessen schöner Boden den vielversprechenden Jüngling hervorgebracht hatte, mit einigen Worten zu erwähnen.

Philipp von Valois, als König, Philipp der Sechste, beherrschte das alte Reich der Franken. Im Jahr 1328 hatte er nach Abgang der ältern Capetingischen Linie, mit Einwilligung der Nazion den Thron bestiegen, und damit eine neue Dynastie eröffnet. Es geschah auf folgende Weise. Carl

der Schöne, der letzte des ältern Capetingischen Stammes, starb ohne männliche Erben, aber mit Hinterlassung einer schwangeren Gemalin. Es war ein Reichsverweser nöthig. Den nächsten Anspruch darauf glaubte Eduard der Dritte, König von England, als Enkel Philipp des Schönen von mütterlicher Seite, und Schwestersohn des verstorbenen Königs, machen zu können; allein Philipp von Valois setzte sich, als erster Prinz vom Geblüt, in Besitz, die Regentschaft wurde ihm feierlich übertragen, und als die verwittwete Königin mit einer Tochter niedergekommen war, setzte man ihm die Krone auf, weil nach altfränkischem Herkommen die Töchter von der Thronfolge ausgeschlossen waren.

Eduard schwieg nicht allein stille dazu, sondern leistete auch bald darauf, als Herzog von Guyenne, dem neuen König zu Amiens den Vasalleneid. Mit Recht konnte man nun hoffen, daß es ihm nie einfallen würde, demjenigen die Krone streitig zu machen, für dessen Vasallen er sich öffentlich und feierlich erklärt hatte.

Doch den Eiden der Könige ist nicht zu ver=

trauen. Nie vergiebt ihre Habsucht denen, welche ein Gut errangen, nach dem sie selbst irgend einmal strebten. Hier kam der alte Nazionalhaß zwischen Engländern und Franzosen noch dazu. Neid und Mißtrauen zwischen Philipp und Eduard schlugen endlich in öffentliche Feindschaft aus, die, weil sie beide Könige waren, sich nur in dem Blute von Tausenden nähren konnte. Keiner war darauf bedacht, die Freundschaft des andern zu erhalten. Man fieng damit an, gegenseitig die offenbaren Feinde des andern, Männer, die für Hochverräther und Rebellen erklärt waren, in Schutz zu nehmen und zu begünstigen. In der Folge gieng man weiter. Bald hatten beide eben so viele Ursachen, sich über einander zu beklagen, als sich zu vertheidigen; indem aber jeder zu stolz war, das letztere zu thun, fand man es endlich zu spät, nachzugeben.

Ohne erst die ausdrückliche Kriegserklärung des andern zu erwarten, war nun auch jeder darauf bedacht, sich durch Bundesgenossen zu verstärken. Eduard suchte die seinen in Deutschland, und besonders in den Niederlanden, weil

er wohl wußte, daß von da aus der nachdrücklichste Angriff gegen Frankreich gemacht werden könnte. Durch die Bemühungen seines Schwiegervaters, des Grafen von Hennegau, und durch englische Geldsummen wurden der Herzog von Brabant, der Erzbischof voll Cölln, der Herzog von Geldern, der Graf von Jülich, der Graf von Namur, nebst vielen andern deutschen und niederländischen Herren, für England gewonnen. Noch fehlten die Flamländer. Ihren Herrn, den Grafen von Flandern, zu gewinnen, war nicht möglich; denn er war nicht allein wegen einiger seiner Besitzungen ein französischer Vasall, sondern auch dem Philipp von Valois noch insbesondre durch die Pflichten der Dankbarkeit verbunden. Man schlug also einen andern Weg ein, den, das Volk zu gewinnen; denn zur Erreichung ihrer Zwecke halten es die Könige nie für schändlich, die Unterthanen anderer zum Aufruhr zu bewegen.

Schon lange hatten sich in Flandern zwei große Partheien an einander gerieben. Die eine bestand aus dem Grafen und dem größten Theil des

Adels, die andere aus den Einwohnern der durch Handel und Gewerbe reichen und mächtigen Städte. An der Spitze der letztern stand eben jetzt Jakob von Artevelden, ein reicher Bürger und Methbrauer zu Gent. Er übte eine strengere und drückendere Herrschaft über die Parthei, deren Anführer er war, als der rechtmäßige Oberherr jemals hatte wagen dürfen. An ihn wendete man sich von Seiten des englischen Hofs, und stolz darauf, von einem König zum Bundesgenossen gesucht zu werden, wußte er seine Landsleute bald für Eduards Interesse zu gewinnen.

Philipp, von diesen Unterhandlungen seines Feindes unterrichtet, verabsäumte unterdessen auch nichts, was dazu dienen konnte, seine Parthei zu verstärken, um den vorauszusehenden Angriffen seines Feindes mit Nachdruck die Spitze bieten zu können. Er verband sich mit dem König von Navarra, dem Herzog von Bretagne, dem Grafen von Bar, und versicherte sich der Treue seiner andern großen und mächtigen Vasallen. Er ließ hier und dort, und nicht verge-

bens um Freunde werben; denn außer dem König von Böhmen, versprachen ihm der Pfalzgraf Heinrich am Rhein, der Herzog von Baiern, die Herzoge Albrecht und Otto von Oesterreich, der Bischof von Metz, Wallram Graf von Zweibrücken, Heinrich Graf von Vaudemont, Heinrich Graf von Saarbrücken, der Herzog von Lothringen, der Marggraf von Montferrat, der Graf von Genf und andere ihren Beistand.

Endlich kam Eduard auf Arteveldens Rath selbst in die Niederlande, um durch seine persönliche Gegenwart die dortigen nach dem Tode seines Schwiegervaters, des Grafen Wilhelms, zaghaft gewordenen Bundesgenossen aufzumuntern und standhaft zu erhalten. Philipp, welcher den Angriff jetzt ganz nahe vermuthete, glaubte nun auch nicht länger schonen zu müssen. Er befahl dem Seneschall von Perigord und Querci, das Herzogthum Guyenne und alle Besitzungen Eduards in der dortigen Gegend an ihn zu übergeben. Eben dasselbe verlangte er von den Beamten zu Amiens wegen der Graf-

schaft Ponthieu. Der in dem darüber ausgefertigten königlichen Schreiben angeführte Bewegungsgrund war, weil Eduard, König von England, dem Robert von Artois, dem geschwornen, aus Frankreich vertriebenen, und des Hochverraths schuldig erklärten Feind des Königs, in seinen Staaten Aufenthalt verstatte, und ihn wider alle, als Vasall und Pair von Frankreich, ihm zukommende Treue und Pflicht schütze und schirme.

Eduard, nachdem er seine Anstalten in den Niederlanden getroffen hatte, schickte hierauf zuerst durch den Bischof von Lincoln, einen seiner treusten und thätigsten Räthe, dem König von Frankreich den Fehdebrief zu, und ohne Verzug rückte man sogleich, es war im September des Jahres 1339 gegen einander ins Feld. Philipp vermied eine Hauptschlacht, und wußte seine Feinde durch den sogenannten kleinen Krieg und Abschneidung der Lebensmittel dergestalt abzumatten, daß sie bei Einbruch des Winters genöthigt waren, sich wieder nach Brabant zurückzuziehen.

Eduard verlor jedoch bei diesen Unannehmlichkeiten den Muth nicht. Auf Arteveldens Vorstellungen ließ er sich noch vor Ablauf desselben Jahres zum König von Frankreich ausrufen, und Titel und Wappen der französischen Könige beilegen. Davon hatte er zunächst den großen Vortheil, daß die Flamländer ihm als dem rechtmäßigen Herrn der französischen Krone huldigten, und er ihrer Treue desto fester versichert wurde. Im folgenden Jahr gewann er die große Seeschlacht bei Sluys, in welcher die Admirale Philipps einige hundert Schiffe und wenigstens zwanzig tausend Menschen verloren.

Wir übergehen die einzelnen Vorfälle dieses Kriegs mit Stillschweigen, und erwähnen nur einiger besondern Merkwürdigkeiten desselben. Die beiden Könige kamen einander endlich mit ihren Heeren in der Gegend von Dornick, bis auf die Entfernung weniger Stunden, nahe. Da schickte Eduard dem Philipp von Valois durch einen Herold eine Ausforderung zu, welche den Antrag enthielt, ihre Ansprüche auf die französi-

sche Krone entweder durch einen persönlichen Zweikampf unter einander, oder durch ein Gefecht von hundert Mann gegen hundert, oder durch eine allgemeine Schlacht auszumachen. Philipp entgegnete darauf: Eduard habe ihm wegen des Herzogthums Guyenne feyerlich den Vasalleneid geleistet, und seine Oberherrschaft öffentlich erkannt; es käme ihm also auf keine Weise zu, seinem Lehns- und Oberherrn eine Ausforderung zuzuschicken. Er gedächte auch, ihn, ohngeachtet seiner großen Zurüstungen und seiner Verbindung mit den aufrührischen Flamländern, dennoch bald von den französischen Grenzen zu vertreiben, um so mehr, da Eduards Angriff ihn an der Ausführung eines Kriegszugs gegen die Ungläubigen gehindert hätte, und er sich also auf den Beistand Gottes verlassen könnte, der seine frommen Absichten belohnen, und ihn, seinen Feind, dessen ungegründete Ansprüche auf die französische Krone seinen frommen Vorsatz hintertrieben hätten, strafen würde. Uebrigens sei auch der Zweikampf, welchen man ihm vorgeschlagen habe, sehr ungleich; denn Eduard wolle

nichts weiter als seine Person gegen das Königreich Frankreich und die Person des Königs wagen, da er doch, um den Kampf einigermaßen gleich zu machen, wenigstens das Königreich England mit auf den Ausgang des Zweikampfs wagen müßte. Nur in diesem Fall würde er, ohngeachtet die Bedingungen noch immer ungleich blieben, die Ausforderung annehmen. Dazu hatte nun Eduard sehr natürlich nicht Lust; und der vorgeschlagene Zweikampf unterblieb.

Man sah nun täglich einer Hauptschlacht entgegen, als wider Vermuthen ein Waffenstillstand zu Stande kam, und zwar durch die Bemühungen einer klugen Frau, der Johanna, verwittweten Gräfin von Hennegau und Holland, Philipps Schwester. Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß ihr Bruder geneigt sei, sich mit seinem Gegner zu vergleichen, gieng sie unter dem Vorwand, ihre Tochter, die Königin von England, zu besuchen, ins englische Lager, und brachte es durch ihre Demonstrationen wirklich dahin, daß Eduard, von der Gefahr und

dem zweifelhaften Ausgang seines Unternehmens überzeugt, ihre Vermittelung annahm. Auf diese Weise kam im September des Jahres 1340 ein Waffenstillstand auf neun Jahre zu Stande, der in der Folge noch auf zwei Jahre verlängert wurde.

Siebentes Kapitel.

Die durch den Stolz, Neid und Eifersucht zweier Könige zuerst angefachte Kriegsflamme schien glücklich unterdrückt zu seyn, und es war Hoffnung da, während des Waffenstillstandes die Funken, welche noch unter der Asche glimmten, vollends ausgehen zu sehen, als das Vaterland unsers Helden die Veranlassung zu ihrem Wiederauflodern wurde, und eine fürchterliche Glut bewirkte, welche nicht allein dieses unglückliche Land selbst zwei und zwanzig Jahre verheerte, sondern auch ganz Frankreich und England ergriff.

Als Johann der Gute, Herzog von Bretagne, welcher den König Philipp auf seinem Kriegszug gegen Eduard begleitet hatte, nach geschlossenem Waffenstillstande im Frühling 1341 wieder in seine Staaten zurückkehren wollte,

überfiel ihn zu Caen eine tödliche Krankheit. Sein Bruder, Johann von Montfort, der ihn begleitete, von den Aerzten unterrichtet, daß keine Hoffnung zu seinem Aufkommen da sei, ließ nichts unversucht, die letzten Stunden des Kranken zu seinem Vortheil zu benutzen. Er bat ihn, ihn doch zu seinem Nachfolger zu ernennen; stellte ihm vor, daß wenn er dem Carl von Chatillon die Nachfolge verstattete, der Ruhm und Glanz der Nachkommen ihres Ahnherrn Petros von Dreux auf immer verlöschen würde; daß die tapfern Bretagner sich nur mit Schmerz der Herrschaft eines Weibes unterwerfen könnten, und daß ihre alte Liebe zu der Familie der Dreux ihnen die Herrschaft eines Fremden unerträglich machen würde. Johann antwortete ihm, daß er das, was er über die Nachfolge verabredet habe, nicht eigenmächtig, sondern mit Einwilligung aller Stände gethan; daß seine jetzige Lage ihm nicht erlaube, sich weitläuftig darüber auszulassen, denn die wenigen Augenblicke, die er noch zu leben hätte, wären zu kostbar, als sie mit etwas anderm als Gedanken an den Tod auszufüllen. Er lege

diese wie alle andere irdische Angelegenheiten in die Hand Gottes, vor dem er nun bald erscheinen würde.

Bald darauf starb er. Man brachte seinen Körper nach Ploermel, und begrub ihn dort, wie er gewünscht hatte. Kaum aber hatte Montfort seinem Bruder die letzte Ehre erzeigt, so bemächtigte er sich seiner hinterlassenen Schätze, versammelte mit Hülfe derselben ein ansehnliches Heer, brachte in kurzer Zeit die Städte Brest, Rennes, Hennebon und Aurai in seine Gewalt, gieng hierauf nach England, wo es ihm gelang, den König Eduard, durch das Versprechen, ihm als König von Frankreich den Vasalleneid wegen des Herzogthums Bretagne abzulegen, für sich zu gewinnen, und von solchen Hoffnungen begleitet kam er wieder nach Bretagne zurück. Carl von Chatillon suchte unterdessen Hülfe bei seinem Oheim, dem König Philipp, welcher mit Einwilligung der Pairs von Frankreich beschloß, diesen Handel vor dem Gerichtshof derselben rechtlich entscheiden zu lassen. Das Urtheil derselben sprach das Herzogthum Bretagne dem

Carl von Chatillon, als dem Gemal der rechtmäßigen Erbin desselben, zu, Johann von Montfort aber wurde von der Nachfolge ausgeschlossen. Carl legte hierauf dem König Philipp als Herzog von Bretagne und Pair von Frankreich den Eid der Treue ab. Der König schlug ihn zum Ritter, versprach ihm die thätigste Hülfe, und schickte auch sogleich seinen ältesten Sohn Johann, Herzog von der Normandie, mit einem zahlreichen Heer nach Bretagne. Dieser schloß den Montfort in Nantes ein, machte ihn, nachdem die Stadt durch Verrätherei übergegangen war, zum Gefangenen, und schickte ihn nach Paris, wo er im Louvre eingesperrt wurde.

Nachdem er dergestalt als die Seele von dem ohnehin nicht starken Körper seiner Parthei getrennt worden war, schien der letzte männliche Nachkomme der alten Regenten von Bretagne gänzlich unterdrückt, und seine Ansprüche für immer vernichtet zu seyn. Doch seine Feinde frohlockten zu früh. Kaum hatte seine Gemalin, Johanna von Flandern, die Nachricht von seinem traurigen Schicksal erhalten, so wurde sie von

einem bei ihrem Geschlechte seltenen Heldenmuth ergriffen, der sie zu dem kühnen Entschluß brachte, einen Versuch zu machen, das wankende Glück ihres Hauses wieder zu erheben. Sie ließ die Einwohner von Rennes, wo sie sich eben aufhielt, versammeln. Mit dem Schwerd in der Hand und dem einzigen einjährigen Sohne auf dem Arm, trat sie unter die versammelte Menge. Mit hinreißender, von den Lippen eines Weibes doppelt rührender Beredtsamkeit schilderte sie das Unglück ihres Mannes, empfahl den unmündigen Knaben, als den einzigen männlichen Nachkommen ihrer alten Fürsten aus dem Hause der Dreux, die so gut und milde regiert hätten, und von ihnen jederzeit herzlich geliebt worden wären, ihrer Treue und Fürsorge, und erklärte endlich: daß sie selbst entschlossen sei, in einer so gerechten Sache alles mit ihnen zu wagen. Hierauf machte sie ihnen bekannt, daß sie auf Hülfe aus England rechnen könnte, und ermunterte sie, ihre alte Freiheit tapfer zu vertheidigen. Ein allgemeiner Zuruf der versammelten Menge versicherte ihr, man sei bereit, für sie und ihr Haus zu leben und

zu sterben. Die meisten Städte und befestigten Plätze des Landes folgten diesem Beispiel. Die junge Heldin, davon benachrichtigt, reiste von Ort zu Ort, sprach den Besatzungen Muth ein, versorgte sie mit den nöthigen Vorräthen und Lebensmitteln, und verabredete mit ihnen einen besondern Vertheidigungsplan. Ihren kleinen Sohn schickte sie nach England, theils um seiner Sicherheit willen, theils um Eduard durch ein solches Pfand desto gewisser zu ihrer Unterstützung zu gewinnen. Sie selbst begab sich nach der Feste Hennebon, um dort die versprochenen englischen Hülfstruppen zu erwarten.

Carl von Chatillon rückte im Anfang des folgenden Jahres an der Spitze einer der schönsten und zahlreichsten Armeen, die Frankreich je gesehen hatte, in Bretagne ein. In derselben diente auch unser Bertrand Du-Guesclin; wir wissen aber weiter nichts von ihm, als daß er sich bei der Eroberung von Rennes durch seine Tapferkeit auszeichnete. Nach derselben gieng Carl vor die Feste Hennebon, die mit eben so großem Muthe vertheidigt als angegriffen wurde. Ueberall stand

die tapfere Johanna an der Spitze der Belagerten. Wo sie gegenwärtig war, wurde jeder Sturm zurückgeschlagen, jeder Ausfall unter ihrer Leitung war den Belagerern nachtheilig, denn jeder Krieger schämte sich, einem Weibe an Tapferkeit nachzustehen, und keiner wollte in den Augen einer solchen Heldin als ein Feiger erscheinen. Eines Tages erfuhr sie, daß die Belagerer, während dem sie einen allgemeinen Sturm versuchten, eine entfernte Gegend ihres Lagers fast gänzlich von Truppen entblößt hatten. Sogleich machte sie gegen diesen Ort, an der Spitze von zweihundert Reutern, einen Angriff, durch welchen die Feinde bald in Unordnung gebracht wurden. Es erfolgte eine große Niederlage, Zelte und Vorräthe wurden ein Raub der Flammen. Während dem aber hatte sich ein großer, ihrer schwachen Menge weit überlegener, Haufe der Feinde zwischen ihrem kleinen Corps und dem Thore festgesetzt, und als sie in die Stadt zurückkehren wollte, fand sie sich abgeschnitten. Die Heldin verlor in diesem gefährlichen Augenblick die Gegenwart des Geistes nicht. Sie befahl ihren Begleitern, sich

hier und dort hin nach bestimmten Orten zu zerstreuen. An einem gemeinschaftlichen Sammelplatz fand sie dieselben wieder, brachte noch dreihundert Mann dazu auf, brach mit ihnen nach einigen Tagen durch das feindliche Lager, und kam mit dieser ansehnlichen Verstärkung glücklich wieder in der Festung an. Ein allgemeines Freudengeschrei bewillkommte sie, und von einer so seltenen Tapferkeit aufgemuntert, beschloß man, sich aufs äußerste zu wehren. Das längst erwartete englische Hülfscorps kam endlich in den Zeiten der höchsten Noth unter der Anführung des berühmten und tapfern Ritters, Walthers von Maunn glücklich an, und mit Hülfe desselben wurden die Belagerer genöthigt, abzuziehen.

Achtes Kapitel.

Der Krieg dauerte nun, zumal da bald nachher auch Eduard selbst mit neuen Truppen nach Frankreich kam, lange und heftig in Guyenne, Bretagne und der Normandie, unter mancherlei Veränderungen, fort. Johann von Montfort wurde seines Gefängnisses entlassen, starb aber im Jahr 1345 aus Verdruß über den schlechten Fortgang seiner Angelegenheiten. Im folgenden Jahr fiel unter der Anführung der beiden großen Gegner, Eduard und Philipp, die blutige Schlacht bei Cressi vor, in welcher besonders durch die Tapferkeit des jungen Prinzen von Wallis, von seiner dunkeln Rüstung und seinem schwarzen Helmbusch in jenen Zeiten gewöhnlich der schwarze Prinz genannt, die Franzosen eine fürchterliche Niederlage erlitten, die ganz Frankreich mit Schrecken und Trauer erfüllte. Die tapfre Johanna von Mont-

fort überfiel den Carl von Chatillon, als er die Festung Roche de Rien belagerte, nahm ihn, der schwer verwundet war, gefangen, und schickte ihn nach England, worauf sie der andern Parthei, welche nun gleichfalls unter der Leitung eines Weibes, der Gemalin des gefangenen Carls, stand, mehrere Jahre überlegen blieb. Endlich im Jahr 1347 kam es zu einem Waffenstillstand, welcher von Zeit zu Zeit verlängert wurde, bis Philipp von Valois, dessen Regierung so viele Unglücksfälle über Frankreich gebracht hatte, im Jahr 1350 starb.

Während dieser ganzen Zeit hat die Geschichte nichts von unserm Bertrand Du-Gueselin aufbewahrt, ob es sich gleich erwarten läßt, daß er in diesen blutigen Jahren die Fahnen Carls von Chatillon, dem er nach dem Beispiele seines Vaters ergeben war, beständig begleitet hat. Wir wissen also auch nicht, welches Schicksal ihm an jenem blutigen Tag von Roche de Rien, welcher seinem Herrn die Freiheit kostete, zu Theil geworden ist. Erst im Jahr 1351 läßt ihn die Geschichte wieder erscheinen, aber nur vorübergehend, und fast

nur, um abermals mehrere Jahre von ihm zu schweigen; gleichsam um sich Erholung zu verschaffen, die spätern glänzenden Thaten des unterdessen zum Manne gereiften Helden in einer ununterbrochenen Erzählung darzustellen.

Die vorübergehende Erscheinung desselben in dem genannten Jahre ist folgende. Der gefangene Herzog Carl erhielt von dem König Eduard die Erlaubniß, nach Bretagne zurückzukehren, unter der Bedingung, bis zur Berichtigung der ihm angesetzten Ranzion, seine Söhne als Geiseln nach England zu schicken. Johann von Beaumanoir, Marschall von Bretagne, erhielt den Auftrag, die jungen Prinzen nach England zu bringen. Einige der angesehensten und tapfersten Bretagnischen Edeln von der Parthei des Herzogs d' Yvan Cheruel, Bertrand von Saint Pern, Martin von Fechirnes, der Ritter von Penhoët und unser Bertrand Du-Guesclin begleiteten ihn. Eduard nahm sie mit jener Großherzigkeit, jener liberalen und glänzenden Artigkeit auf, die ihm eigen und eines so großen Königs würdig war. Er stellte ihnen zu Ehren ein

Thurnier zu London an, dessen Ausgang aber dadurch getrübt wurde, daß einer seiner liebsten Ritter dabei von den tapfern Bretagnern getödtet wurde. Der König hatte nicht Gewalt genug über sich, ihnen seine durch diesen Verlust verursachte böse Laune und Unzufriedenheit zu verbergen. Eines Tages, als man über die Bedingungen eines Waffenstillstandes zwischen Carl von Blois und dem Grafen von Montfort unterhandelte, und die Bretagnischen Gesandten sich weigerten, ihn zu unterzeichnen, weil sie keine Vollmacht dazu hätten, sagte Eduard: man müsse einen Waffenstillstand machen, um Zeit zu gewinnen, einen endlichen Frieden zu schließen. Er wünsche nichts mehr als den Frieden, und dieser fremde Krieg sei ihm schon lange zuwider; worauf er mit einem festern und rauhern Ton, als man von ihm gewohnt war, hinzusetzte: ob vielleicht der Waffenstillstand, welchen er vorgeschlagen habe, nicht gerecht wäre, und ob sie nicht gemeint wären, ihn zu beobachten? Die Bretagner schwiegen, und keiner wollte antworten, um ihn nicht aufzubringen. Da nahm unser

Bertrand das Wort und sagte: Sire, wir sehen den Waffenstillstand an, wie ihr ihn ansehet, und wenn ihr ihn brecht, werden wir ihn von unserer Seite auch brechen. Eduard, noch voll Verdruß über den Verlust seines Lieblings, und, wie es schien, nach einem Vorwand, den Tod desselben zu rächen, begierig, gerieth in Feuer und Flammen über diese Antwort, und mit allen Aeußerungen des Zornes entgegnete er: Ha, was! Glaubt ihr, daß ich fähig sei, einen Vertrag, zu welchem ich meine Einwilligung gegeben habe, zu verletzen? Wer kann das ohne Unbescheidenheit, und ohne mir einen unvertilgbaren Schimpf anzuthun, behaupten! Gewiß, die Urheber einer solchen Beschimpfung sollen Ursache haben, es zu bereuen. Er sagte diese letzten Worte mit einem solchen Nachdrucke, daß unsere Bretagner wirklich nichts Gutes erwarten mußten. Um einer schlechten Behandlung zu entgehen, wandte sich Yvan Cheruël zu dem König und sagte: Du-Gueſclin iſt ein junger unüberlegter Mann, der ohne Nachdenken gesprochen hat. Der König wurde dadurch wieder

beruhigt, und nachdem er ruhig über das, was Bertrand gesagt hatte, nachdachte, fand er eben so viel Kühnheit als gesunden Verstand darin, so daß er sich nicht enthalten konnte, zu den Seinigen zu sagen, die Bretagner wären kühn bis zur Verwegenheit.

Bald darauf kehrten unsre Gesandten wieder in ihr Vaterland zurück. Bertrand bestand einige kriegerische Abentheuer von geringer Bedeutung, die wir hier übergehen, und wird hierauf vier Jahre lang gar nicht in den Annalen jener Zeiten erwähnt.

Unterdessen war der Waffenstillstand zwischen Frankreich und England von Zeit zu Zeit verlängert worden, die mehrmals veranstalteten Friedensunterhandlungen aber giengen fruchtlos auseinander. Die alte Fehde, die schon so viel Blut gekostet, und das schöne Frankreich von einem Ende zum andern mit Feuer und Verwüstung bedeckt hatte, nahm im Jahr 1356 wieder ihren Anfang. Die Engländer erschienen mit zwei Heerhaufen im Feld. Der eine, unter der Anführung des Herzogs von Lancaster, trat in der Normandie auf, und

kämpfte in Verbindung mit den Anhängern des von dem König Johann kurz vorher unredlicher Weise gefangenen Königs Carl des Bösen von Navarra. Bei einem Gastmal ließ ihn Johann gefangen nehmen, vier seiner getreuesten Ritter auf der Stelle hinrichten, und ihn selbst nach einem festen Schlosse abführen. Zwei Monate hatte Johann in der Normandie mit abwechselndem Glück gegen die Navarrische Parthei gekämpft, als er nach den südlichen Gegenden von Frankreich zog, um es mit dem andern Heerhaufen der Engländer, der unter der Anführung des berühmten schwarzen Prinzen dort eingefallen war, aufzunehmen.

Der König von Frankreich stand an der Spitze eines auserlesenen Heeres von beinahe sechszig tausend Mann. Der schwarze Prinz hatte kaum den vierten Theil, war zu weit in ein fremdes Land vorgedrungen, und hätte, wäre er klug umstrickt und der Lebensmittel beraubt worden, bald durch Hunger bezwungen werden können. Aber Johann, voll Ungestüm, sich an dem Sieger von Creci zu rächen, und voll Vertrauen auf seine Uebermacht,

griff bei Maupertuis oder Poitiers mit wilder Hitze und unordentlicher Tapferkeit die Engländer und die mit ihnen vereinigten Gascogner an. Die kalte Besonnenheit und ruhige Standhaftigkeit der Angegriffenen trug den Sieg über die wilde Hitze der Angreifer davon, die nur von unachtsamen Muth und dem Streben nach Rache getrieben, ohne Ordnung und Besonnenheit gegen sie anstürmten. Der König Johann wurde selbst gefangen, mit ihm sein Prinz Philipp, siebzehn Grafen, über achthundert Ritter und Edle und noch funfzehn bis sechszehn tausend Mann. Unter den Todten, deren Anzahl man auf sechstausend Mann rechnete, lagen die größten Helden von Frankreich, und nur wenige der edelsten und vornehmsten Familien wurden durch diesen blutigen und unglücklichen Tag nicht in Trauer versetzt.

Die traurigsten und fürchterlichsten Verwirrungen, die je ein Volk betroffen haben, Auflösung aller Ordnung, innerliche Kriege, eine allgemeine Anarchie, mit allen den Schrecknissen, welche sie gewöhnlich begleiten, waren die Folgen dieses Tags und der Gefangenschaft des Königs.

Der Dauphin Carl wurde zwar zum Regenten des Reichs erklärt, aber man sah überall nichts als Aufruhr, Treulosigkeit und Empörung. Vier Jahre lang war ganz Frankreich nur ein großer Schauplatz der Verwirrung.

Neuntes Kapitel.

Wir entziehen diesen trüben Schauplatz im Allgemeinen unsern Blicken, um sie auf einen kleinen Theil desselben, das Vaterland unsers Helden, zu wenden, welches die letzte Ursache dieses verheerenden Krieges gewesen war. Von Seiten der französischen Regierung blieb es nach dem unglücklichen Tag von Poitiers seinem Schicksal überlassen. Carl von Blois mußte es ferner, so gut er konnte, allein mit den übermächtigen Engländern aufnehmen. Einer seiner treuesten Gefährten war unser Held, dessen schöne Tage nun heraufsteigen.

Noch vor der Schlacht bei Poitiers wollte sich der Herzog von Lancaster mit dem schwarzen Prinzen vereinigen. Er verließ daher die Normandie mit dem Vorsatz, bei Pont de Cé über die Loire zu gehen. Allein die Tapferkeit der dort postirten

Franzosen machte es unmöglich. Er wählte daher einen andern Kampfplatz, und gieng nach Bretagne. Hier drang er unaufhaltsam bis Hennebon vor, wo er sich mit der tapfern Johanna von Montfort vereinigte. Sie hatte nun, nachdem die Nachricht von der Schlacht bei Poitiers eingelaufen war, die größte Hoffnung, unter einem solchen Beistand endlich einen vollkommenen Sieg über Carl von Blois davon zu tragen, da er bei der jetzigen Lage von Frankreich keine Hülfe von dem Dauphin erwarten konnte. Alle Bretagner, die es mit der Montfortischen Parthei hielten, vereinigten sich mit dem Englischen Heer, und nach einer mit der Gräfin gehaltenen Berathschlagung rückte Lancaster vor Rennes. Die Hauptleute und Anführer der Carl'n von Blois getreuen Haufen, von den Gefahren, welche der Hauptstadt des Herzogthums drohten, benachrichtiget, thaten, was in ihren Kräften stand. Penhoet, Bertrand von Saint Pern und einige andere warfen sich in größter Eil mit ihren Compagnien in die Stadt. Du-Guesclin war verhindert worden, sich mit einschließen zu lassen,

aber sobald die Belagerung eröffnet war, versammelte er seine tapfersten Waffengefährten, und rückte mit ihnen ins Feld. Mit rastloser Thätigkeit umschwärmte er die Zugänge des englischen Lagers. Bald war er hier bald dort, und die Belagerer hatten viel von ihm auszustehen. Einmal überfiel und plünderte er die Handelsleute und andere, welche ihnen Lebensmittel und Vorräthe zuführen wollten; ein andermal verhinderte er sie, aufs Fouragiren auszugehen, oder er beunruhigte sie in ihrem Lager selbst; und wenigstens vergieng kein Tag, an welchem er nicht einige Gefangene machte. Er benahm sich mit so viel Klugheit bei diesem kleinen Krieg, daß es seinen Feinden, so viel Mühe sie sich auch deswegen gaben, nicht gelang, ihm etwas anzuhängen. Er war ihnen auf dem Halse, wenn sie ihn weit weg glaubten, und niemals war er da, wo sie ihn suchten.

Unter den Gefangenen, die er nach und nach machte, befand sich auch der Herr von la Poule, einer der tapfersten und geehrtesten englischen Ritter, von dem, als er gefangen worden war,

die Krieger sagten, der Bretagnische Adler habe dem englischen Huhn die Federn ausgerupft. Bertrand schickte ihn ins englische Lager zurück, und versprach ihm die Freiheit, ohne irgend ein anderes Lösegeld, wenn er ihm bei dem Herzog von Lancaster die Erlaubniß auswirkte, nebst den Seinigen nach Rennes ziehen zu dürfen. De la Poule sprach darüber mit dem Herzog, aber dieser antwortete ihm: Er werde sich wohl hüten, den Belagerten eine solche Unterstützung zukommen zu lassen, und lieber wollte er fünfhundert Bogenschützen mehr in Rennes wissen, als den einzigen Bertrand.

Der nun eintretende Winter, während welches die Belagerung unausgesetzt fortdauerte, war sehr heftig und anhaltend. Unser Held hatte nebst seinen Gefährten kein anderes Obdach, als den Himmel, und keinen Zufluchtsort, als die Wälder von Rennes und Chateau Briant. Menschen und Pferde mußten viel ausstehen, und dieses veranlaßte ihn, nach einem Zufluchtsort zu streben, von wo aus er seine Unternehmungen mit größerer Bequemlichkeit fortsetzen könnte. Er richtete sein

Augenmerk auf das in der Nähe innerhalb des Waldes von Trillé gelegene Schloß Fougeray, und beschloß, es den Engländern, die es besetzt hielten, abzunehmen. Dieser Vorsatz war aber schwer auszuführen; denn der Platz war von mehr als zweihundert Mann besetzt, sehr stark befestigt, mit Lebensmitteln, Waffen und Maschienen aufs beste versehen, und was noch mehr war, einem tapfern und erfahrnen Befehlshaber, dem Robert Brembao, anvertraut. Mit offenbarer Gewalt war nichts anzufangen, denn diese hätte nur mit einem sehr beträchtlichen Kriegshaufen gelingen können. Bertrand nahm also seine Zuflucht zur List. Er hielt sich eine Zeitlang in dem das Schloß rings umgebenden Walde verborgen, um eine günstige Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens abzuwarten. Diese glaubte er gefunden zu haben, als er eines Tages erfuhr, daß Brembao mit einem Theil der Besatzung zu irgend einer Unternehmung ausgezogen sei. Jetzt, nachdem er seine Leute versammelt, sie in einen Hinterhalt gelegt, und ihnen hinreichende Verhaltungsbefehle ertheilt hatte, wählte er drei der tapfersten,

um mit ihnen das Wagestück, welches er sich ausgedacht hatte, zu unternehmen.

Als Holzhauer verkleidet zeigten sie sich, jeder mit einem Bündel Holz beladen, vor dem Eingang der Burg, riefen den Thorwächter und fragten ihn, ob man kein Brennholz drinnen nöthig hätte. Der Wächter entgegnete, man wolle es nehmen, und sie möchten nur näher kommen. Darauf erschien er selbviert, das Holz in Empfang zu nehmen. Die Zugbrücke wurde herabgelassen und das Thor geöffnet. Unsere vier Abentheurer traten ein, und warfen ihre Holzbündel dergestalt innerhalb des Eingangs ab, daß das Thor nicht wieder zugemacht werden konnte. In demselben Augenblicke zog Bertrand eine Streitaxt, die er unter seiner ländlichen Kleidung verborgen gehabt hatte, hervor, und mit einem einzigen Schlag streckte er den Wächter zu Boden, unter dem Geschrei: Mutter Gottes, Guesclin! schon damals ein furchtbarer Siegesruf für die Engländer. Seine drei Gefährten blieben auch nicht müssig. Sie erschlugen zwei von den Kriegern, welche mit dem Pförtner herabgekommen waren;

der dritte aber, obgleich schwer verwundet, lief nach der Burg zurück, und machte dort Lärm.

Im Augenblicke stürzte die ganze Besatzung, welche noch mehr als hundert Mann stark war, heraus, unsere Abentheurer anzugreifen. Diese kämpften aber mit so viel Glück und mit solcher Tapferkeit, daß sie dieselben gegen einen Schafstall zurückdrängten. Unterdessen hatte Bertrands Compagnie, durch ein Signal benachrichtiget, ihren ersten Posten verlassen, und war glücklich in den Schloßhof eingerückt. So bald sie herein war, zog man die Zugbrücke auf, damit nicht etwa Brembao, wenn er zurückkäme, ihnen mit den Seinigen in den Rücken fallen könnte. Nun erhob sich ein allgemeiner und schrecklicher Kampf, denn man hatte keine andere Wahl, als den Sieg oder den Tod. Sieben der stärksten und tapfersten unter den Engländern griffen unsern Helden an, welcher jetzt keine andere Waffe zu seiner Vertheidigung hatte, als eine einem seiner Gegner entrissene große Axt. Mit Hülfe derselben wehrte er sich so tapfer, daß bald zwei seiner Feinde todt niedergestreckt lagen, und die anderen, da-

durch erschreckt, nur mit großer Vorsicht auf ihn eindrangen. Er wurde endlich am Kopf verwundet. Das Blut, welches häufig aus der Wunde hervordrang, lief ihm in die Augen und hinderte ihn am Sehen. Vom Verlust des Blutes und der Anstrengung, sich gegen so viele Feinde auf einmal zu vertheidigen, ermattet, würde er unterlegen haben, hätten sich nicht die Seinigen einen Weg durch die Feinde bis zu ihm gebahnt, und seine Gegner durch ihre Ueberzahl genöthiget, von ihm abzulassen. Bertrands Parthei gewann die Oberhand, keiner der Engländer entgieng dem Tod oder der Gefangenschaft, und die Burg kam in die Gewalt unsers Helden.

Die Sieger fanden eben das Mittagsmahl fertig. Sie verzehrten dieselben Speisen, welche die Ueberwundenen zubereitet hatten. Bertrand visitirte die Burg, die Magazine und Befestigungswerke, und nachdem er seine Wunden hatte verbinden und die nöthigen Befehle ertheilen lassen, verließ er sie in Begleitung von funfzig Reutern wieder, um den Paß, durch welchen Brembao zurückkommen mußte, zu besetzen.

Wirklich kam dieser noch am Abend desselben Tages zurück, und fiel in den ihm gelegten Hinterhalt. Bertrand suchte ihn selbst auf, griff ihn an und tödtete ihn auf der Stelle. Die übrigen wurden gefangen, und so waren sie alle, die am Morgen dieses Tages noch frei waren, am Abend Gefangne. Die Beute, welche Brembao bei sich führte, ließ Bertrand nach dem Schlosse bringen, und was man dort an Meubeln und Geld vorfand, vertheilte er unter seine Cameraden.

Nachdem er seine Eroberung durch eine hinreichende Besatzung gesichert hatte, war er nun wieder alles Ernstes darauf bedacht, seine Streifzüge gegen die Belagerer von Rennes fortzusetzen.

Zehntes Kapitel.

Schon dauerte die Belagerung in den siebenten Monat. Lancaster, nachdem ihm mehrere Stürme waren abgeschlagen worden, sah wohl ein, daß es unmöglich sei, sich des Platzes mit Gewalt zu bemächtigen. Seine Truppen waren so abgemattet und so übel zugerichtet, daß sie von keinem Angriff und keinem Sturm mehr hören wollten. Noch rechnete er darauf, die Stadt durch Hunger zu zwingen. Deswegen ließ er sie jetzt so eng einschließen, daß Niemand mehr weder heraus noch hinein konnte. Aber wider sein Vermuthen, war man noch sehr gut mit Lebensmitteln versorgt. Dazu kam noch die Treue der Einwohner gegen Carl'n von Blois, welche sie entschlossen machte, lieber mit Geduld das Aeusserste abzuwarten, als sich der Herrschaft der Engländer zu unterwerfen. Die Belagerung zog

sich also immer mehr in die Länge, zum großen Verdruß der Belagerer, sich so lange mit einer einzigen Stadt beschäftigen zu müssen. Man beschloß endlich in einem von dem Herzog veranstalteten Kriegsrath, um die Uebergabe zu beschleunigen, einen unterirdischen Weg unter den Mauern weg bis in die Mitte der Stadt zu führen, durch welchen man hoffte unbemerkt hinein zu kommen und sich derselben zu bemächtigen. Das Unternehmen war schwer, es wurde aber mit so vielem Fleiß und so großer Anstrengung betrieben, daß man sich nach Verlauf von sechs Wochen dem Ziele näherte.

Die Belagerten hörten von Zeit zu Zeit ein unterirdisches Geräusch, welches sie die Absicht der Feinde errathen ließ. Um sich davon zu überzeugen, ließ man in verschiedenen Gegenden der Stadt kupferne Wassergefäße, in welche man Bleikugeln geworfen hatte, auf die Erde stellen, um dadurch dem Ort, an welchem die Feinde arbeiteten, auf die Spur zu kommen. Man bemerkte auch wohl, daß sie eine Untergrabung machten, aller Anstrengung ungeachtet aber

konnte man den Ort derselben nicht mit Gewißheit entdecken, und man war um so bestürzter, da man an der heftigen Bewegung der Kugeln bemerkte, daß sich die Arbeit ihrem Ende nähere, und es die höchste Zeit sei, die nöthigen Maßregeln dagegen zu nehmen. Man stellte öffentliche Betstunden an, das Volk strömte Tag und Nacht nach den Kirchen, und warf sich vor den Altären nieder, Gott um Erbarmen zu flehen. Der tapfere Bertrand von Saint Pern, welcher den Auftrag hatte, diese Angelegenheit zu leiten, richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf die kupfernen Wassergefäße und das Hämmern und Pochen, welches man unter der Erde hörte, aber vergebens.

Endlich, nachdem die allgemeine Unruhe aufs höchste gestiegen war, trug sich eine wunderbare Begebenheit zu, sie zu mildern. Gott ließ es geschehen, daß ein Marienbild in der Kirche des heiligen Erlösers die Hand aufhob, und mit dem Finger auf den Ort zeigte, wo die Feinde arbeiteten. Zum ewigen Gedächtniß dieser so wunderbaren Beschützung des Himmels hat man noch

bis in die neuern Zeiten beständig eine brennende Wachskerze vor jenes Bild gestellt.

Sobald man nun von dem Orte, wo man die Feinde finden konnte, benachrichtiget war, wurden sogleich Arbeiter beordert, die Erde aufzugraben, und Saint Pern nebst seinen Gefährten hielt sich bereit, die unterirdischen Feinde aufzusuchen. Wirklich hatte man kaum zwölf Fuß weit gegraben, so traf man auf die Engländer, die, so bald sie gehört hatten, daß man ihnen unter der Erde entgegen arbeite, sich zurückzogen und mit Erde bedeckten, wie die Dachse vor dem Jäger. Man arbeitete aber mit so vieler Anstrengung, daß man sie bald erreichte. Nun stiegen Saint Pern, Gottfried von Saint Barthelemy, Dügont, Connetable der Stadt, und mehrere Krieger, mit dem Degen in der Hand in den Abgrund hinab. Sie machten alles nieder, was ihnen in den Weg kam, drangen bis ans Ende des Ganges vor, legten Feuer an das Holzwerk, mit welchem man die oben liegende Erde gestützt hatte, und verbrannten das ganze mühsam errichtete Werk.

Der Herzog von Lancaster war so sehr über den fehlgeschlagenen Erfolg dieser unterirdischen Arbeit, auf welchen er so viel gerechnet hatte, aufgebracht, daß er einen Schwur that, sein Lager nicht eher zu verändern, bis er seine Fahnen auf den Thoren der Stadt aufgepflanzt habe.

Nicht lange, so schien der Hunger ihn seines Schwures entledigen zu wollen. Die Lebensmittel mangelten den Belagerten bald dergestalt, daß man auf einen endlichen Beschluß bedacht seyn mußte. Das Aeusserste kam immer näher. Das Volk konnte seine Bestürzung nicht mehr verbergen. Penhoet und die übrigen Hauptleute waren von Schmerz ergriffen, als sie sich dahin gebracht sahen, einer so beschwerlichen Nothwendigkeit nachgeben zu müssen. Sie waren auf dem Punct, den Belagerten einen allgemeinen Ausfall gegen die Engländer vorzuschlagen, ohne die Folgen, welche daraus entstehen konnten, reiflich zu überlegen. Weil man aber doch einsehen mußte, wie zweifelhaft die Folgen einer solchen Unternehmung waren, kam man dahin

überein, den letzten Entschluß einer allgemeinen Versammlung der Bürger zu überlassen.

Man berief sie deswegen nach dem großen Saal des Stadthauses zusammen. Die Thüren wurden geöffnet, und es war jedem erlaubt, einzutreten. Eine tiefe Stille herrschte in dem von Menschen dicht angefüllten Saal. Penhoet, welcher als Statthalter den Vorsitz führte, setzte kürzlich die Gründe zu dieser Versammlung des Volks auseinander, und sagte zu den Bürgern: er wüßte sehr wohl, daß die Lebensmittel in der Stadt fast gänzlich aufgezehrt wären; aber er habe auch die bestimmtesten Nachrichten, daß die Belagerer gleichfalls an Allem Mangel litten, und auf keinen Fall die Belagerung noch lange fortsetzen könnten. Ein lebhaftes Geräusch entstand unter den Anwesenden. Man wollte nichts von längerer Vertheidigung hören, und mit allgemeiner Uebereinstimmung wurde beschlossen, man müsse sich ergeben, und habe nur darauf zu denken, wie man eine ehrenvolle Capitulation von dem Herzog von Lancaster erhalte.

Indem trat ein Bürger, von Liebe für sein

Vaterland und Diensteifer gegen Carl'n von Blois erfüllt, aus der Menge hervor, und verlangte das Wort. Als er es erhalten hatte, sagte er: man möchte doch bedenken, daß mit dem Verlust dieser Stadt der Untergang des ganzen Landes und des Glücks ihres Fürsten verbunden wäre. Es würde sehr unrecht seyn, irgend einen Vergleich mit den Feinden einzugehen, ohne ihn vorher von dem Zustand seiner Angelegenheiten benachrichtiget zu haben. Wenn man wollte, so wäre er bereit, sich in das Englische Lager zu begeben, um von dort aus zu entfliehen und den Herzog Carl in Nantes aufzusuchen. Seinen Zweck desto gewisser zu erreichen, gedächte er den Herzog von Lancaster zu bereden, es nähere sich der Stadt ein Entsatz von vier tausend Franzosen und Deutschen, und ihm glaubhaft zu machen, daß wenn er denselben entgegen gieng und sie angriff, er sie unfehlbar schlagen würde. Er wisse zwar sehr wohl, daß er sein Leben wage und sterben müsse, wenn der Herzog seine Aussage nicht glaubhaft fände; allein im Dienst seines Fürsten und zum Wohl des Vaterlandes fürchte er den Tod nicht,

und im Fall desselben bitte er nur seine Mitbürger, sich seiner Familie anzunehmen und für die Erziehung seiner Kinder zu sorgen.

Jedermann war über diesen Vorschlag erfreut, und mit allgemeinem Beifall wurde er angenommen. Um seine Ausführung nach Möglichkeit zu unterstützen, äußerte man die Zeichen einer allgemeinen Freude in der Stadt. Alle Glocken wurden geläutet, und in der Nacht ließ man von den Mauern Hoboen und andere Instrumente erschallen. Am Morgen machte man einen Ausfall. Der erwähnte Bürger, seine That hat seinen Namen überlebt, mischte sich unter die Streitenden, und ließ sich zum Gefangenen machen. Auf sein Verlangen wurde er vor den Herzog von Lancaster gebracht. Nachdem er ihm lange von der großen Noth der Belagerten vorgeklagt hatte, erwähnte er, wie sie ihre einzige Hoffnung auf einen nahen Entsatz gerichtet hätten. Der Herzog ließ sich wirklich bereden. In der Hoffnung, diese eingebildeten Hülfstruppen zurückschlagen und besiegen zu können, verließ er in der nächsten Nacht an der

Spitze seiner auserlesensten Truppen das Lager, um den Feind aufzusuchen. Der Bürger fand, wie er es erwartet hatte, Mittel, aus dem Lager zu entwischen, und traf nicht weit davon auf unsern Helden und seine Leute. Bertrand erinnerte sich sogleich, diesen Mann ehemals in Rennes gesehen zu haben, und nachdem er sein Abentheuer vernommen hatte, kehrte er sich zu seinen Cameraden mit den Worten: laßt uns sogleich aufbrechen, und wir sind noch heute bei unsern Freunden in der Stadt. Dem Bürger befahl er, ihm zu folgen, um allem Betrug zu entgehen; einen der Seinigen aber schickte er an Carln von Blois, ihn von dem, was vorgehe, zu unterrichten, und ihn anzutreiben, der Stadt zu Hülfe zu kommen.

Beim Anbruch des Morgens langte er mit seinen Gefährten in der Nähe des englischen Lagers an. Er machte eine Stunde Rast, um sie von den Beschwerden der Nacht ausruhen zu lassen. Hierauf marschirte er gerade auf den Feind los, griff seine Vorposten an, drängte sie zurück, und verfolgte sie so hitzig, daß er zu-

gleich mit den Fliehenden in ihrem Lager ankam. Nun breiteten sich seine tapfern Krieger auf allen Seiten aus, zündeten die Zelte und Hütten an, machten nieder, wen sie fanden, und mit einem Wort verbreiteten Mord, Blut und Schrecken durchs ganze Lager. Als man nachher weiter gegen die Stadt vordrang, stieß man auf zweihundert mit Mehl und Fleisch beladene Wagen, welche die benachbarten Landleute der Armee zuführen wollten. Du-Guesclin ließ sogleich alle diese Wagen nach der Stadt zu fahren. Er selbst folgte ihnen nebst den Seinigen, mehreren Gefangenen und aller Beute, die man fortbringen konnte, auf dem Fuße nach. Die Freude der Belagerten war unbeschreiblich. Kein Triumphator erschien jemals einer großen Volksmenge so reizend, als unser Held den Einwohnern von Rennes. Man empfieng ihn wie einen Befreier und wie einen, der kam, sie bei der Vertheidigung ihres Ruhms und ihrer Freiheit zu unterstützen.

Aus dem englischen Lager hatte man unterdessen Boten an den Herzog von Lancaster geschickt, um ihn zu benachrichtigen, daß Hülfe

in die Stadt gekommen sei. Der Herzog bildete sich ein, jene Truppen, von welchen ihn der Bürger gesagt habe, hätten einen andern Weg genommen, und wären auf diese Weise in die Stadt gedrungen. Er marschirte deswegen gleich wieder nach dem Lager zurück. Hier fand er alles zerstreut und in Asche, eine Menge Todte und Verwundete, und einen so unschätzbaren Verlust, daß er aus der Größe des angerichteten Schadens glauben mußte, die Hülfe, welche die Belagerten erhalten hätten, müsse in einem sehr ansehnlichen Truppencorps bestehen.

Eilftes Kapitel.

Das erste, was unser Bertrand nach seiner Ankunft in der Stadt that, war die Veranstaltung, daß den Begleitern der Wagen, die er mitgebracht hatte, ihre Lebensmittel bezahlt wurden. Er sagte ihnen, für diesmal sollten sie dieselben bezahlt erhalten; wenn sie aber den Feinden auf irgend eine Weise jemals wieder Unterstützung leisteten, würde er sie ohne Barmherzigkeit aufhängen lassen. Außerdem gab er ihnen hundert Flaschen Wein mit, und befahl ihnen, sie von seinetwegen dem Herzog von Lancaster zu bringen, und ihm zu sagen, daß wenn er noch weit mehr verlange, er ihm dergleichen schicken wolle; auch möchten sie dem Herzog sagen, daß wenn er es ihm damals erlaubt hätte, nach Rennes zu gehen, als er ihn durch den Herrn von la Poule darum hätte bitten lassen, wäre er nicht

genöthigt gewesen, es jetzt auf Unkosten seiner Engländer zu thun. Uebrigens sei er seiner Ehre unbeschadet sein ergebenster Diener, und er bitte ihn, dessen überzeugt zu seyn.

Die Führer der Wagen verließen die Stadt, und entledigten sich treulich des von Bertrand an den Herzog von Lancaster erhaltenen Auftrags. Sie waren es, die ihm zuerst von dem wahren Verlauf der vorgefallenen Action unterrichteten, und wie unser Held das alles mit nicht mehr als sechszig Mann ausgeführt habe. Der Herzog bewunderte den Edelmuth des braven Feindes, und als er hörte, wie er die große That mit einer Hand voll Leute ausgeführt habe, gerieth er in ein solches Erstaunen, daß er die Erzählung, welche man ihm davon gemacht hatte, für eine Erdichtung hielt.

Die Hauptleute der Stadt unterrichteten während dem unsern Helden von der Art und Weise, wie sie zeither den Feinden Widerstand geleistet hatten; sie erzählten ihm von den Angriffen und Stürmen, welchen sie ausgesetzt gewesen, und von den Ausfällen, die sie gemacht hatten,

zeigten ihm ihre Maschinen, ihre Befestigungen und Vertheidigungsanstalten. Bertrand, als er die Mauern umgieng, bemerkte, daß die Belagerer einige tausend Schweine auf die ganz nahe an dem Stadtgraben gelegene Rudolphswiese getrieben hatten. Durch einen listig erdachten, mit Klugheit und Muth ausgeführten Streich wußte er sie noch an demselben Tage in die Hände der Belagerten zu bringen, und durch diesen sehr beträchtlichen Zuwachs an Lebensmitteln ihre schon durch seine Ankunft vergrößerte Hoffnung, sich länger halten zu können, zu vermehren.

Am darauf folgenden Abend waren die vornehmsten Englischen Herren wie gewöhnlich in der Wohnung des Herzogs versammelt. Man sprach von der an diesem Tage ausgeführten List der Bürger, man unterhielt sich mit Vergnügen von unserm Bertrand Du-Gueselin, und jeder erzählte, was er von ihm wußte. Unter andern sprach der Herr von la Poule, welcher eine Zeitlang sein Gefangener gewesen war, gegen den Herzog davon, wie er mit seinen Waffengefährten und Kriegern umgehe, wie er seine

Anordnungen im Gefecht treffe, und wie er seine Feinde zu behandeln pflege. Der Herzog gerieth darüber in ein tiefes Nachdenken, und als er sich wieder gesammelt hatte, sagte er mit starker Stimme: Wenn dieser Bertrand noch lange lebt, kann es ihm nicht fehlen, einst einer der größten Feldherrn zu werden. Lancaster war ein Mann von vielem Geist und großer Erfahrung. Sein Urtheil von unserm Helden erwarb diesem die allgemeine Achtung des ganzen englischen Heeres.

Der Herzog fügte diesem Gespräch noch hinzu: Er möchte diesen braven Edelmann wohl kennen lernen; worauf der Graf von Pembarde entgegnete: daß nach allem dem Guten, was er von Bertrand gehört habe, und was man von ihm erzähle, man nicht zweifeln könne, er würde eine Einladung annehmen, wenn man ihm dieselbe nebst einem Geleitsbrief zuschicke. Der Herzog befahl sogleich einem seiner Schreiber, einen solchen Brief und zwar vierfach auszufertigen, und schickte damit einen Herold nach der Stadt ab.

Der Herold, als er am andern Morgen vor

dem Stadtthor erschien, rief der Wache zu, er habe von dem Herzog, seinem Herrn, etwas an einen ihrer Hauptleute auszurichten. Das Thor wurde geöffnet. Penhoet als erster Commandant kam herbei, ihn zu empfangen. Der Herold zeigte den Geleitsbrief des Herzogs, und bat den Ritter, ihn nach der Wohnung des Bertrand Du-Guesclin bringen zu lassen. Penhoet entgegnete, daß derselbe eben die vor ihnen liegende Schusterstraße herabkomme, und als er bemerkte, wie der Herold ihn vergebens mit den Augen suchte, setzte er hinzu: derjenige unter den fünf oder sechs Edelleuten, die er erblicke, welcher mit dem schwarzen Wams bekleidet sei, und die Streitart am Halse hängen habe, sei der Bertrand, welchen er suche. Der Herold, als er ihn betrachtet hatte, sagte zu Penhoet: der habe ja mehr das Ansehen eines Straßenräubers als eines Hauptmanns. Der Commandant antwortete: er möchte sich nur in Acht nehmen, ihm nichts unangenehmes zu sagen, sonst würde Bertrand ihm mit eben dieser Art ohne Umstände den Kopf abschlagen.

Der Herold machte Gebrauch von diesem

Wink. Als er dem fürchterlichen Manne nahe war, warf er sich vor ihm auf die Knie nieder und sagte: Sire, der Herzog von Lancaster, mein Herr, hat mir befohlen, euch in seinem Namen zu einem Besuch in seinem Lager einzuladen, und euch diesen Geleitsbrief von seinetwegen zu überbringen.

Du-Guesclin hob den Herold auf, gab den Geleitsbrief einem aus seinem Gefolge, ihn zu lesen, und sagte hernach zu dem Ueberbringer: Ich bin dem Herzog von Lancaster sehr verbunden, und werde nicht ermangeln zu kommen, um ihm die Hände zu küssen. Er kehrte hierauf in seine Wohnung zurück, um sich zu diesem Besuch vorzubereiten, wählte sich drei Edelleute zur Begleitung, und befahl seinem Cammerdiener, dem Herold hundert Goldgülden und ein Wams von Sammet zu geben.

Nach dem Mittagsessen trat er den Weg nach dem Lager an, und zwar selbviert, wie es der Geleitsbrief enthielt. Am Ausgang der Stadt erwarteten ihn vier englische Edelleute, welche

Lancaster abgeschickt hatte, ihn zu bewillkommen, und ins Lager zu geleiten.

Die Nachricht von seiner Ankunft hatte sich unter das Heer verbreitet, und ganze Haufen der englischen Krieger hatten sich an dem Weg, welchen er passiren mußte, versammelt; denn jeder war neugierig, diesen berühmten Kriegsmann zu sehen. Im Vorbeigehen hörte er, daß man von ihm sagte, er sei schwarz und vierschrötig, und habe breite und viereckige Fäuste; die allgemeine Bewunderung aber, welche man seiner Tapferkeit zollte, machte ihn gleichgültig gegen diese Bemerkungen.

Man gelangte endlich zu der Wohnung des Herzogs. Die vornehmsten Herren der englischen Armee hatten sich versammelt, den braven Bertrand zu sehen. Johann Chandes und der Herr von la Poule nebst noch zwei andern empfiengen ihn an der Thüre, und führten ihn durch eine Reihe von Bogenschützen in das Zimmer des Herzogs.

Bertrand, als er den Herzog erblickte, ließ sich, nach der Sitte jener Zeiten, auf ein Knie nieder.

Der Herzog hob ihn sogleich auf und sagte: Ich bin euch sehr verbunden für die Gewährung meiner Bitte, und heiße euch freundlich willkommen. Ich habe so vortheilhaft von eurer Tapferkeit sprechen hören, daß ich mit Ungeduld gewünscht habe, euch kennen zu lernen, und euch meiner Hochachtung und meines Wohlwollens zu versichern.

Du-Guesclin antwortete: Ich fühle mich sehr glücklich, die Gelegenheit gefunden zu haben, einem so großen Prinzen die Hände küssen zu können. Euren Befehlen gehorsam, komme ich, euch meine tiefe Ehrerbietung zu bezeugen, und zu bekennen, daß ich bereit bin, euch gegen jedermann zu dienen, ausgenommen gegen den Fürsten, an dessen Parthei ich durch meinen Eid gebunden bin.

Der Herzog, dem diese Ausnahme wohl nicht gefallen mochte, fragte: „wer denn der Chef dieser Parthei sei?"

Bertrand, ohne die Gegenwart des Geistes zu verlieren, entgegnete sogleich mit der ihm gewöhnlichen Freimüthigkeit: Ich glaube nicht,

daß dieser Chef so wenig bekannt ist, daß man nicht wissen sollte, es sei Carl von Blois, der rechtmäßige Besitzer des Herzogthums Bretagne.

Der Herzog, von dieser Antwort überrascht, erwiederte: Diese Frage ist noch nicht so entschieden, wie ihr glaubt, braver Bertrand, obgleich schon so viel Blut deswegen vergossen ist, und sie das Leben von mehr als hunderttausend Menschen kostet.

Unser Held, der nichts weiter sagen wollte, was einen Prinzen, der ihn so ehrenvoll aufgenommen hatte, hätte verdrießen können, brach diese Unterhaltung dadurch ab, daß er ihm scherzhaft entgegnete: Wohl, gnädiger Herr, man hat, wenn ihr wollt, hunderttausend Menschen und mehr getödtet, damit die, welche zuerst starben, denen, die zurückblieben, ihre Kleider hinterlassen möchten.

Er sagte diese Worte mit einem solchen Anstrich von Fröhlichkeit, daß der Herzog fast lachen mußte, ihn umarmte und sagte: Braver Bertrand, tretet in meine Dienste, ich will euch zum Ritter schlagen, euch anstellen, wie ihr es wünscht,

und euch so bezahlen, daß ihr zufrieden seyn sollt.

Bertrand fühlte sich durch diesen Antrag tief bewegt. Es war ihm, als wenn seine Tugend dadurch beleidiget worden wäre, Röthe stieg ihm ins Gesicht, und indem er den Herzog mit einem lebhaften und kühnen Auge anblickte, sagte er: Wenn ich in einer Verfassung wäre, wo ich über mein Wort und meine Zusage disponiren könnte, würde ich nichts auf einen so ehrenvollen Antrag zu antworten haben; da ich aber dem Carl von Blois den Eid der Treue geleistet habe, würde es eine mich entehrende Handlung seyn, wenn ich einem Antrag, welcher den Diensten, die ich demselben versprochen habe, zuwider wäre, Gehör geben wollte. Um der Anerbietungen, welche ihr mir zu machen die Güte habt, würdig zu seyn, bin ich gezwungen, sie abzuweisen. Denn wenn ich sie annehmen wollte, würde ich meineidig und derselben unwürdig werden. Ich bin vollkommen überzeugt, daß ein so ehrliebender Prinz eine solche leichtsinnige Unbeständigkeit, welche jeder ehrliche Mann für

Bayerische
Staatsbibliothek
München

schimpflich halten müßte, selbst misbilligen würde. Sollten aber die jetzigen Angelegenheiten einmal durch den Frieden beigelegt seyn, und ihr mir noch die Gnade erzeigen und mich für würdig halten wollen, euch mit meinem Degen bei der Eroberung eines Königreichs zu dienen, werde ich euren Befehlen mit der tiefsten Hochachtung und der größten Freude folgen, wenn es nur nicht gegen Carl von Blois ist, dessen Glück bis in den Tod zu folgen ich durch meinen Eid verpflichtet bin.

Der Herzog umarmte unsern Helden, und indem er sich zu einem von den Seinigen kehrte, sagte er: Dieses Bertrands Aeusserungen sind voll Ehre und Verstand.

Bayerische Staatsbibliothek München

Zwölftes Kapitel.

Indem drängte sich ein englischer Edelmann, Wilhelm Brembao, durch die Versammlung, und ohne auf den Ort, wo er war, noch die Gegenwart des Herzogs Rücksicht zu nehmen, redete er unsern Helden übermüthig an: Bertrand, ich habe eine Bitte an euch zu thun. Ihr seid ein artiger Mann und ein Mann von Muth, ich bin überzeugt, daß ihr sie mir nicht verweigern werdet. Ihr habt das Schloß Fougeray weggenommen, und meinen nahen Verwandten, den Robert Brembao, getödtet; ich muß diesen Tod rächen, und deswegen wünsche ich drei Hiebe mit dem Degen mit euch zu machen, und ich glaube, daß der Herzog die Güte haben wird, euch Sicherheit für diesen Kampf zu geben.

Mit dem ihm gewohnten edlen Stolz nahm unser Held den Engländer bei der Hand, und

antwortete: Ich habe niemals jemand etwas abgeschlagen; ihr verlangt von mir drei Hiebe mit dem Degen, ich bewillige sie euch, und noch drei dazu, wenn ihr Lust habt.

Der Herzog, sogleich von diesem Auftritt benachrichtiget, misbilligte das Verfahren des Brembao; weil man sich aber einmal zum Kampf entschlossen hatte, so bestimmte er den folgenden Tag dazu, und daß er in seinem Lager und in seiner Gegenwart gehalten werden sollte. Er versprach auch, daß man alle dazu nöthige Vorbereitungen treffen und die vollkommenste Sicherheit leisten werde.

Dieser Wilhelm Brembao war ein Mann von großen Verdiensten. Sein Vater, Richard Brembao, war der Anführer der Engländer in dem berühmten Treffen von Trente gewesen, so wie der noch lebende Herr von Beaumanoir der Anführer der Bretagner. Das trozige Betragen des Brembao gegen unsern Helden gab seinen Freunden Veranlassung zu der Vermuthung, die ganze Sache sei verabredet gewesen, und der Herzog habe ihn nur deswegen zu sich eingela-

den, um ihn in diese Angelegenheit zu verwikkeln, und ihn mit einem Ritter zusammen zu bringen, der für einen der tapfersten und geübtesten Kämpfer in ganz England gehalten wurde. Man hatte aber keinen rechtlichen und festen Grund für dieses Gerede, und die hohe Tugend des Herzogs von Lancaster befreiet sein Andenken und seinen Ruhm von dieser Beschuldigung.

Nachdem der Zweikampf für den morgenden Tag bestimmt worden war, brachte man Wein und Backwerk, und der Herzog, indem er unsern Helden beurlaubte, bat ihn, eines seiner schönsten und größten Pferde, als ein Andenken von ihm anzunehmen. Bertrand nahm es an, und um zu zeigen, wie er gar nicht mistrauisch sei, versprach er dem Herzog, sich zur Dankbarkeit bei dem Kampf, welchen er morgen in seiner Gegenwart halten würde, desselben zu bedienen.

Man begleitete ihn hierauf auf dieselbe Weise, wie er empfangen worden war, wieder nach der Stadt zurück.

Der Herold berichtete dem Herzog, wie ansehnlich er von dem Du-Guesclin beschenkt wor-

den sei, worüber die englischen Herren aufs neue in Erstaunen und Bewunderung geriethen; denn eine solche Freigebigkeit war in diesen Zeiten nur der Pracht eines großen Königs angemessen.

Unser Held benachrichtigte nach seiner Zurückkunft in die Stadt alsbald Penhoet und seine andern Freunde von dem, was ihm bei dem Herzog von Lancaster begegnet war, und wie er sich auf den folgenden Tag zu einem Zweikampf mit Brembao im Lager und der Gegenwart desselben verbindlich gemacht habe.

Penhoet fiel die Sonderbarkeit dieses Verfahrens auf. Es schien ihm ein künstlich angelegter Plan der Engländer auf seinen Freund zu seyn, und indem er fürchtete, man möchte demselben die versprochene Sicherheit nicht halten, sagte er zu ihm: Er werde es nicht gestatten, daß er sich der Treue und dem Glauben einer meineidigen und feindlichen Nazion überlasse, und es dadurch zu verhindern wissen, daß er ihm die Thore der Stadt nicht würde öffnen lassen.

Bertrand antwortete ihm: der Herzog von

Lancaster sei ein guter Gewährsmann, und besitze zu viel Ehre, um ein Versprechen, das er ihm so feierlich gegeben habe, brechen zu können. Ueberdem habe er sich nun einmal verbindlich gemacht, im Lager zu erscheinen, und das könne er ohne Gefahr seiner Ehre nicht unterlassen; mit einem Wort, er sei fest entschlossen hinzugehen, und alles zu erwarten, denn er könne keinen Zweifel in die eidliche Versicherung eines so grossen Fürsten setzen, und überhaupt glaube er nichts zu wagen, da man ja nicht läugnen könnte, daß die Engländer mit der größten Edelmüthigkeit Krieg führten, und vor allen der Herzog von Lancaster ein Fürst von großen Verdiensten sei und den trefflichsten Ruf habe.

Am Morgen des folgenden Tages verrichtete er nun zunächst seine Andacht. Er wohnte der Messe bei und ließ sich die Waffen anlegen. Das Volk hatte sich in großen Massen auf den Straßen versammelt, um sich der Ausführung seines Vorhabens zu widersetzen. Als man ihn aber unerbittlich fand, so stellte man öffentliche Gebete für den glücklichen Ausgang seines Zweikampfs an.

Endlich erschien er vollkommen gerüstet am Thor. Penhoet, von den vornehmsten Bretagnischen Herren begleitet, erwartete ihn. An ihn wandte sich unser Held mit folgenden Worten: Ich kann nicht aus der Stadt gehen, um dieses neue Abentheuer zu beendigen, ohne eure Erlaubniß, da ihr in derselben die Person des Carl von Blois, unsers rechtmäßigen Fürsten, repräsentiret. Penhoet, indem er ihn umarmte, antwortete: Gehet hin, braver Bertrand, unterstützet den Ruhm eurer Parthei, niemand ist so gut wie ihr im Stande zu beweisen, daß die Bretagner unüberwindlich sind.

Nach diesem Abschied grüßte er alle seine Freunde, ließ etwas Wein und Brodt herbeibringen, brach drei Stückchen davon, tauchte sie in ein Glas voll Wein, und aß sie zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit. Nun ließ er seinen Helm zusammenschnüren, der mit Federn und Decken geziert war, die bis auf den Rücken seines Pferdes herabfielen. Am Hals hieng ihm sein Schild und an der Seite der Degen. In dem Augenblicke, wo er fort wollte, erschien seine Tante, ihn im Na-

men des ganzen Volks zurückzuhalten; da aber dieses nicht möglich war, bat sie ihn, er möchte sie noch einmal küssen, unser Held aber sagte, sie möchte zu ihrem Gemahl zurückkehren, er verspreche ihr, zum Mittagsessen wieder bei ihr zu seyn.

Darauf verließ er die Stadt. Der englische Herold erwartete ihn in Begleitung mehrerer Feldtrompeter vor dem Thor. Diese, sobald sie ihn erblickten, schmetterten ihm tausend kriegerische Töne entgegen, und die in der Stadt unterließen nicht, ihnen zu antworten. Wilhelm Brembao war schon auf dem Kampfplatz, wo der Herzog von Lancaster mit seinem ganzen Gefolge unsern Helden erwartete. Jetzt kam er an. Er grüßte den Herzog, und im Augenblicke wurde das Zeichen zum Kampf gegeben.

Die beiden Kämpfer, mit allen nöthigen Waffen versehen, aufs beste beritten, den Schild am Halse hängend, mit dem Degen in der Faust, stellten sich auf den beiden Enden des Kampfplatzes an, und rannten mit der fürchterlichsten Wuth auf einander los. Der erste Anlauf war glücklich

für unsern Helden. Er verwundete seinen Gegner leicht, doch wurde er auch durch einen Streich, den er auf den Schild erhielt, erschüttert. Der zweite Anlauf war keinem von beiden vortheilhaft; aber von den mächtigen Streichen, welche sie sich gegenseitig auf ihre Rüstungen gaben, flogen Funken auf. Der dritte war von größerer Wirkung. Brembao hieb in die Rüstung unsers Helden, und wäre dieselbe nicht vortrefflich gehärtet gewesen, würde er sie gewiß durchgehauen haben; unser Held dagegen stach durch den Schild seines Gegners, und ungeachtet des Widerstandes, welchen der Cüras leistete, war doch dieser Streich mit einer solchen Heftigkeit geführt, daß er bis auf das Kleid durchdrang, jedoch ohne den Engländer zu verwunden.

Nach diesen drei Angriffen hätte der Zweikampf geendigt seyn sollen; aber unser Bertrand sagte zu seinem Gegner: Ich habe euch bis jetzt aus Achtung gegen den Herzog, euren Herrn, geschont; wenn ihr es aber zufrieden seid, so wollen wir noch einen vierten Gang für die Liebe der Damen machen, da könnt ihr meine wahren Kräfte

kennen lernen. Brembao, durch diese Praleret gereizt, nahm es an, und der Herzog gab auf ihr Ansuchen seine Einwilligung dazu. Sie rannten also zum viertenmal, aber mit so wuthvoller Heftigkeit, daß Brembao seinen Degen dergestalt in Bertrands Schild stieß, daß er ihn nicht wieder herausziehen konnte. In demselben Augenblicke faßte unser Held die Fugen seiner Rüstung ins Auge, und mit der größten Schnelligkeit stieß er seinen Degen bis an das Stichblatt hinein, so daß Brembao, nachdem er einigemal hin und her gewankt hatte, todt vom Pferde stürzte.

Der Sieger ergriff sogleich die Zügel des Pferdes, und ritt damit und mit dem in seinem Schilde noch feststeckenden Degen auf den Herzog zu. Er grüßte denselben, ohne abzusteigen, versicherte ihn seiner tiefsten Dankbarkeit für die ihm erzeigte Ehre, und setzte noch hinzu: Gnädiger Herr, ich kam mit einem Pferd und mit einem Degen, und kehre mit zweien zurück. Der Herzog ertheilte ihm alles das Lob, was diese That verdiente, die Engländer aber waren heftig über den Anblick eines Mannes bewegt, der einen so glor-

reichen Sieg über einen ihrer angesehensten Ritter davon getragen hatte.

Der Herold war bereit, unsern Bertrand wieder nach der Stadt zurück zu bringen. Glücklich kam er dort an. Ein allgemeines Jubelgeschrei empfieng ihn, daß man hätte glauben sollen, durch diesen Zweikampf sei der ganze Krieg entschieden worden. Er eilte sogleich zu seiner Tante, um, wie er versprochen hatte, das Mittagsmahl bei ihr einzunehmen. Dem Herold schenkte er das Pferd von Brembao, so daß derselbe aufs neue veranlaßt war, mit dem größten Lobe von seiner Freigebigkeit zu sprechen.

Dreizehntes Kapitel.

Die Belagerung dauerte nun wieder ununterbrochen fort. Die Belagerer waren beschäftigt, große Baustämme zu zimmern, denn sie wollten einen hölzernen Belagerungsthurm machen, welche bei den Deutschen Bergfriede genannt wurden. Ein solcher Thurm mußte die Höhe der Mauern der belagerten Stadt haben, hatte die Form eines reinen Vierecks, und war gewöhnlich auf jeder Seite zwanzig oder mehr Fuß lang. Er hatte einige Stockwerke, und wurde auf Rädern oder Walzen bis an den Grund der Mauern angeschoben. Oben war er mit einer Brücke versehen, welche von denjenigen, welche darauf befindlich waren, je nachdem sie es wollten, auf die Brustwehr der Mauern niedergelassen wurde. Mit Hülfe dieser Brücke konnten die Belagerer mit den Belagerten Mann gegen Mann käm-

pfen, und während dem man den Thurm mit so vielen Truppen besetzte, als nur nöthig waren, konnten die, welche auf der Brücke kämpften, unglaublich unterstützt und angefrischt werden. Gesetzt also auch, daß die in der Stadt den Angreifenden den lebhaftesten und tapfersten Widerstand entgegen setzten, konnten sie ihnen doch nichts anhaben; denn kamen sie in Noth, so durften sie sich nur in den Thurm zurück und die Brücke aufziehen, und sie waren in der größten Sicherheit. Dergleichen Belagerungsthürme waren daher von großem Nutzen für die Angreifer; denn sie waren dadurch nicht nur des beschwerlichen Minengrabens überhoben, sondern vermieden auch die mit dem Sturmlaufen unvermeidlich verknüpften Gefahren. Dazu kam noch, daß man in diesen Zeiten, vor dem Gebrauch der Kanonen, kein Mittel hatte, diese Thürme zu zerstören; denn mit Feuer, welches allein hätte wirksam seyn können, war ihnen von aussen nicht beizukommen, da sie, um sie dagegen zu schützen, mit Eisen und Kupferblech beschlagen waren.

So lange der Herzog von Lancaster noch hoffen konnte, die Stadt durch Hunger zur Uebergabe zu bringen, hatte er unterlassen, von dieser Maschine Gebrauch zu machen. Nachdem er aber, seitdem die Stadt besonders durch die Bemühungen unsers Helden aufs neue mit Lebensmitteln versehen worden war, diese Hoffnung aufgegeben hatte, und er bemerken mußte, wie sein Heer von Tag zu Tage durch Krankheiten, durch den Verlust der Equipage, durch den Mangel an Geld, an Lebensmitteln und Fourage in demselben Verhältniß unzufrieden wurde, als es an Mannschaft abnahm: beschloß er, noch einmal alle seine Kräfte aufzubieten, um die Einnahme der Stadt möglich zu machen.

Deswegen befahl er nun seinem Maschinendirecteur, einen solchen Belagerungsthurm verfertigen, und an den Fuß der Stadtmauer anschieben zu lassen. Sein Befehl wurde mit dem größten Fleiße ausgeführt, der fertige Thurm einmal in der Nacht auf Walzen gesetzt, und an dem Ort, welchen er bestimmt hatte, an die Mauer angeschoben. Gleich darauf machten auch

die Engländer mit ihrer gewöhnlichen Kühnheit einen Angriff aus demselben. Die Belagerten leisteten den kräftigsten Widerstand, und schlugen diesen ersten Anfall der Feinde mit der größten Tapferkeit zurück; allein viele brave Männer verloren dabei das Leben, und alles war mit Schmerz und Furcht erfüllt. Selbst die Anführer in der Stadt fanden sich dabei sehr bedrängt und kamen in große Verlegenheit; denn ihre besten Leute waren Bürger, über welche sie nicht nach Belieben disponiren konnten, und die Soldaten waren so zusammengeschmolzen, daß ihre Anzahl nicht hinreichend war, dieser Art von Angriffen lange zu widerstehen, da man vermuthen mußte, daß die Feinde dieselben täglich wiederholen würden.

Nach langen Berathschlagungen kamen sie endlich darin überein, einen großen Ausfall zu thun, dessen Hauptabsicht vorzüglich dahin gehen sollte, den so gefährlichen Thurm wo möglich zu verbrennen. Dieses Vorhaben war aber nicht leicht auszuführen, denn die Belagerer ließen diesen Thurm beständig von achthundert Mann

bewachen, um jeden Angriff der Belagerten auf denselben abweisen zu können. Doch die Gefahr, welche er diesen drohte, nöthigte sie, das Aeusserste zu wagen, und ein großes Unternehmen darauf zu versuchen.

Man bestimmte endlich fünfhundert Armbrustschützen zu diesem Ausfall. Jeder derselben sollte einen Bündel eingeschwefeltes Aschholz mit sich nehmen, und während dem sie ihren Angriff machen würden, sollten noch fünfhundert Mann und einige Reuterei in der Stadt bereit stehen, sie, sobald es nöthig seyn würde, zu unterstützen. Unser Held erhielt das Commando dieser Unternehmung. Mit Anbruch des Tages rückte er an der Spitze seiner braven Krieger aus der Stadt, und mit dem Degen in der einen, dem Reißbündel in der andern Hand auf die Feinde los. Die achthundert Mann, welche den Thurm bewachten, ließen sich nicht, wie man erwartet hatte, überrumpeln, sondern erwarteten ihre Gegner in der besten Ordnung. Es erhob sich ein wüthender Kampf; allein der Angriff unsers Bertrands und seiner Gefährten war so heftig, daß die Englän-

der nicht widerstehen konnten. Mehr als dreihundert blieben auf dem Platz, und die übrigen ergriff ein solches Entsetzen, daß sie über Hals und Kopf den nächsten Quartieren ihres Lagers zuflohen.

Man kam nun ohne Mühe zu dem Thurme selbst. Die Thüre wurde mit Aexten eingeschlagen, alle, die sich widersetzten, mußten über die Klinge springen, und nachdem man sich desselben bemeistert hatte, ließ Bertrand die fünfhundert geschwefelten Reißbündel hineinwerfen und anzünden. Es währte nicht lange, so stand das ganze Werk in Feuer, und ohngefähr hundert Feinde, die sich in die oberste Etage gezogen hatten, mußten jämmerlich verbrennen. Du-Gueselin erwartete das Ende dieser Feuersbrunst, denn er fürchtete, die Engländer möchten kommen und sie löschen. Endlich stürzte der Thurm zusammen, und die Flamme hörte auf zu wüthen.

Der Herzog von Lancaster, von der Niederlage der Seinigen und der Zerstörung seines Thurms benachrichtiget, war im Augenbli-

cke darauf bedacht, sich an diesen fünfhundert Armbrustschützen für den Schimpf und den Verlust, welchen sie ihm bereitet hatten, zu rächen. Er befehligte den Grafen von Pembrock, sich mit tausend Mann zwischen die Stadt und den Haufen unsers Bertrands zu postiren, um ihn an der Rückkehr in dieselbe zu verhindern. Die Belagerten hatten dieses kaum bemerkt, als sie die zur Unterstützung der Ihrigen bereit stehenden fünfhundert Mann sogleich ausrücken ließen, damit dieselben, wenn Bertrand, wie sie nicht zweifeln durften, die Feinde von vorne angreifen würde, ihnen in den Rücken fallen möchten, um unserm Helden und seinen tapfern Gefährten Luft zu machen. Dieser, welcher das Vorhaben der Feinde sogleich vermuthet hatte, rückte entschlossen auf die Stadt zu. Er sprach den Seinigen Muth ein, und stellte ihnen vor, es sei kein anderer Entschluß möglich, als entweder diesen Grafen von Pembrock, man erkannte ihn an seinem Banier, der sich ihrer Rückkehr in die Stadt widersetzen wollte, zu besiegen oder zu sterben. Augenblicklich griff man die tausend

Engländer an, die sich so lange muthig vertheidigten, bis sie ganz unerwartet von jenen fünfhundert Mann, welche aus der Stadt ausgerückt waren, auch im Rücken angegriffen wurden. Jetzt hörte aller Widerstand auf, und es erfolgte eine große Niederlage.

Der Herzog von Lancaster, um sein Vorhaben desto gewisser auszuführen, hatte unterdessen noch zweihundert Mann zu Pferde und tausend Mann zu Fuß versammelt, und sich selbst an die Spitze derselben gestellt, um unserm Helden, während dem er mit dem Haufen des Pembrock im Kampf begriffen wäre, in den Rücken und die Flanke zu fallen; indem er aber anrückte, sah er, kaum nach Verlauf einer halben Viertelstunde, den Grafen und seine tausend Mann schon gänzlich zerstreut und aus einander gesprengt wieder zurückkommen. Er beschleunigte seinen Marsch, um unsern Helden nochmals anzugreifen und ihm den Rückzug abzuschneiden. Wie war er aber erstaunt, als er diesen Bertrand, der mit schnellen Schritten die Stadt zu gewinnen, und einen abermaligen Kampf vermeiden zu wollen schien,

auf einmal Halt machen und umkehren sah, und noch mehr, als derselbe nicht blos den Angriff erwartete, sondern selbst anrückte. Der Kampf erhob sich von neuem mit aller der Hitze und der Klugheit, die von so tapfern Kriegern und zwei so großen Anführern zu erwarten war. Du-Guesclin hielt sich so gut mit seinen tausend Mann, denn jene, die ihm zu Hülfe gekommen waren, hatten sich auch mit ihm vereinigt, daß Lancaster, aller Anstrengung ungeachtet, seine Glieder nicht durchbrechen, und ihn nicht daran verhindern konnte, sich immer fechtend glücklich in die Stadt zurückzuziehen.

Diese großen und fast unglaublichen Thaten überzeugten die Engländer immer mehr von dem unbezwingbaren Muth der Belagerten, und in demselben Verhältniß schwand auch ihre Hoffnung, sich der Stadt bemächtigen zu können. Die Soldaten waren durch den immer wiederholten Verlust so muthlos geworden, daß sie alle Lust verloren hatten, es mit diesen Feinden wieder aufzunehmen. Ueberall im ganzen Heer herrschte Elend, Mangel und Klage, ja, man mußte einen allge-

meinen Aufstand fürchten, da der Soldat seit mehr als drei Monaten keinen Sold erhalten hatte. Bei dieser Lage der Sachen sahen der Herzog und sein Kriegsrath wohl ein, daß sie, durch die Gewalt der Nothwendigkeit gezwungen, die Belagerung würden aufheben müssen. Aber dabei stand die Ehre des Herzogs auf dem Spiel. Er hatte geschworen, dieses Unternehmen nicht eher aufzugeben, bis er selbst seine Fahne auf einem der Stadtthore aufgepflanzt hätte. Er war wirklich zu bedauern. Seit Jahren als der Sieger vieler blutigen Schlachten berühmt, unter dem Glücke der Waffen zum Helden herangewachsen, sollte er jetzt im reiferen Alter den Heldenglanz seiner Jugend überleben, und die Belagerung einer Stadt aufgeben, die, man möchte sagen, fast von Niemand weiter als von ihren Einwohnern vertheidigt wurde; während dem sein Vetter, der schwarze Prinz, in einem Alter von sechs und zwanzig Jahren, den glorreichsten Sieg über ein dem seinigen mehr als zweimal überlegenes Heer erfochten, und den mächtigsten König von Europa gefangen hatte. Es war wirklich

schwer, einen endlichen Schluß zu fassen. Alles kam darauf an, eine genaue Kenntniß von dem Zustand der Belagerten zu erhalten. Er beschloß, Unterhandlungen mit ihnen anzufangen, und schickte deswegen fünf bis sechs englische Herren in die Stadt, mit dem Befehle: unter dem Vorwand des Unterhandelns die Straßen zu durchstreifen und von ihrem Gefolge durchstreifen zu lassen, um sich von dem Zustand der Stadt zu unterrichten; mit dem Gouverneur und den übrigen Hauptleuten aber nichts bestimmtes auszumachen, damit er durch ihren Bericht in den Stand gesetzt werde, über das, was nun in der Sache zu thun sei, zu beschließen. Die Belagerten nahmen die englischen Gesandten ohne Umstände in die Stadt auf. Da sie aber ihren Feinden nicht trauen durften, und klug genug waren zu vermuthen, daß der Auftrag dieser Deputirten mehr dahin gerichtet seyn möchte, den Zustand der Stadt zu erforschen, als sich in ernstliche Unterhandlungen einzulassen, waren sie von ihrer Seite gleichfalls darauf bedacht, sie zu täuschen. Unser Held that einen Vorschlag, welcher allgemeinen Bei-

fall erhielt. Er befahl allen denen, die mit Lebensmitteln, mit Getraide, Mehl, Salz, Oel, eingesalzenem und frischem Fleisch handelten, ihren ganzen noch übrigen Vorrath öffentlich vor ihren Gewölben auszustellen, und zwar so, daß sie so viele Tonnen und Fässer, als nur möglich, obenhin damit belegen möchten, wenn sie dieselben von unten herauf mit andern unbedeutenden Dingen angefüllt hätten. Nachdem dieses geschehen war, gestattete man den englischen Herren, die Stadt ohne die geringste Einschränkung ganz nach ihrem Belieben zu durchstreichen. Wo sie nur hinkamen, sahen sie überall einen Ueberfluß an allen möglichen Lebensmitteln. Diese Nachricht hinterbrachten sie dem Herzog, und er, von der Wahrheit derselben überzeugt, entschloß sich, die Belagerung aufzuheben. Nur sein Gelübde stand ihm noch im Wege, und vergebens dachte er auf ein Mittel, die Lösung desselben mit dem Zwang der Nothwendigkeit zu verbinden.

Als die Hauptleute der Belagerten dieses erfuhren, thaten sie dem Herzog den Vorschlag, er möchte, wenn es ihm gefällig wäre, in Beglei-

tung von zehn Mann in die Stadt kommen, so, als wenn er Sieger wäre, die Mauer besteigen, und auf einem der Thore sein Panier zum Zeichen eines glücklichen Erfolgs aufpflanzen, gleich darauf aber die Belagerung aufheben. Der Herzog nahm diesen Vorschlag an, denn er sah ein, daß er sich auf keine Weise seines Eides würde besser entledigen können, und daß er durch die Umstände gezwungen werde, sich mit diesem eingebildeten Sieg zu begnügen, da er einen wirklichen nicht erreichen konnte.

Dieser Uebereinkunft gemäß, kam der Herzog am folgenden Tag in Begleitung von zehn Rittern in die Stadt. Penhoet, Du-Guesclin und die übrigen Anführer und Hauptleute empfiengen ihn mit aller der Achtung, die man einem Prinz von königlicher Abkunft und so großen Verdiensten schuldig war. Man überreichte ihm die Schlüssel der Stadt, er wurde von den verschiedenen Zünften und Körperschaften der Bürger begrüßt, man bewirthete ihn auf Unkosten der Gemeindekasse und machte ihm Geschenke. Nachdem diese Festlichkeiten vorbei waren, stieg er auf ei-

nes der Thore und pflanzte sein Banier auf, gieng aber auch sogleich wieder herab, um die Stadt zu verlassen. Einige unruhige Einwohner drangen mit tumultuarischer Gewalt nach dem Ort, wo die Fahne des Herzogs wehte, rissen sie heraus, und warfen sie auf die Zugbrücke hinab, und weil der Herzog in demselben Augenblicke zum Thor herauskam, traf es sich, daß sie vor seine Füße niederfiel. Ungezogen rief man ihm nach: Man habe zwar gesagt, er könne seine Fahne aufpflanzen, aber nicht, daß man sie stehen lassen wollte.

Vierzehntes Kapitel.

Sogleich nach aufgehobener Belagerung kam Carl von Blois nach Rennes, um sich von dem Zustand dieser Stadt zu belehren und weitere Befehle zu ertheilen. Er gab neue Beweise seiner Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Freigebigkeit. Er ließ Allmosen austheilen, vermehrte die Einkünfte der Kirchen, und belohnte, so viel es in seinen Kräften stand, die Treue der Helden und trefflichen Männer, die ihm die größten Dienste geleistet hatten. Es läßt sich denken, daß auch unser Bertrand dabei nicht vergessen werden konnte, da der Prinz von seinen großen Thaten während der Belagerung unterrichtet worden war. Eines Tages, als er nebst den angesehensten Männern der Stadt bei dem Fürsten war, sagte dieser in Gegenwart seines ganzen Hofstaates zu ihm: Ich wünsche euch für eure Lebenszeit den Nießbrauch

der Herrschaft von la Roche de Rien, (die einen Theil der Grafschaft Penthievre ausmachte,) und ich mache euch hiermit ein Geschenk damit. Ich füge aber die Bitte hinzu, dasselbe nur für ein Zeichen meiner Gewogenheit und nicht für eine Belohnung eurer unschätzbaren Tapferkeit anzunehmen; denn ich fühle mit Schmerz die Ungunst des Glücks, die mich verhindert, meine treuen Diener nicht meinen Wünschen gemäß belohnen zu können, hoffe aber durch die Hülfe ihrer Arme eines Tages in den Stand gesetzt zu seyn, mich der vielen Verbindlichkeiten, die ich ihnen schuldig bin, besser zu entledigen. Bertrand nahm mit Ehrfurcht die Schenkungsurkunde, welche Carl von Blois ihm darreichte, und sagte: Ich habe nichts gethan, was die geringste Aufmerksamkeit verdient; denn durch die Ehre, ein Unterthan der Herzogin, eurer Gemalin, zu seyn, bin ich verpflichtet, alles, was in meinen Kräften steht, zu unternehmen; ich protestire, von dem Geschenk, welches eure Güte mir darbietet, Gebrauch zu machen, und bei diesen Gesinnungen werde ich bis in den Tod blei-

ben. Der Herzog umarmte ihn, und schlug ihn feierlich zum Ritter.

Nachdem derselbe seine Angelegenheiten in Rennes in Ordnung gebracht hatte, beurlaubte er seine Hauptleute, und gestattete ihnen, nach ihren Schlössern zurückzukehren. Er selbst gieng nach Nantes, wo er gewöhnlich seinen Hof hielt; unser Bertrand aber zunächst nach Broon, seinen Vater zu sehen, und von da weiter nach Pontorson, woselbst seine Mutter Johanna ein Besitzthum hatte, mit dem Vorsatz, hier mit seinen Freunden eine Zeitlang die Vergnügungen eines stillen und ruhigen Lebens zu genießen.

Doch diese Ruhe war ihm nicht vergönnt; denn die Engländer konnten seinen herrlichen Sieg über den tapfersten und geschicktesten ihrer Ritter, Wilhelm Brembao, nicht vergessen. Das Andenken daran nagte an ihrem Herzen, und ermunterte sie, seinen Untergang zu bereiten. Unter andern trug ein gewisser Wilhelm Troussel, ein alter Waffenbruder jenes Brembao, tiefen Haß gegen den tapfern Bertrand im Herzen. Ihm Luft zu machen, bat er jetzt den Herzog

von Lancaster um Erlaubniß, ihn zu einem Zweikampf herausfordern zu dürfen. Der Herzog, voll Liebe und Achtung gegen unsern Helden, und überzeugt, daß Troussel ohne einen hinreichenden Grund und nur aus Unbedachtsamkeit zu diesem Vorhaben veranlaßt sei, verweigerte ihm nicht allein die Gewährung seiner Bitte, sondern verbot ihm auch, irgend etwas gegen Bertrand zu unternehmen.

Doch desto eifriger gieng Troussel darauf aus, eine Gelegenheit zur Beschwerde über unsern Helden zu finden, um für den Tod seines Freundes Rache an ihm nehmen zu können. Einer seiner Verwandten befand sich als Kriegsgefangener des Du-Guesclin zu Pontorson, weil er sich aus Armuth nicht hatte loskaufen können. Diesen Zufall benutzte Troussel, einen Abgeordneten an Bertrand abzuschicken, welcher ihn um die Freiheit seines Verwandten ersuchen, und ihm zugleich eine Obligation einhändigen mußte, in welcher er sich verbindlich machte, das zwischen ihm und dem Gefangenen verabredete Lösegeld zu einer bestimmten Zeit zu bezahlen. Unser Held, von

den Absichten des Engländers, und wie derselbe bei dem Herzog um die Erlaubniß, ihn zum Zweikampf fordern zu dürfen, angesucht habe, wohl unterrichtet, schickte die Obligation zurück, und ließ ihm sagen, er würde seinen Verwandten nicht eher frei geben, bis das Lösegeld bezahlt wäre. Das war es, was Troussel gewünscht hatte, denn jetzt hatte er einen Vorwand gefunden. Er schickte alsbald wieder einen Edelmann an Bertrand, durch welchen er über die Verweigerung seines Anerbietens Beschwerde führen, und ihn, zur Genugthuung für die ihm dadurch zugefügte Beleidigung, zum Zweikampf auf drei Gänge mit dem Degen, der Lanze und dem Dolch fordern ließ.

Bertrand wandte sich an den Marschall von Andreghem, den Generallieutenant des Königs in der niedern Normandie. Dieser erlaubte den Kampf, setzte als Richter den Tag und den Ort desselben fest, und machte noch die Bedingung, daß der Besiegte verbunden seyn sollte, hundert Goldgülden zu einer Festlichkeit für die als Zeugen dabei gegenwärtigen Edlen zu bezahlen.

Troussel gieng diese Bedingungen ein. Der Herzog von Lancaster, davon benachrichtiget, daß er ungeachtet seines Verbotes dem Bertrand eine Ausforderung zugeschickt habe, von dem es bekannt war, daß er seit einiger Zeit kränklich und von einem viertägigen Fieber geplagt sei, war mit dem Betragen des Ritters sehr unzufrieden, und befahl ihm, seinen Gegner des gegebenen Versprechens zu entbinden, indem es entehrend sei, mit einem kranken Manne zu kämpfen. Troussel gehorchte, und wollte seine Ausforderung zurücknehmen oder den Kampf aufgeschoben wissen. Doch Du-Guesclin ließ ihm zu wissen thun: Er sei nicht gewohnt, von einer einmal angestellten Parthie zurückzugehen, zumal wenn, wie diesmal, schon der ganze Adel davon benachrichtiget sei; und überdem glaube er, ohngeachtet seines Uebelbefindens, noch stark genug zu seyn, nicht allein zu kämpfen, sondern auch zu siegen. Fände er sich also an dem bestimmten Tage nicht an Ort und Stelle ein, so würde er ihn für einen Mann erklären, der nicht würdig sei, den Namen eines Ritters und ein Schwerdt

an seiner Seite zu führen. Troussel machte den Herzog von Lancaster mit dieser Antwort seines Gegners bekannt, und nun gab ihm dieser die Erlaubniß, zu thun, was die Ehre von ihm fordere.

An dem bestimmten Tag erschien der Marschall von Andreghem, nach der Sitte jener Zeiten, auf dem mit allen gewöhnlichen Ceremonien zubereiteten Kampfplatz. Er hatte zwei alte, beiden Kämpfern unverdächtige, Edelleute auserwählt, mit ihm die Richter des Kampfes zu seyn. Jedem der Kämpfer waren zwei Männer zum Beistand, welche man Grieswärtel nannte, zwei Knappen, zwei Waffenträger und zwei Trompeter zugeordnet. Für jeden von ihnen war an den entgegengesetzten Enden des Kampfplatzes ein Zelt aufgeschlagen. Die Waffen wurden in der Mitte desselben niedergelegt. Der Priester sprach den Segen darüber, und nun erschienen die Kämpfer. Man las ihnen die Thatsachen vor, wegen deren sie jetzt kämpfen sollten, und sie erkannten dieselben nochmals feierlich an. Hierauf legten sie mit verschränkten

Händen einen Eid auf das Evangelienbuch ab, daß die Sache, welche sie vertheidigen wollten, gerecht sei; daß ihre Waffen nicht bezaubert wären; noch daß sich einer gegen den andern eines unerlaubten Kunstgriffes noch einer Zauberei bedienen wolle; und endlich, daß sie sich bei ihrem Vorhaben durchaus als tapfere und rechtliche Ritter betragen wollten. Nun wurden sie gewaffnet. Die Grieswärtel gürteten ihnen die Degen an. Die Knappen brachten ihnen Pferd und Schild, und die Waffenträger Lanze und Dolch. Nach diesen Feierlichkeiten zogen sie sich jeder gegen sein Zelt zurück, ihre Helfer und Diener aber nach den vier Ecken des Kampfplatzes. Die Herolde machten durch öffentlichen Ausruf allen Anwesenden bekannt, die Kämpfer auf keine Weise zu begünstigen, weder durch ein Winken der Augen noch der Hand, noch durch irgend ein anderes Zeichen, noch durch Worte, sondern einem jeden sei tiefes Stillschweigen geboten. Jetzt schmetterten die Trompeten, die Kämpfer stiegen zu Pferd und giengen auf einander los. Der erste Gang war unserm Helden nachtheilig.

Er erhielt einen so heftigen Stoß gegen den Schild, daß er bügellos wurde, und ohnedieß von seinem Fieber geschwächt, fehlte wenig, daß er vom Pferde stürzte. Seine alten tapfern Waffengefährten und Freunde, ein Olivier von Mauny, sein Vetter, der Marschall von Beaumanoir, Bertrand von Saint Pern, sein Pathe, der Vicomte von la Belliere und andere, welche gegenwärtig waren, gaben ihn schon für verloren, und beklagten das traurige Geschick ihres Freundes, der jetzt, wie es schien, unvermeidlich die Ehre mit dem Leben verlieren würde. Doch sein großes Herz verließ ihn keinen Augenblick. So schwer er auch getroffen war, fand er sich doch bald wieder im Stande, einen neuen Gang zu machen. Sie rannten zum zweitenmal auf einander los, und unser Held versetzte seinem Gegner einen solchen Stoß mit der Lanze in die Schulter, daß derselbe schwer verwundet auf den Sand stürzte. Bertrand stieg vom Pferd, um ihm den Kopf abzuhauen; aber der Marschall von Andreghem warf einen vergoldeten Stab zwischen die Kämpfer, zum Zeichen, daß

der Kampf geendigt sei. Die Grieswärtel eilten auf die Mitte des Kampfplatzes herbei. Troussel ergab sich, zahlte die hundert Goldgülden aus, und Du-Guesclin wurde für den Sieger erkannt. Hierauf rannten noch Hamont Leraut, Johann Rusier, Tournebu und Johann Martel, Bretagner und Normannen von der Parthei unseres Helden, mit vier Engländern, die mit Troussel gekommen waren, aber nur mit stumpfen Lanzen, nach dem Ausdrucke jener Zeiten: nur zum Schimpf und nicht zum Ernst. Die Engländer wurden besiegt.

Nach geendigtem Kampf sagte unser Held zu jenem Verwandten des Troussel, der sein Gefangener war, und die Ursache zum Kampf gegeben hatte: Zum Beweise, daß er die von Troussel wegen seiner Auslösung gemachten Anerbietungen nicht aus Geiz abgeschlagen habe, gebe er ihm hiermit unter der Bedingung, daß er binnen Jahresfrist sein Lösegeld entrichte, seine Freiheit.

Funfzehntes Kapitel.

Dieser von unserm Helden abermals so ritterlich und glorreich bestandene Zweikampf fiel in die Zeiten eines zwischen den Engländern und Franzosen bestehenden Waffenstillstandes. Nach der Schlacht bei Poitiers nemlich führte der schwarze Prinz seinen gekrönten Gefangenen, den unglücklichen Johann, nach Bourdeaux. Nach reiflicher Ueberlegung fand er, daß sein Heer nicht zahlreich genug sei, die erreichten Vortheile mit Glück noch weiter zu verfolgen, so daß er bei einer unmittelbaren Fortsetzung des Kriegs den so eben errungenen Kranz des Ruhms aufs Spiel setzen könnte; da in diesem Fall zu vermuthen war, daß die Franzosen ihre letzten Kräfte anstrengen würden, um zu verhindern, daß ihr gefangener König nicht nach England hinüber gebracht würde. Er schloß also in der genannten Stadt im Frühjahr 1357

einen Waffenstillstand mit den Franzosen auf zwei Jahre. Während dem er nun seinen vornehmen Gefangenen glücklich nach England brachte, und an der Seite des mit allem königlichen Schmucke bekleideten Johann, der von einem stolzen, köstlich geschmückten Zelter getragen wurde, in seiner einfachen Tracht auf einem ungeputzten schwarzen Pferd in London einzog, ruhten seine Gefährten in Frankreich auf ihren errungenen Lorbeern. Nur in Bretagne dauerte, wie wir gesehen haben, der Krieg fort; denn Lancaster glaubte, als Verbündeter der Montfortischen Parthei gegen Carl von Blois auf jenen von seinem Vetter zwischen den beiden Königen von Frankreich und England geschlossenen Stillstand keine Rücksicht nehmen zu müssen. Ob er gleich während der Belagerung von Rennes Nachricht davon erhielt, ließ er sich doch dadurch nicht bestimmen, diese ihm so ungünstige Unternehmung aufzugeben. Anders dachte man in England; denn eben als er jene Unterhandlungen wegen Aufhebung der Belagerung geschlossen hatte, erhielt er einen königlichen Befehl, davon abzustehen. Seitdem benahm man

sich auch in Bretagne im Ganzen so, als erkenne man jenen Waffenstillstand an, doch hörte man hier nie gänzlich auf, kleine Feindseligkeiten auszuüben.

Im Frühling des Jahrs 1359 gieng der Waffenstillstand zu Ende. Man fieng die Feindseligkeiten wieder an, aber nur sehr langsam; denn beide Partheien waren zu sehr erschöpft, und zu ohnmächtig etwas Bedeutendes zu unternehmen. Endlich rückte Lancaster vor die Stadt Dinan, groß von Umfang, aber schlecht bevölkert, mit einer schwachen Besatzung und wenigen Bedürfnissen versehen. Der tapfere Ritter Penhoet, der sich einst als Commandant von Rennes so großen Ruhm erworben hatte, davon benachrichtiget, warf sich sogleich mit allen seinen Freunden in die Stadt, sie zu vertheidigen. Auch Du-Guesclin eilte alsbald aus der Normandie, von einer Anzahl Edelleuten aus der Gegend von Pontorson begleitet, herbei. Die Engländer liefen einigemal Sturm, wurden aber jedesmal durch die Tapferkeit der Belagerten zurückgeschlagen. Doch verloren diese viele Leute, und ihre Anzahl verringerte sich end-

lich dergestalt, daß sie fürchten mußten, von den Feinden übermannt zu werden, und die Stadt der Plünderung, der Gewalt und Willkühr der Soldaten ausgesetzt zu sehen. Sie beschlossen daher, dem Herzog von Lancaster eine Capitulation vorzuschlagen, in welcher sie sich verbindlich machten, ihm die Stadt zu überliefern, wenn Carl von Blois binnen funfzehn Tagen nicht Frieden machen, oder aber mit einem Entsatzheer herbeirücken würde. Lancaster nahm diese Bedingungen an, und es kam ein Waffenstillstand zu Stande, während welches die Belagerten vollkommne Freiheit haben sollten, die Stadt zu verlassen, ihre Schlösser und Burgen zu besuchen, in der Gegend umher zu streifen, ja ins englische Lager zu kommen, um sich mit den Bretagnern, die als Anhänger der Montfortschen Parthei in demselben befindlich waren, zu unterhalten.

Im Vertrauen auf diesen Vergleich verließ auch ein Bruder unsers Helden, gut gekleidet, auf einem trefflichen Schlachtpferd, nur mit dem Degen bewaffnet, und ohne alle Begleitung, eines Morgens die Stadt. Er übte seinen Gaul

auf einem nahe an derselben und im Angesicht der Feinde belegenen freien Platz, und machte hernach einen Spatzierritt durch die umliegende Gegend. Im Begriff, nach der Stadt zurückzukehren, begegnet er von ohngefähr einem berühmten englischen Krieger, Thomas von Canterbury genannt, weil sein Bruder Erzbischof dieser Stadt und Primas der englischen Kirche war. Thomas ritt an ihn heran, und fragte ihn mit übermüthigem Ton, wer er sei. Der Jüngling nannte ihm seinen Namen, daß er ein nachgeborner Bruder des Bertrand Du-Guesclin sei, und daß er herausgekommen wäre, einen Spazierritt zu machen, weil er geglaubt habe, daß der bestehende Waffenstillstand ihm dieses erlaube. Der von Canterbury, von fünf oder sechs der Seinigen, die alle wohl bewaffnet waren, begleitet, ergriff den jungen Du-Guesclin, der allein und ohne Waffen war, beim Arm, und sagte, er mache ihn zu seinem Gefangenen. Dieser zog seinen Degen, und erwiederte dem von Canterbury muthig, sie wollten erst mit einander kämpfen, und er könne ihn nicht zum Gefangenen machen. Demohnge-

achtet mußte er sich ergeben. Thomas auf dem Weg nach seiner Wohnung, wohin er den jungen Knappen bringen wollte, sagte zu ihm: Er habe schon lange nach einer Gelegenheit gesucht, dem Bertrand etwas Unangenehmes anzuthun, und seine Nazion für alle ihr zugefügten Beschimpfungen zu rächen, und setzte unter mancherlei andern Aeußerungen auch noch hinzu: daß er ohne Ranzion von tausend Goldflorenen seine Freiheit niemals wieder erhalten würde. Der junge Du-Gueselin, klug und verständig, antwortete ganz kalt: Mein Bruder ist ein armer Edelmann, führt aber mit eben so viel Ehre Krieg, als irgend ein anderer Hauptmann seiner Zeit, und hat nie etwas gethan, worüber man ihn tadeln kann. Was die tausend Goldflorenen betrifft, die ihr als Lösegeld verlangt, glaube ich dieselben nicht schuldig zu seyn; ja im Gegentheil zweifle ich keinen Augenblick, daß die Gewaltthat, welche ihr an mir begangen habt, von jedermann für eine Beleidigung des Völkerrechts und der Artikel des über den bestehenden Waffenstillstand geschlossenen Vertrags gehalten werden

wird. Unter solchen Gesprächen langten sie in der Wohnung des Thomas an, welcher seinem jungen Gefangenen sogleich zwei Bogenschützen von seiner Compagnie zur Wache gab.

Ein Bretagnischer Knappe, der in dem Hause des Robert Du-Gueselin erzogen worden war, erkannte diesen jungen Gefangenen, welchen er so oft gesehen hatte, sogleich, und kaum hatte er sich von dem Abentheuer, welches demselben begegnet war, unterrichten lassen, so lief er nach der Stadt, um den Bertrand, für welchen er noch eine große Zuneigung hatte, davon zu benachrichtigen. Er fand ihn auf einem öffentlichen Platze, als Zuschauer des Ballspiels, welches daselbst gehalten wurde, grüßte ihn, und wurde sogleich von dem Helden erkannt. Der Knappe nahm ihn auf die Seite, erzählte ihm, was seinem Bruder begegnet war, und welche Beleidigung Thomas ihm zugefügt habe.

Bertrand, über diese Nachricht entrüstet, setzte sich alsbald, ohne sich erst lange zu besinnen, aufs Pferd, verließ die Stadt, und begab sich ganz allein in das englische Lager. Alle seine Bekann-

ten, die ihm begegneten, empfiengen und bewillkommten ihn aufs freundschaftlichste. Er fragte nach der Wohnung des Herzogs, und man führte ihn hin. Hier fand er zunächst den jungen Grafen von Montfort, den Grafen von Pembrock, den Robert Canole und andre der vornehmsten englischen Krieger. Man nahm ihn mit aller nur möglichen Artigkeit auf, und selbst der junge Montfort wurde von seinem Anblicke so heftig bewegt, daß er die Regungen seines Hasses vergaß, und ihm die Achtung bezeigte, welche seine hohe Tugend verlangte, da er dem Manne, welcher ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung war, auch seine besondere nicht versagen konnte. Hierauf näherte sich Bertrand dem Herzog von Lancaster selbst, welcher mit Johann Chandos eine Parthie Schach spielte. Unser Held ließ sich, ihm seine Achtung zu bezeigen, vor ihm auf ein Knie nieder. Der Herzog hob ihn sogleich auf, verließ das Spiel, umarmte ihn, hieß ihn freundlich willkommen, und versicherte ihn, daß ihm sein Besuch große Freude mache. Er nahm ihn bei der Hand, und führte ihn gegen

ein Fenster, um mit ihm allein zu sprechen, und ihn dadurch noch mehr zu ehren. Unser Held beantwortete alle Fragen, die der Herzog an ihn that, ohne von der Veranlassung oder der Absicht, welche ihn in sein Lager gebracht hatten, etwas verlauten zu lassen.

Johann Chandos, nachdem er Gelegenheit gefunden hatte, mit ihm zu sprechen, umarmte ihn mit allen Aeußerungen der aufrichtigsten Freundschaft, und sagte, er dürfe das Lager nicht eher wieder verlassen, bis er in Gesellschaft einiger seiner Freunde mit ihm gegessen habe. Unser Held schlug es ihm höflich ab, und sagte, er werde weder essen noch trinken, bis er Genugthuung für eine von einem Engländer ihm zugefügte Beleidigung erhalten habe. Chandos entgegnete: Er sei überzeugt, daß der Herzog von Lancaster ihm alle nur mögliche Genugthuung gewähren würde, die man von einem so höchst billigen und gerechten, und noch dazu ihm so sehr gewogenen Fürsten erwarten könne. Der Herzog, welcher es gehört hatte, bestätigte es, und versprach dem

Bertrand auf sein Wort, daß, wenn einer der Seinigen ihn beleidigt hätte, er die vollkommenste Genugthuung erhalten solle, und er möchte nur sagen, worüber er sich zu beklagen hätte.

Bertrand sagte zu ihm: Ihr kennt unsern Waffenstillstand, gnädiger Herr! Der Herzog fiel ihm schnell in die Rede: den wir von unserer Seite treulich gehalten haben. — Bertrand fuhr fort: Im Vertrauen auf denselben verließ mein jüngerer Bruder, der noch dazu kein Krieger, sondern Edelknabe ist, heute die Stadt allein und ohne Waffen, um einen Spazierritt in der Gegend zu machen, als ihn Thomas von Canterbury bewaffnet und in Gesellschaft von fünf oder sechs der Seinigen begegnet, ihn, es war vor etwa zwei Stunden, zum Gefangenen macht, mit nach seiner Wohnung nimmt, und nun tausend Goldflorenen als Lösegeld verlangt. Das ist unter den gegenwärtigen Umständen sehr ungerecht, und es ist billig, nicht allein, daß der junge Mensch mir zurückgegeben werde, sondern auch, daß Canter-

bury Genugthuung für die ihm angethane Beleidigung leiste.

Lancaster sagte hierauf: Mein Herr Bertrand, seid darüber ohne Sorgen, die Gerechtigkeit ist euch vorbehalten, und die Sache soll sogleich abgethan werden. Er befehligte augenblicklich einen Herold, den Thomas aufzusuchen und herzubringen. Nicht lange, so trat dieser herein. Lancaster sagte zu ihm, Du-Guesclin habe sich beschwert, daß er, dem geschlossenen Waffenstillstand zuwider, seinen Bruder mit Gewalt aufgehoben habe, und als seinen Gefangenen zurückhielte; wäre dem wirklich also, so habe er eine Handlung begangen, die er nicht vertheidigen könne. Er sei verpflichtet, den jungen Menschen herauszugeben, und die Beleidigung des Vertrags wieder gut zu machen; denn das Verfahren, dessen er sich schuldig gemacht, sei eines Kriegsmannes unwürdig, und der Schimpf, welchen er sich selbst dadurch bereitet, falle auf alle Engländer zurück.

Der von Canterbury antwortete: Er sei

sehr verwundert, wie sich Du = Guesclin über das, was er gethan habe, beklagen könne; denn er habe von ihm erwartet, daß er die Regeln der Ehre besser kenne, um zu wissen, in wie ferne er dazu berechtigt sei; übrigens sei der Bruder desselben sein rechtmäßiger Gefangener, und er dieses Mann gegen Mann zu beweisen, gegen jeden, der kühn genug wäre, das Gegentheil zu behaupten, bereit. Indem er dieses sagte, warf er voll Uebermuth, und ohngeachtet der Gegenwart des Herzogs, seinen Fehdehandschuh hin. Der Handschuh war kaum zur Erde gefallen, als ihn Bertrand aufhob, den von Canterbury bei der Hand ergriff, und zu ihm sagte: Ihr habt die Verwegenheit gehabt, euren Fehdehandschuh zur Vertheidigung einer bösen Sache hinzuwerfen; aber ich werde vor allen Herren dieser Versammlung beweisen, daß ihr ein schlechter Mensch, voll Falschheit und Betrug seid. Canterbury antwortete, er sei überall für einen rechtlichen Mann bekannt, und werde noch heute in Gegenwart derselben Herren ihn nöthigen, die Falschheit seiner Beschuldigungen zu bereuen.

Er begab sich hierauf nach seiner Wohnung, um sich zum Kampf vorzubereiten. Dem Du-Guesclin bot Johann Chandos Waffen und sein bestes Pferd an, und unser Held versprach davon Gebrauch zu machen.

Sechszehntes Kapitel.

Unterdessen flog das Gerücht von dem bevorstehenden Zweikampf in die Stadt. Es erregte allgemeine Trauer und Bestürzung. Das Volk gerieth in Bewegung, und versammelte sich auf den Straßen. Damals lebte in dieser Stadt ein junges Mädchen aus einem vornehmen Hause, Theophania Raguenel, die Tochter Roberts Raguenel, des Vicomte von la Belliere und der Johanna von Dinan, ein sehr reizendes Mädchen und mit allen schönen Eigenschaften des Geistes ausgestattet. Unter andern Kenntnissen, die sie besaß, hatte sie auch die Astrologie, als eine in jenen Zeiten sehr hochgeschätzte Kunst, die Zukunft und das Schicksal aus dem Lauf der Gestirne zu sagen, erlernt, und schon so viele und merkwürdige Beispiele ihres Wissens gegeben, daß man ihre Aussprüche wie Orakel verehrte,

und der große Haufe sie für eine Fee hielt; ja man nannte sie wohl auch eine Zauberin, denn mit diesem Namen belegte man in jenen Zeiten alle durch Verstand und Kenntnisse ausgezeichnete Menschen, insbesondere diejenigen, welche sich mit den mathematischen Wissenschaften beschäftigten, weil man sie eines Einverständnisses mit bösen Dämonen beschuldigte.

Diese Theophania, von der allgemeinen Bewegung, welche die Einwohner von Dinan ergriffen hatte, so wie von der Ursache derselben unterrichtet, verließ ihre Wohnung; und da sie sich sogleich von mehreren Bürgern umringt sah, gab sie zu verstehen, daß sie etwas zu sagen habe, und ein tiefes Stillschweigen umgab sie. Sie sagte ihnen nun, sie hätten nichts wegen Bertrand zu befürchten, denn er würde noch diesen Abend und als Sieger in die Stadt zurückkommen. Diese Neuigkeit verbreitete sich alsbald unter dem Volk, und man hatte ein so großes Vertrauen auf die schöne Zauberin, daß die allgemeine Trauer in Freude, und die Furcht vor dem zweifelhaften Ausgang des

Zweikampfs, welchen der allgeliebte Ritter bestehen sollte, in die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs verwandelt wurde.

Ein junger Edelmann von der Compagnie unsers Helden, für welchen er eine außerordentliche Zuneigung hegte, hatte kaum gehört, was die schöne Theophania von dem Ausgang der ihm bevorstehenden Ehrensache versprochen hatte, als er sogleich nach dem englischen Lager eilte, und den Bertrand aufsuchte. Nachdem er ihn gefunden hatte, nahm er ihn bei Seite und sagte ihm: er könne mit dem besten Vertrauen kämpfen, denn Theophania habe versichert, daß er den Thomas von Canterbury besiegen würde. Du-Guesclin dankte dem jungen Mann für seinen guten Willen, sagte ihm aber: Ich für meinen Theil halte mich nicht bei solchen Erzählungen und Illusionen auf, die nur Zeichen und Wirkungen weiblicher Schwachheit sind, und nichts weiter als Hoffnungen eines dem Manne von Herz unanständigen Aberglaubens, dem es nie zweifelhaft seyn darf, zu glauben, er habe nichts als seine Tapferkeit und seinen Degen,

durch welche der Himmel seine Schicksale bestimmen könne, ohne sich einzubilden, daß die Sterne einigen Antheil daran hätten; und mit einem Wort, noch nie habe ich gesehen, daß für einen tapfern und weisen Mann ein gerechtes Unternehmen übel oder unglücklich abgelaufen ist.

Der Ritter Penhoet, welcher schon vorher die Bemerkung gemacht hatte, wie die Engländer ohne Aufhören eine neue Gelegenheit fänden, unsern Helden zum Zweikampf zu veranlassen, fürchtete jetzt ernstlich, daß ein geheimer Plan, ihn zu verderben, dabei obwalten könne. Er beschloß, sich diesem neuen Zweikampf geradezu zu widersetzen; im Fall es aber unmöglich wäre, ihn zu hintertreiben, es doch dahin zu bringen, daß er nicht in dem Lager der Engländer, sondern in der Stadt Dinan gehalten würde. Deswegen schickte er sogleich einen Herold an den Herzog von Lancaster ab, ihn zu bitten, daß er es nicht erlauben möchte, den Zweikampf in seinem Lager zu halten, sondern er möchte, wenn es ihm annehmlich schien, in die Stadt kommen. Hier sei ein dazu sehr bequemer und

wohl vorbereiteter Platz, man würde die möglichste Sicherheit genießen, und zur Versicherung derselben wäre er erbötig, so viele Geisseln als der Herzog verlange, hinauszuschicken. Unserm Helden aber sagte der Herold auf Befehl, daß er den Zweikampf nirgends anders, als zu Dinan halten dürfe. Lancaster schickte ihn mit der Antwort zurück, daß wenn ihm Penhoet zwanzig der vornehmsten von den Seinigen als Geisseln übersenden würde, wolle er selbst nebst zwanzigen in die Stadt kommen, und darein willigen, daß der Kampf dort gehalten würde. Penhoet schickte die Geisseln alsbald ins Lager, und der Herzog kam in die Stadt. Der Commandant und die Bürger erzeigten ihm alle Ehre, die einem so großen Prinzen angemessen war. Man ernannte ihn zum Richter des Kampfs, und als solcher theilte er in einer feindlichen Stadt Befehle aus, als wäre er in der Mitte seines Heeres.

Die beiden Kämpfer erschienen zu Pferde an den beiden Enden des Kampfplatzes, und erwarteten das Zeichen zum Angriff. Der Graf von Pembrock und Johann Chandos näherten

sich unserm Helden, und bemühten sich, ihm zu beweisen, daß diese Sache friedlich beigelegt werden könne, da es am Tag liege, daß der von Canterbury sich eines Vergehens schuldig gemacht habe, jedoch mehr aus Leichtsinn und Unüberlegtheit, als aus Bosheit. Sie glaubten, er würde dahin zu bringen seyn, zu seiner Genugthuung öffentlich zu erklären, daß er sich vergangen habe, und seinen Bruder ohne Ranzion frei geben, womit er hoffentlich zufrieden seyn würde. Ranzion, erwiederte Bertrand heftig, ist mein Bruder gar nicht schuldig. Will der von Canterbury nicht kämpfen, so mag er sich entschließen, mir augenblicklich seinen Degen zu überreichen, und sich mir auf Discretion zu übergeben. Der Graf von Pembrock entgegnete darauf: einer so entehrenden Bedingung würde sich der von Canterbury nie unterwerfen, und bei solchen Forderungen wäre es unmöglich, die Sache in Güte beizulegen.

Als unser Held bei seiner Antwort blieb, erkannten die englischen Herren, daß die Sachen aufs äußerste gekommen wären; sie zogen sich

also zurück, und benachrichtigten den Thomas von dem, was Bertrand gesagt hatte. Der Herzog von Lancaster ließ nun das Zeichen zum Angriff geben. Die beiden Kämpfer rannten mit einer solchen Kühnheit auf einander los, daß die ganze Versammlung erstaunte. Die Hiebe, welche sie gegen einander führten, waren so heftig, daß die Funken aus allen Theilen ihrer Rüstung sprühten und sie gleichsam bedeckten. Endlich sprang dem von Canterbury der Degen aus der Hand. In dem Augenblick sprang Bertrand vom Pferde, hob ihn auf, und warf ihn über die Schranken des Kampfplatzes unter die Zuschauer. Er stieg auch nicht wieder aufs Pferd, überzeugt, daß er auch ohne diesen Vortheil einen Feind, der den Degen verloren hatte, besiegen könne, sondern verfolgte ihn zu Fuß. Thomas sprengte unterdessen auf dem Kampfplatz herum, in der Meinung, seinen Gegner zu ermüden, oder den Moment abzupassen, ihm auf den Leib zu reiten. Unser Held bemerkte sehr bald die Absicht seines Feindes, wußte aber wohl, daß, so gut bewaffnet wie er war,

er gleich gut im Stande wäre, seinen Gegner anzugreifen, als sich zu vertheidigen. Er setzte sich also mit eben der Ruhe, als wäre er auf seinem Zimmer, nieder, und schnürte seine Beinharnische auf, vorhersehend, daß sein Gegner, wenn er ihn sitzen sähe, auf ihn losreiten würde. Wirklich geschah das, denn alsbald ließ Thomas sein Pferd im vollen Lauf auf ihn anrennen; aber Bertrand darauf vorbereitet, wandte sich in dem Augenblicke, als er nahe kam, auf die Seite, um dem Pferde Platz zu machen, so daß Thomas wider Willen an ihm vorüber mußte. In demselbigen Augenblick stieß unser Held sein vier Finger breites Schwerdt dem wilden und ungeduldigen Pferde seines Gegners in die Seite, daß es, von den Schmerzen der Wunde geängstigt, sich bäumte und dergestalt herumstürmte, daß Thomas fürchten mußte, abgeworfen zu werden. Er stieg daher herunter, und mit dem Dolch in der Hand gieng er wüthend auf Bertrand los. Aber er wurde mit einer unglaublichen Entschlossenheit erwartet; ja der Muth unsers Helden schweifte gleichsam so weit aus, daß er

seinen Degen wieder in die Scheide steckte, um mit nicht der geringsten Ueberlegenheit der Waffen zu kämpfen. Als er nun auf seinen Gegner stieß, ergriff er, oder besser, umstrickte er ihn mit seinen gewaltigen Armen, hielt ihn einige Zeit in der Luft empor, und nachdem er ihn fast erstickt hatte, warf er ihn mit solcher Gewalt gegen den Boden, daß derselbe am ganzen Körper beschädigt wurde. Hierauf zerriß er ihm die Helmschnur, versetzte ihm mit dem Dolch mehrere Wunden ins Gesicht, und schlug ihn mit dem Panzerhandschuh, so daß er ganz mit Blut bedeckt war; darnach zog er seinen Degen wieder aus der Scheide, um ihm den Kopf abzuhauen, denn der trotzige Engländer wollte seinen Sieger nicht um Gnade bitten. Indem näherten sich zehn Bretagnische und zehn Englische Hauptleute, sie zu trennen. Bertrand rief ihnen entgegen, sie möchten ihn nicht verhindern, diesen Kampf anders zu beendigen, als mit dem Tod eines so treulosen und schlechten Ritters, und nur auf Befehl des Herzogs von Lancaster würde er ihm das Leben lassen. Da kam der

Ritter Penhoet herbei, und bat den aufgebrachten Sieger im Namen des Herzogs, seinen Feind nicht umzubringen, und er gestand es zu.

Auf einer Trage wurde der von Canterbury, als wäre er todt, vom Kampfplatz weggetragen, nachdem er bekannt hatte, daß er keine rechtliche Ursache zum Kampf gehabt habe. Dieses war damals gewöhnlich, die Besiegten also wegzutragen, wenn ihnen der Sieger das Leben geschenkt hatte, gesetzt auch, sie waren nicht verwundet.

Der Herzog und die ganze Versammlung waren durch den Muth unsers Helden in ein solches Erstaunen versetzt, daß sie kaum ihren Augen trauten, ob das, was sie gesehen hatten, auch wirklich geschehen sei. Bertrand selbst näherte sich dem Herzog, verbeugte sich gegen ihn, und sagte: Ihr seht nun, gnädiger Herr, mit welchem Grunde der von Canterbury eine so böse Sache hat vertheidigen können, und ob er meinen Bruder zum Gefangenen machen durfte. Der Herzog entgegnete ihm: Ihr habt euer gutes Recht auf das tapferste vertheidigt. Einem

König, der einen so tapfern Diener hat, kann es nicht fehlen, die größten Vortheile über seine Feinde zu erhalten; und ich bekenne ohne Rückhalt, daß das, was ich euch in diesem Kampf habe thun sehen, das schönste ist, was ich jemals sah.

Er befahl hierauf, den jungen Du-Guesclin sogleich frei zu lassen, ihm sein Pferd, Kleider und Degen zurück zu geben. Nun ließ er den von Canterbury herbeikommen. Er verwieß ihm öffentlich seine schlechte That, befahl ihm, tausend Goldflorenen als Strafe an den jungen Du-Guesclin zu zahlen, ließ ihn entwaffnen, Pferd und Waffen dem Sieger zustellen, und verwieß ihn von seinem Hof und aus seinem Angesicht.

Die Einwohner von Dinan hatten eine große Mahlzeit für den Herzog von Lancaster und die englischen Herren in seinem Gefolge bereiten lassen. Man führte ihn nach dem zum Feste bestimmten Saal. Hier fand er eine trefflich bediente Tafel, so gut es die Kürze der Zeit hatte erlauben wollen, und die angesehensten Damen der Stadt, die sich eingefunden hatten, seine

Gegenwart zu ehren. Nach eingenommenem Abendessen verweilte er noch einige Zeit in der Gesellschaft, und nachdem er sich als ein artiger und galanter Mann über eine Stunde lang mit den Damen unterhalten hatte, begab er sich in sein Lager zurück. Die vornehmsten Einwohner der Stadt begleiteten ihn, und kaum war er im Lager angelangt, so entließ er die Geisseln.

Am nächsten Morgen erhielt der Herzog ganz unerwartet Depeschen vom König Eduard. Dieser, von der Weitschichtigkeit der französischen Angelegenheiten gelangweilt, und von dem schlechten Erfolg, welchen die Versammlung der Generalstände wegen der Ranzion des Königs Johann gehabt hatte, unterrichtet, war mit der ganzen Macht Englands wieder nach Calais herüber gekommen. Er meldete dieses dem Herzog mit dem ausdrücklichen Befehl, die Angelegenheiten von Bretagne, die Sachen möchten auch stehen wie sie wollten, augenblicklich zu verlassen, und sich so bald als möglich mit seinem Heer nach Calais zu ziehen. Die Engländer machten sich nun sogleich zum Abmarsch fertig,

zehn Tage vor Ablauf des mit den Einwohnern von Dinan geschlossenen Waffenstillstandes, und zum großen Verdruß des jungen Grafen von Montfort, welcher wohl einsah, daß nach dem Abgang der Engländer er mit dem geringen Ueberrest seiner Truppen keine Hoffnung hätte, die Stadt zu erobern. Deswegen entschloß er sich endlich, mit dem Herzog von Lancaster zugleich abzugehen, um sich nach der Feste Hennebon zu ziehen, wo sich seine Mutter, die tapfere Johanna, aufhielt.

Bertrand Du-Guesclin.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Eduard der Dritte, König von England, unter den christlichen Völkern vielleicht der glücklichste Fürst seiner Zeit, war von neuem mit der ganzen Heeresmacht seiner Staaten nach Calais herüber-gekommen. Er hoffte mit diesen siegreichen Truppen, die das Glück niemals verlassen hatte, die größten Entwürfe, die sein Ehrgeiz hervor-brachte und nährte, ausführen zu können; mit ihrer Hülfe fühlte er sich im Stande, jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen, um die längst ersehnte Krone der Lilien auf sein Haupt zu setzen. Alle Umstände schienen die Erreichung dieses letzten und schönsten seiner Wünsche zu be-günstigen. Der König Johann war sein Gefangener, Frankreich durch einen langen und blutigen Krieg verwüstet, nicht allein guter Heer-

führer, sondern auch der Blüte seines kriegerischen Adels beraubt und von Truppen entblößt, dabei noch durch den Partheikampf innerlicher Faktionen verwirrt. Es schien die Zeit gekommen zu seyn, wo das hochherzige und tapfere französische Volk mit dem Joch einer fremden Herrschaft belastet werden sollte. Doch Gott hatte es anders beschlossen, als es menschlichen Vermuthungen nach kommen mußte. Der glückliche Eduard, dieser gefährliche Feind, verschwendete seine Kräfte vergebens in den Belagerungen von Rheims und Paris. Ein fürchterliches und außerordentliches Ungewitter schreckte ihn, wie die Sage erzählt, bei der Belagerung von Chartres. Er glaubte Gottes Willen zu erkennen, fiel auf seine Knie nieder, und gelobte der heiligen Jungfrau, den Frieden zu bewilligen. Der berühmte Vergleich von Bretigny wurde geschlossen im Jahr 1361. Vermöge desselben erhielt der König Johann seine Freiheit wieder, nachdem er vier Jahre als Gefangener in dem Tower zu London zugebracht hatte. Er machte sich dagegen verbindlich, dem König Eduard die Provinzen Poitou und Sain-

tonge, das Gebiet von Agen, Perigord, Limoges, Querci, Angouleme, Rovergue, nebst dem, was er um Calais eingenommen und besetzt hatte, mit der vollen Landeshoheit und ohne Lehnsverbindlichkeit abzutreten, und außerdem noch drei Millionen Goldflorenen zu zahlen. Dafür entsagte aber auch Eduard allen weitern Ansprüchen auf die Krone der Lilien, und trat sie nebst dem Titel eines Königs von Frankreich und seinen Ansprüchen auf die Normandie, Touraine und Anjou an Johann ab. Aber diesen Vertrag hatte das Glück mit dem Unglück geschlossen, ein Gefangener mit dem Sieger, das war in allen Punkten sichtbar. Man hatte auf der einen Seite eben so ungroßmüthig gefordert, als auf der andern aus Noth und ohne Rücksicht auf die ersten Grundgesetze der französischen Monarchie bewilligt. Die Stände widersetzten sich demselben öffentlich, verweigerten seine Erfüllung, und suchten sie zu verhindern. Es war leicht einzusehen, und am meisten für den freigewordenen König selbst, daß unter solchen Umständen dieser Vertrag eine Quelle neuer Zwistigkeiten werden müsse. Deswegen war er

darauf bedacht, jetzt noch bei guter Zeit sich auf alle Fälle in Stand zu setzen, es wieder mit seinem Gegner aufnehmen zu können; vor allen sich tapfere Männer zu treuen Dienern zu machen, welchen er das Commando seiner Truppen anvertrauen könne; denn der größte und beste Theil seiner Hauptleute und Kriegsobersten war in den blutigen Tagen der vergangenen Jahre gefallen.

Arnold von Andreghem, welcher in der Normandie bei dem Zweikampf unsers Helden mit Wilhelm Troussel Kampfrichter gewesen, und von ihm, seiner Tapferkeit und seinen trefflichen und ritterlichen Thaten wohl unterrichtet war, erzählte dem König, der schon in England wie in Frankreich von ihm gehört hatte, von ihm, und gab ihm den Rath, diesen tapfern Ritter für sich zu gewinnen. Der König war sehr dazu geneigt, und der allbekannte redliche und offene Charakter unsers braven Bretagners ließ erwarten, daß er ihn durch einen Beweis von offenem Vertrauen am sichersten zu seinem getreuen Diener machen würde. Er schickte also

einen seiner Kämmerlinge an ihn ab, mit einem eigenhändigen Brief, in welchem er ihm meldete, daß der allgemeine Ruf des Ruhmes seiner Tapferkeit und seiner schönen Thaten so weit verbreitet sei, daß er selbst bei den Feinden davon unterrichtet worden, und dieses veranlasse ihn, einen seiner Edelleute an ihn abzuschicken, um ihm von seinetwegen zu sagen, daß er sehr wünsche, ihn zu sehen.

Bertrand, durch diesen schmeichelhaften Befehl eines so großen Fürsten hoch geehrt, verließ sogleich Pontorson, wo er sich in Friedenszeiten gewöhnlich aufhielt, und eilte an den Hof des Königs, seine Befehle zu erwarten. Der Marschall von Andreghem stellte ihn dem König vor, und dieser empfieng ihn so günstig, als er es nur hatte wünschen können. Er sagte zu ihm: „Ich wünsche, daß ihr von jetzt an in meine Dienste treten möchtet; ich werde euch, wenn ihr euch dem französischen Dienste widmen wollt, aufs freigebigste belohnen, und bei der ersten vacanten Stelle auf euch Rücksicht nehmen, vor der Hand aber euch eine Compagnie von hundert

Lanzen und das Gouvernement von Pontorson anvertrauen."

Du-Guesclin entgegnete: Ich bin dem Carl von Blois ergeben. Mein Handwerk ist der Krieg. Ich habe das Glück gehabt, die Neigung und das Vertrauen vieler braven Edelleute, meiner Verwandten und meiner Waffengefährten zu gewinnen. Sie haben mich niemals verlassen, und überall habe ich ihre Klugheit beim Rath und ihren Muth bei der Ausführung durchaus erprobt. Mit ihnen bin ich durch ein unzertrennliches Band verknüpft, denn wir haben uns unter einander geschworen, immer demselben Glück zu folgen, und ich kann sie also nicht verlassen; gefällt es euch aber, gnädiger Herr, sie in eure Dienste zu nehmen und zu unterhalten, so kann ich euch versichern, daß sie euch die treusten und wichtigsten Dienste leisten werden. Dem König, von dem Muth der braven Waffengefährten unsers Helden wohlunterrichtet, gefiel dieser Vorschlag sehr wohl, und man wurde alsbald über die Bestallung derselben einig. Er kannte die Tapferkeit der Bretagner, des-

wegen durch ganz Europa gemeiniglich die tapfere Nazion genannt, und fand es in seiner Lage doppelt gerathen, diese schöne Gelegenheit, einen so auserwählten Haufen derselben in seine Dienste zu ziehen, nicht entwischen zu lassen. Bertrand versprach dem König, die Engländer, wie und wo er sie fände, anzugreifen, und versicherte, man solle bald von ihm hören. So reiste er, mit Gunstbezeugungen überhäuft, von dem königlichen Hoflager wieder ab und nach Bretagne zurück, um die hundert Lanzen, zu deren Hauptmann er ernannt worden, aufzubringen; und kaum war er in seinem neuen Gouvernement angekommen, so fand er Gelegenheit, sein dem König gegebenes Versprechen zu erfüllen.

Windsor und Pleby, zwei englische Hauptleute, streiften mit tausend bis zwölfhundert Pferden in der Normandie herum, und bemühten sich, denen von der französischen Parthei allen möglichen Schaden zuzufügen. Unser Held kam ihnen mit seinem Haufen auf den Hals, und nachdem er sie eine Zeitlang verfolgt hatte,

brachte er sie endlich dahin, ihm Stand zu halten. Sie verschanzten sich in einem Dorfe, um hier mit größerer Sicherheit zu übernachten, sahen aber bald ein, daß ihre Verschanzungen ihnen mehr schädlich als nützlich seyn würden; denn nicht allein, daß sie zu unbedeutend waren, gegen einen Sturm zu schützen, wurden sie auch noch durch dieselben verhindert, ihre Reuterei, worin doch ihre ganze Stärke bestand, gehörig brauchen zu können. Von dem erfahrnen Bertrand mußten sie erwarten, daß er diese Nachtheile ihrer Lage bald bemerken, und nicht unbenutzt entgehen lassen, sondern sie, ehe sie sich besser verschanzen könnten, angreifen würde. Sie schickten daher einen Herold an ihn ab, und ließen ihm sagen, wenn er als ein wackerer Mann handeln wolle, würde er sie jetzt nicht angreifen, sondern im freien Felde mit ihnen kämpfen, damit man die Tapferkeit beider Partheien besser bemerken könne. Unser Held, dem es gar nicht eingefallen war, sie in der Nacht anzugreifen, denn er wollte nie einen Sieg stehlen, und der, wenn er es auch gewollt hätte, wegen

der durch den schnellen Marsch bewirkten großen Ermattung der Seinigen es nicht wagen durfte, nahm die ihm vorgeschlagene Tapferkeitsprobe mit Vergnügen an, und man versprach, sich gegenseitig einander während der Nacht in Ruhe zu lassen. Am nächsten Morgen stellten sich beide Kriegshaufen an einem bestimmten Ort in Schlachtordnung, und nun lieferte man eine kleine, aber blutige Schlacht, in welcher, nachdem man sechs Stunden lang von beiden Seiten mit gleicher Entschlossenheit gekämpft hatte, die Engländer endlich gänzlich geschlagen wurden. Ihre beiden Anführer ergaben sich nebst allen, die dem Schwerdt entgangen waren, dem Sieger auf Gnade und Ungnade, und unser Held hatte sich das Verdienst erworben, die Normandie von diesen Buschkleppern, die schon lange eine Plage der ganzen Provinz gewesen waren, befreit zu haben.

Zweites Kapitel.

Nach dieser glücklichen Expedition, über welche der König die größte Zufriedenheit äußerte, herrschte in dem ganzen Umfang des Gouvernements unsers Bertrands die größte Ruhe. Ueberzeugt, daß seine Gegenwart nicht unumgänglich nothwendig sei, benutzte er diese Gunst der Zeit, mit Einwilligung des Königs, einen Besuch bei Carl von Blois zu machen, der sich, wie gewöhnlich, mit seiner Gemalin, der Herzogin von Bretagne, zu Nantes aufhielt. Das Gerücht von der Reise des berühmten Du-Gueselin veranlaßte, daß auf den Wegen und Straßen, die er betreten mußte, das Volk von allen Seiten zusammenlief, neugierig, den Helden zu sehen, von welchem so außerordentliche Dinge erzählt wurden. Die Städte, durch welche er kam, empfiengen und behandelten ihn mit denselben Ehren-

bezeugungen, die sie ihren Fürsten erwiesen, so groß war schon jetzt der Ruhm seiner Tugend und seiner Tapferkeit. Von allen Seiten beeiferte man sich, ihm Geschenke anzubieten, die er jedoch, so oft es nur möglich war, anzunehmen verweigerte. Bei seiner Ankunft in Nantes selbst wurde er von einem großen Haufen Volks begleitet, welcher ihn als seinen Befreier mit Freudengeschrei und Segnungen verfolgte. Carl von Blois empfieng ihn mit allen Zeichen der höchsten Gewogenheit. Nachdem er ihn umarmt und bewillkommt hatte, führte er ihn sogleich in das Zimmer seiner Gemalin, ihr ihn vorzustellen. Beim Eintritt in dasselbe rief er ihr zu: Madame, seht hier den tapfern Bertrand! Die Fürstin, von diesem berühmten Namen ergriffen, verließ ihre Arbeit, gieng auf unsern Helden zu, und fiel ihm um den Hals, eine Gunstbezeugung, die nach den Sitten jener Zeiten nur den vornehmsten Herren oder Verwandten zu Theil wurde. Mit Thränen in den Augen sagte sie zu ihm: Ich weiß, für welche große Thaten wir eure Schuldner sind, und wie

alles, was wir besitzen, nicht hinreicht, euch unsre Erkenntlichkeit zu beweisen. Ihr werdet jederzeit unsre festeste Hoffnung bleiben, wie ihr die Stütze unsers guten Rechts gewesen seyd. Der bescheidene Held erröthete über diese Aeußerungen, und entgegnete der Fürstin nur die wenigen Worte: Ich bin euer geborner Unterthan, und werde zeitlebens euer getreuster Diener bleiben.

Ganz Bretagne genoß damals der Ruhe, in dem Genuß der Fortdauer jenes Waffenstillstandes, welchen die Freunde der beiden um die Herrschaft dieses Landes entzweiten Partheien zu Stande gebracht hatten, in der Hoffnung, dadurch zu einer endlichen Vergleichung und Auseinandersetzung zu gelangen. Man sprach in Nantes von nichts, als Thurnieren und Vergnügungen. Auch unserm Helden blühten an dem Hofe des Fürsten, dessen Dienste er sich von Jugend auf gewidmet hatte, seit lange wieder die lieblichen Blumen des Friedens. Aber während er von einem dankbaren Fürsten mit Gunstbezeugungen überhäuft wurde, war man von einer

andern Seite bemüht, seinen Untergang zu bewirken. Der Graf von Montfort hatte ihn nie geliebt, weil er ihn fürchtete. Nichts wünschte er sehnlicher, als sich von einem so mächtigen und gefährlichen Feinde befreit zu sehen. Da es nach dem bekannten Charakter des braven Bertrands unmöglich war, ihn auf seine Seite zu ziehen, mußte man wenigstens versuchen, ihn von der seines Gegners zu trennen. Um dieses zu erreichen, ließ er in das Cabinet des Carl von Blois als ein geheimes Gerücht gelangen: daß die Zuneigung des Volkes für Bertrand von gefährlichen Folgen seyn, und diese so große und allgemeine Anhänglichkeit an ihn den Angelegenheiten von Bretagne leicht eine solche Wendung geben könne, daß das Glück der beiden Häuser von Penthievre und Montfort zugleich vernichtet würde. Es wäre nicht unmöglich, daß das Volk, obgleich in Partheien getheilt, von den Drangsalen eines langen Kriegs ermüdet, sich vereinigen, und um einen allgemeinen Frieden und dauerhaften Ruhestand zu bewirken, übereinkommen könne, den Bertrand für seinen

Herzog zu erkennen, dem es durch sein gutes Betragen und seinen Ruf nicht leicht fehlen würde, sich in dieser Würde zu behaupten. Auch ließe sich vermuthen, daß selbst die Könige von Frankreich und England eine solche Neuerung begünstigen würden. Man könne also nicht vorsichtig und eifrig genug seyn, bei Zeiten Vorkehrungen dagegen zu treffen, und müsse deswegen, um das allgemeine Wohl und die Ruhe des Herzogthums zu sichern, den Bertrand entweder in sichere Verwahrung bringen, oder aber aus dem Lande verbannen.

Carl von Blois gab denen, welche ihm dieses nachtheilige Gerücht von unserm Helden hinterbrachten, die schöne Antwort: So gewiß ich überzeugt bin, daß Bertrand den Ruhm und die allgemeine Zuneigung, welche er erlangt hat, wahrhaft verdient, eben so wenig fürchte ich, daß er die Reinheit seines Ruhms durch einen ungeregelten Ehrgeiz oder durch Verrätherei beflecken könne; ja ich weiß, daß, wenn man ihn zu meinem Nachtheil zum Herzog machen wollte, er es ausschlagen würde. Ueberdem aber erkenne

ich seinen hohen Werth dergestalt, daß ich ihn ohne Trauer die höchste Gewalt würde annehmen sehen, wenn Bretagne die Ruhe, die ich ihm so oft mit Anstrengung habe verschaffen wollen, nicht anders erhalten könnte. Offenbar ist das nachtheilige Gerücht, welches man ausgestreut hat, ein Kunstgriff meiner Feinde, und ich werde lieber alles aufs Spiel setzen, als gegen einen Mann von seiner Redlichkeit dem Argwohn Raum geben.

Unserm Helden blieb es nicht unbekannt, was man von ihm sagte, und er leitete deswegen eines Tages bei Carl von Blois das Gespräch auf diesen Gegenstand. Der edle Carl hielt ihm aber sogleich den Mund zu, und sagte: Ich kenne euch eben so gut, als die Bosheit der Helfershelfer des Grafen von Montfort. Diese ganze List diente daher zu weiter nichts, als das Zutrauen Carls auf die Redlichkeit und Treue unsers Helden noch zu vermehren, und zwar dergestalt, daß er ihm nicht lange nachher, um ihn noch enger an Bretagne zu knüpfen, eine Verbindung mit der schönen Theophania Rague-

nel, jenem außerordentlichen Mädchen, das wir bei der Belagerung von Dinan kennen lernten, vorschlug.

Der Held zeigte sich sogleich zu dieser Verbindung geneigt. Der Fürst machte selbst den Freiwerber bei ihrem ältern Bruder, Wilhelm Raguenel, Vicomte von la Belliere, einem alten Waffengefährten des tapfern Bertrand. Er nahm den Antrag des Herzogs mit Vergnügen auf, und nachdem unser Held die Einwilligung seines Vaters erhalten hatte, wurde diese Verbindung alsbald zur Freude aller, die ihn kannten, vollzogen. Die liebenswürdige Theophania brachte ihrem Gemal nicht allein ein großes Vermögen zu, sondern auch jenen Geist und jene Tugenden der edlen Frauen ihres Volks, die dasselbe durch eben so viele Heldinnen als Helden berühmt gemacht haben.

Nachdem die Vermälungsfeierlichkeiten vorüber waren, dachte Bertrand wieder auf die Rückkehr nach seinem Gouvernement. Er beurlaubte sich bei Carl von Blois und der Herzogin, und reiste in Gesellschaft seiner jungen Ge-

malin, seines Schwagers, Wilhelm Raguenel, und mehrerer seiner Freunde von Nantes ab, zunächst nach dem Schlosse Broon, dem Aufenthaltsort seines Vaters, um ihm die neue Tochter vorzustellen. Nachdem er einige Tage hier verweilt hatte, gieng es weiter, und am funfzehnten Tag nach seiner Abreise von Nantes kam er glücklich zu Pontorson an.

In der Erwartung, daß der benachbarte Adel sich einfinden würde, ihm zu seiner Vermälung Glück zu wünschen, machte er alle nöthige Anstalten, eine große Gesellschaft wohl empfangen und bewirthen zu können. Man wollte Ringelrennen, Wettlauf und andere kriegerische Spiele halten; aber diese Ergötzlichkeiten wurden dadurch unterbrochen, daß unser Held die Nachricht erhielt, wie ein Trupp Engländer zu la Houle, einem kleinen Hafen an den Küsten der Normandie, gelandet sey. Er schickte sogleich einige Reuter aus, die Wahrheit dieser Nachricht zu erforschen; unterdessen ließ er aber die Besatzungen der benachbarten Plätze davon

unterrichten, und ihnen Wachsamkeit empfehlen. Die ausgeschickten Reuter berichteten, Johann Felleton habe dreihundert bewaffnete Engländer ans Land gesetzt, und führe sie gegen Bretagne her.

Drittes Kapitel.

Schon einige Stunden nachher erschienen die Engländer in der Nähe des Schlosses von Pontorson. Felleton trennte sich in Begleitung einiger wenigen von dem Haufen, ritt bis an den Schlagbaum des Thores heran, und verlangte mit Du-Gueselin zu sprechen. Dieser erschien alsbald auf den Zinnen der Mauer. Der Engländer fragte ihn mit einem kühnen und spöttischen Ton: Nun, habt ihr noch nicht Zeit genug gehabt, euch der Liebe zu weihen? Es hat allen Anschein, daß eure neue Gemalin euch des Kriegshandwerks entwöhnen und zum Stubensitzer machen wird. Ich bin gekommen, Mann gegen Mann mit euch zu kämpfen, wenn ihr Muth genug habt, euer Schloß, oder wie man eigentlich sagen sollte, euern Schlupfwinkel zu verlassen. Seyd ihr aber nicht beherzt genug, euch in einen Zwei-

kampf mit mir einzulassen, so stellet eine beliebige Anzahl der Eurigen zum Kampf, und ihr sollt eine gleiche Anzahl Engländer finden, ihnen die Spitze zu bieten; ja ich bin erbötig, fünfe der Meinigen gegen zwanzig Bretagner kämpfen zu lassen. Als Bertrand auf diese unverständigen Großsprechereien gar nichts erwiederte, sagte der Engländer, indem er sein Pferd umwendete: Ich gehe, um einen Ort zu bestimmen, wo ich eure Kapaunen essen will.

Jetzt, indem er zu den Seinigen zurückkehren wollte, rief ihn Bertrand zurück, und sagte zu ihm: Ich hörte alle eure Großsprechereien geduldig an, weil ich nicht gewohnt bin, auf dergleichen zu antworten; ihr habt mich aber weder erschreckt, noch in Furcht gesetzt, und den vorgeschlagenen Kampf nehme ich nicht an, weil ich euch nebst allen den Eurigen zu verderben hoffe. Hierauf entfernte er sich, ohne die Antwort des Felleton abzuwarten, und dieser, als er niemand mehr sahe, mit dem er sprechen konnte, kehrte mit dem Stolz eines Siegers zu den Seinigen zurück,

und rief ihnen entgegen: Du-Guesclin sey ein Mann ohne Ehre und Muth!

Die Edelleute aus Bretagne und der Normandie, welche sich eben bei unserm Bertrand in Pontorson befanden, geriethen in Wuth über die Großsprechereien des Engländers. Mehrere von ihnen hatten sich bewaffnet, und waren im Begriff, hinauszueilen, um entweder mit den Engländern ordentlich zu kämpfen, oder sie wenigstens zu verfolgen. Nur mit vieler Mühe und unter dem Versprechen, daß er sie schon noch mit diesen übermüthigen und unverständigen Feinden zusammen bringen wolle, konnte unser Held sie zurückhalten. Wirklich befahl er auch sogleich allen seinen Leuten, sich fertig zu halten, um ihm auf Befehl sogleich folgen zu können. Eben so ließ er den Besatzungen der Berge St. Michael und Beuvron den Befehl zukommen, sich am Morgen des folgenden Tages an einem bestimmten Ort einzufinden. Mit dem Morgen verließ er Pontorson mit allen Truppen, die zur Bedeckung des Platzes nicht unumgänglich nöthig waren. Er fand die andern Besatzungen, wo und wie er es

ihnen befohlen hatte, worauf er den ganzen Haufen musterte, und fand, daß derselbe aus hundert wohlberittenen Lanzen und zweihundert Bogenschützen bestand. Er machte sich nun sogleich auf den Weg, den Felleton zu verfolgen, und obgleich die Engländer ihren Marsch so sehr als nur möglich beschleunigten, weil sie sich leicht einbilden konnten, daß Bertrand nicht unterlassen würde, sie zu verfolgen, holte er sie doch nach vier und zwanzig Stunden bei Meillac, nicht weit von Cambour, auf einer großen Ebene ein. Kaum hatte er sie erblickt, so stellte er seinen Haufen in Schlachtordnung, die Fähnlein wurden aufgewickelt, und zugleich ein Herold an Felleton geschickt, ihm zu sagen: Bertrand sei jetzt gekommen, seine Säule und Rache für die leeren und schimpflichen Worte zu holen, die er ihm zu sagen die Verwegenheit gehabt habe; auch möchten nun fünf Engländer, wenn sie den Muth hätten, mit zwanzig Bretagnern zu kämpfen, nur heraus kommen.

Felleton, der sich jetzt ehrenhalber in ein Gefecht einlassen mußte, antwortete dem Herold: Geht

zu eurem Herrn zurück, und sagt ihm, meine Gäule sollten dazu dienen, die Gefangenen seines Haufens, welche unsere Gnade angefleht hätten, fortzubringen. Hierauf kehrte er sich gegen die Seinigen mit folgenden Worten: Unser gutes Glück giebt uns gleich bei unserm Eintritt in Bretagne Gelegenheit, unsere Tapferkeit zu beweisen! Der Sieg, welchen wir davon tragen werden, wenn er auch leicht seyn sollte, wird uns doch ehrenvoll seyn, und dazu beitragen, uns für die tapfersten Leute der Erde zu halten; denn dieser allgemein berühmte Du-Guesclin liefert sich uns unbesonnener Weise gleichsam in die Hände, und wir werden die Genugthuung haben, für alle die Beschimpfungen, welche er unserer Nazion zugefügt hat, Rache zu nehmen. Seine gewöhnliche Hinterlist zu fürchten, haben wir nicht Ursache; denn wir sind ja den Bretagnern eben so weit an Anzahl, als von jeher an Tapferkeit überlegen, und haben die triftigste Hoffnung auf den glücklichen Ausgang des Kampfes, den wir so eben bestehen wollen. Man entgegnete ihm von allen Seiten mit Heftigkeit, es sei keine Zeit zu ver-

lieren, und er möge sie in den Kampf führen, diese Feinde ihres Vaterlandes zu bestrafen. Drei der tapfersten englischen Ritter versprachen sich gegenseitig, unsern Helden anzugreifen, und ihn entweder zu tödten oder zu sterben.

Dieser, als er nach der Zurückkunft seines Herolds die Feinde mit kurzen Schritten und der ruhigen Fassung geübter Krieger herankommen sah, führte die Seinen ebenfalls mit jener Ruhe und jenem kriegerischen Ernst, die ihm eigen waren, in den Kampf. Man traf an einander. Die Lanzen stießen hinüber und herüber, und zersplitterten an den Panzern und Rüstungen. Die Armbrust- und Lanzenschützen thaten ihre Schuldigkeit. Von beiden Seiten blieben viele Leute, aber es war nichts durch diesen ersten Anlauf entschieden, und der Sieg blieb noch ungewiß. Man griff jetzt zu den Streitkolben und Schwerdtern. Alles mischte sich untereinander. Jeder suchte seinen Mann, und bald sah man nichts, als einen großen Kampf Einzelner gegen Einzelne. Man kämpfte mit jener wilden Hitze erbitterter Feinde, wenn sie um den Ruhm,

das Leben und die Freiheit fechten. Unser Held war so glücklich, zwei von jenen drei Rittern, die sich zu seinem Untergang verschworen hatten, mit eigener Hand zu tödten, und der dritte lag tödtlich verwundet von einem gleich anfangs erhaltenen Pfeil. Felleton wurde dreimal von den Bretagnern ergriffen, und dreimal wieder von den Seinigen frei gemacht. Du-Guesclin selbst verrichtete so unglaubliche Thaten, daß man eigentlich nur ihm den Sieg, welchen er endlich erhielt, hätte zuschreiben mögen; denn überall, wo er nahte, verbreitete sich Schrecken und Tod. Endlich wurde Felleton zum Gefangenen gemacht, nachdem er von Roland Bodin, einem Bretagnischen Edelmann, durch einen Lanzenstoß auf die Erde geworfen worden war. Wilhelm Jsanney und la Grée, zwei andre englische Hauptleute, hatten dasselbe Schicksal. Die Gefangennehmung dieser drei Herren entschied das Treffen. Der Rest der Engländer, welcher sich ohne Anführer sah, wurde von Furcht und Entsetzen ergriffen. Die wilde Hitze der Bretagnischen Krieger wollte alles über die Klinge

springen lassen; allein die Menschlichkeit unsers Bertrands that dem Blutbad Einhalt, und befahl, die, welche der Wuth der Waffen entgangen waren, zu Gefangenen zu machen. Darnach ließ er die Verwundeten beider Partheien verbinden, die Todten begraben, die Beute aber und die Gefangenen theilte er unter seine Leute. Nur die drei englischen Hauptleute behielt er für sich, und ließ sie nebst dem, was von der übrigen Beute seiner Compagnie zugefallen war, nach Pontorson bringen.

Viertes Kapitel.

Während seines letzten Aufenthalts zu Nantes, an dem Hofe des Carl von Blois, hatte unser Bertrand die Bekanntschaft des Johann von Xaintré gemacht, eines sehr angesehenen und wegen seiner kriegerischen Talente bekannten Mannes, der das Commando über die Truppen des Königs in Guyenne führte. Beide Helden schlossen bald eine genaue Freundschaft mit einander, und kamen unter andern dahin überein, einmal gemeinschaftlich ein wichtiges Unternehmen gegen die Engländer auszuführen. Wenige Tage nach der Niederlage des Felleton in den Ebenen von Cambour traf ein Edelmann als Abgeordneter von Xaintré bei unserm Helden ein, und meldete ihm, daß wenn er gemeint sey, sein zu Nantes gegebenes Versprechen zu erfüllen, so zeige sich jetzt eine Gelegenheit, nicht allein Ehre zu erwer-

ben, sondern auch ihrem König einen nützlichen Dienst zu leisten. Die Engländer hätten das Schloß Essay in Nieder-Poitou besetzt, in welchem sie eine Besatzung hielten, die unaufhörlich verheerende Streifzüge in die benachbarten Gegenden mache. Gerade jetzt sey die Jahrszeit günstig, es wegzunehmen, weil es rings mit Morästen umgeben sey, welche zu jeder andern Zeit den Zugang verhinderten. Unser Held versammelte sogleich eine treffliche Compagnie tapferer Leute, und brach auf, sich mit Xaintré zu vereinigen. Felleton, Isanney und la Grée, seine Gefangenen, ließ er in dem Schlosse von Pontorson zurück, wo sie auf ihr Ehrenwort ohne Wache und in voller Freiheit waren, auch die Versicherung von ihm erhalten hatten, daß, so bald sie ihr Lösegeld bezahlt hätten, ihnen erlaubt seyn solle, abzureisen.

Die Vereinigung zweier so berühmter Hauptleute, wie Xaintré und Du-Guesclin waren, verursachte den Feinden viele Unruhe. Sie verließen das freie Feld, und zogen sich in ihre Plätze zurück, weil sie wohl vermuthen konnten, daß die

Absicht der Franzosen seyn möchte, einen oder den andern derselben wegzunehmen. Diese ließen auch alsbald Essay berennen, und am andern Morgen erschienen sie mit ihrer ganzen Macht, die sich auf viertausend Mann belief, davor. Jetzt entstand ein edler Wettstreit unter den beiden Chefs um das Obercommando bei dieser Unternehmung. Jeder wollte unter den Befehlen des andern stehen, und Xaintré insbesondere glaubte sich noch dadurch, daß sein Gouvernement der Schauplatz derselben war, verpflichtet, dem Du-Gueschlin ehrenhalber das Obercommando anbieten zu müssen. Dieser weigerte sich aber eben so standhaft, es anzunehmen, weil er gekommen sey, Xaintré bei seinem Zug zu begleiten, und Befehle anzunehmen, nicht zu geben. Endlich schlugen sich die übrigen Hauptleute ins Mittel, und brachten es in einem besonders gehaltenen Kriegsrath dahin, daß jeder mit seinem Haufen ein abgesondertes und von dem andern unabhängiges Lager haben sollte. Ferner beschloß man, beide sollten zugleich einen Angriff mit ihren Haufen auf die Feinde machen, und auf wel-

chen nun diese zuerst anrücken würden, dieser sollte für diesen Fall als General die Befehle zur Vereinigung beider Haufen und zum Gefecht gegen die Feinde ertheilen.

Dadurch, daß man den Platz von zwei Seiten angriff, verloren die Franzosen anfangs einige Leute; aber nicht lange, so wußten sie sich vor den Pfeilen der Belagerten zu schützen, und bald hatten sie das Schloß dergestalt umzingelt, daß weder jemand heraus konnte, noch auf Hülfe zu rechnen war. Die Sturmleitern wurden angelegt, und die Besatzung von allen Seiten angegriffen. Unser Held war der erste, welcher die Mauer erstieg, und unter dem Geschrei: Mutter Gottes, Guesclin! seine Fahne darauf pflanzte. Als die Engländer sahen, daß die Bretagner die Mauer gewonnen hatten, und daß es nun unnütz sei, sich ferner hartnäckig zu vertheidigen, zogen sie sich nach dem Versammlungsplatz der Soldaten, um hier mit gemeinschaftlichen Kräften einen letzten Widerstand zu leisten, und vielleicht Pardon zu erhalten. Bertrand, voll Eifer, ihnen so eilig als möglich zu folgen, wollte über

einen von der Mauer nach dem Schloß gelegten Balken gehen; dieser aber morsch und faul, brach unter ihm ein, so daß er aus einer Höhe von funfzehn oder zwanzig Fuß in den Hof des Schlosses hinabstürzte, und ein Bein zerbrach. Fünf Engländer, welche es sahen, und ihn an seinen schönen Waffen erkannten, liefen sogleich herbei, ihn zu tödten, um sich in seine Kleider und Waffen zu theilen. Zum Glück hatte er eben noch so viel Zeit, sich an die Wand der Mauer zu schleppen, an welche er sich, auf einem Bein stehend, anlehnte, und mit einem langen Spieß in Vertheidigungsstand setzte. Die Engländer drangen auf ihn ein; aber mit dem ersten Streich stieß er den Kühnsten unter ihnen nieder, und nachdem er zwei andere ebenfalls unfähig zum Kampf gemacht hatte, boten die beiden noch übrigen alle Kräfte auf, ihn zu besiegen, allein er vertheidigte sich mit der größten Tapferkeit. Der große Schmerz, welchen ihm seine Wunde verursachte, verminderte jedoch seine Kräfte nach und nach; er wehrte sich nur noch schwach und mit Mühe, und war eben im Begriff, sich zu erge-

ben, als zum Glück Johann Hongar, ein Bretagnischer Edelmann und tapferer Krieger, zu seiner Hülfe herbei kam. Dieser tödtete sogleich einen der beiden Engländer, und der andere ergriff die Flucht. In dem Augenblick nun, als er sich dem braven Bertrand näherte, stürzte auch dieser ohnmächtig in seine Arme. Hongar, ihn ohne Zeichen des Lebens, und ganz mit Blut bedeckt in seinen Armen haltend, glaubte, er sei todt. Er rief einige seiner Kameraden herbei, die mehr aus seinen Thränen als aus seinen Worten die traurige Neuigkeit erriethen. Indem sie den Helden auf ihre Mäntel legten, erkannten sie noch einige Zeichen des Lebens, und trugen ihn in sein Zelt. Die andern Bretagner, als sie ihren tapfern und geliebten Anführer, wie sie ihn nannten, todt wegtragen sahen, wurden von der höchsten Wuth ergriffen, ihn an ihren Feinden zu rächen. Wüthend warfen sie sich auf die Engländer, und opferten alles ihrem Schmerz und ihrer Rache. Sie warfen Feuer in das Schloß, und fiengen an, die Mauern zu zerstören. Indem kam einer

und sagte ihnen, Du-Guesclin sei nicht tödtlich verwundet, sondern habe nur ein Bein zerbrochen. Sie ließen sich aber von der Meinung seines Todes nicht abbringen, und bildeten sich ein, man wolle sie nur mit dieser Nachricht täuschen, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Unter dem wilden Geschrei und gegenseitigen Zuruf: die Zerstörung dieses Platzes solle der Nachwelt die Liebe, welche sie zu ihrem Hauptmann gehabt hätten, verkünden, und die Ruinen desselben müßten ein ewiges Denkmal seiner Tapferkeit bleiben, ruhten sie nicht eher, bis das ganze Schloß in einen Steinhaufen verwandelt war.

Nach dieser Zerstörung trennten sich die Truppen unsers Helden wieder von dem Haufen des Xaintré. Er selbst ließ sich nach Nantes bringen, um dort seine Genesung abzuwarten, die nur sehr langsam von Statten gieng, und gegen drei Monate dauerte. Carl von Blois besuchte ihn oft während seiner Krankheit, unterrichtete ihn von seinen Angelegenheiten, und vertraute ihm seine Plane. Eines Tages war

er unruhiger, als gewöhnlich, und endlich sagte er zu Bertrand: Er könne es nicht länger zugeben, daß das arme Volk von den überall zerstreuten Soldaten unterdrückt werde, und habe deswegen auf ein letztes Mittel gedacht. Der Waffenstillstand, welcher zwischen ihm und Johann von Montfort geschlossen worden, gehe bis Michael zu Ende; er habe aber beschlossen, seine Freunde zusammen zu rufen, und sich mit Anfang des Monats April ins Feld zu stellen. Er schlug dem Du-Guesclin vor, sein Lieutenant-General zu werden, und dann möchte er gegen die Mitte des Märzes nach Nantes zurückkommen, damit sie gemeinschaftlich über das, was weiter zu thun sei, berathschlagen könnten. Unser Held, welcher den Carl von Blois als einen frommen und gemäßigten Fürsten kannte, und nicht einsah, wie man den geschlossenen Vertrag rechtmäßig brechen könne, war über diesen Entschluß sehr in Verwunderung gesetzt. Kühn und mit Nachdruck, wie es einem strengen, aber ächten Freunde ziemt, antwortete er nach einigem Stillschweigen dem Fürsten: Ich würde die Hochachtung, die ich

gegen euch, und die Anhänglichkeit, die ich von jeher für euren Ruhm und euren Dienst gehabt habe, beleidigen, wenn ich euch das Erstaunen, in welches mich eure Worte versetzt haben, verbergen, und nicht hinzusetzen wollte, daß ihr, wenn ihr auf diesem Entschluß beharret, nach meiner Ueberzeugung, eure Sache zu Grunde richten werdet. Glaubt ihr, daß euch das wirklich Freunde gerathen haben, und haltet ihr diejenigen für solche, welche wollen, daß ihr einen entehrenden Vorschlag eingeht? Wie kann ein so großer Fürst, wie ihr, darein willigen, daß die ganze Welt ihn für einen Meineidigen hält! und wie könnt ihr ohne Abscheu euren Feinden eine solche Ueberlegenheit verstatten! Wahrhaftig, ein solcher Leichtsinn könnte machen, daß eure jederzeit so gerechten Ansprüche ferner nicht zu unterstützen wären; und wenn es wahr ist, daß schon die geheimsten Versprechen unverletzlich seyn sollen, wie nothwendig muß es erst seyn, solche, die öffentlich gegeben wurden, zu halten, und Verträge, die mit so feierlichen Eiden bekräftigt wurden, zu erfüllen.

Und endlich, fürchtet ihr nicht, daß Gott, der so treu ist, alles, was er hoffen ließ, zu erfüllen, euch seinen Schutz entziehen könne? Und träte dieser Fall ein, was können euch alle eure Vorsätze, was die Kräfte eurer Verbundenen nützen, wenn er seine Segnungen von euch wendet?

Carl von Blois hörte dem braven Bertrand mit großer Aufmerksamkeit zu. Endlich entgegnete er ihm: Ich kenne euer Herz, um solche Aeußerungen der schönsten Beweise eurer Zuneigung erwarten zu können; ihr habt mir nichts gesagt, was ich mir nicht auch selbst schon tausendmal gesagt habe: daß ich ein Meineidiger sei, und daß meine Feinde aussprengen würden, ich habe mein Wort und meinen Eid gebrochen; — aber mein lieber Du-Guesclin, lasset nicht eher einen so bösen Eindruck von mir bei euch Wurzel fassen, bis ihr tiefer in die Geheimnisse meiner Rathgeber eingedrungen seyd, denn ich bin überzeugt, daß, wenn ihr die Gründe meines Entschlusses, den Vertrag zu brechen und den Krieg wieder anzufangen, untersucht habt, wer-

det ihr die Rechtlichkeit meines Benehmens erkennen. Der Graf von Montfort hat diesen vorgeblichen Vertrag nie gehalten; denn hat er etwa seine Truppen abgedankt, oder haben die mit ihm verbundenen Engländer jemals aufgehört, Feindseligkeiten gegen meine Freunde und Getreuen auszuüben? Haben nicht Bürger aus den mir ergebenen Plätzen sich aus seiner Gefangenschaft lösen müssen, und bin ich denn verbunden, einen Vertrag zu halten, welchen meine Feinde nie respektirt haben? Ja endlich, kann ich den Grafen von Montfort für einen rechtmäßigen Feind nehmen, ihn, der im Grunde ein ungerechter Usurpator und ein rebellischer Unterthan ist?

Alles dieses mußte unser Held zugeben, und weil er solchen Demonstrationen keine ferneren Gründe entgegen zu setzen wußte, so billigte er nun die Absichten des Fürsten, und versprach ihm, sich seinem Verlangen gemäß am funfzehnten März mit so vielen Leuten, als er würde auftreiben können, wieder in Nantes zu seinen Diensten einzufinden.

Nachdem er endlich von seiner Wunde gänzlich hergestellt, und im Stande war, wieder ein Pferd zu besteigen, beurlaubte er sich bei dem Carl von Blois, und machte sich hierauf in Begleitung seiner gewöhnlichen Kameradschaft auf den Weg nach seinem Gouvernement.

Fünftes Kapitel.

Gleich am ersten Tage des Marsches erfuhr er, daß Richard von Grevaques, ein englischer Hauptmann, in der Nähe sey, und die Absicht habe, ihn zu überfallen und aufzuheben. Dieser Grevaques lag eigentlich zu Ploërmel in Besatzung, von wo aus er Streifzüge in die ganze umliegende Gegend machte, und selbst die nächsten Ortschaften bei Rennes und Nantes in Contribution setzte. Bertrand verließ auf die jetzt erhaltene Nachricht sogleich den rechten Weg, nicht um ihm auszuweichen, sondern um ihn zu verfolgen. Grevaques davon unterrichtet, war auf seiner Hut, und wartete auf eine Gelegenheit, seinen furchtbaren Feind unvermuthet zu überfallen. Er glaubte sie gefunden zu haben, als er die Nachricht erhielt, Du-Guesclin habe sich in die Abtei von Saint Meen einlogirt,

seine Truppen aber in die Stadt gelegt. Sogleich marschirte er die ganze Nacht, und eine Stunde vor Anbruch des Tages kam er eine Schußweite von dem Marktflecken an. Er schickte zwei der Seinigen als Bauern verkleidet auf Kundschaft aus, welche ihm berichteten, daß alles im tiefen Schlafe läge, und blos der Eingang des Fleckens sey mit einer kleinen Wache von funfzehn oder zwanzig Mann besetzt, welche leicht niederzuwerfen seyn würden. Nun stellte er seine Leute alsbald in Ordnung, man näherte sich mit so wenig Geräusch, als nur möglich, und überraschte wirklich die kleine Wache. Ein Theil wurde niedergemacht, die übrigen aber flüchteten sich, und machten Lerm unter ihren Kameraden. Ehe aber diese noch schlagfertig waren, griff Grevaques schon ein Haus, in welchem das Gepäck unsers Helden befindlich war, an. Die Bedienten setzten sich zur Wehre, von einigen Edelleuten, Soldaten und Einwohnern, die herbeigelaufen waren, unterstützt. Der Kampf war gefährlich und hartnäckig. Durch ihre große Ueberlegenheit drängten aber endlich die Engländer die

Bretagner mit Verlust zurück. Gottfried le Vayer, Rudolph von Kergouet und der Herr von Ramillé, Hauptleute unter der Compagnie unsers Helden, und wegen ihrer großen Tapferkeit hochgeachtet, verloren das Leben. Unterdessen hatten sich alle Einwohner bewaffnet. Von allen Seiten drangen sie auf die Engländer ein; allein Grevaques beschloß, hier nicht länger zu kämpfen, sondern es vorher mit Du-Gueselin selbst aufzunehmen, weil er wohl einsah, daß, so lange dieser noch im Stande wäre, ihm Widerstand zu leisten, nichts zu gewinnen sey, hätte er dagegen ihn besiegt, so wäre er auch Meister von allem übrigen. Deswegen marschirte er jetzt nach der Abtei, wo sich unser Held aufhielt. Dieser hatte seine Leute in Schlachtordnung gestellt, und war eben im Begriff, die Abtei zu verlassen, um die Seinigen in dem Flecken zu unterstützen, und die Engländer daraus zu verjagen, als er den Grevaques anrücken sah. Sogleich stellte er sich in dem weiten und geräumigen Klosterhof, und gab Befehl, die Thore der Abtei zu öffnen. Grevaques, als er herankam und die Thore offen sah,

vermuthete wohl, daß man ihn erwarte; aber ohne zurückzugehn, oder sich lange zu bedenken, rückte er hinein, und griff den Haufen des Bertrand muthig an. Es entstand ein langer und zweifelhafter Kampf. Endlich aber wurde der älteste Sohn des englischen Hauptmanns, ein Jüngling von großen Hoffnungen, nebst den meisten, welche zunächst um ihn waren, getödtet. Die andern wichen zurück, und der unglückliche Vater, nachdem er seinen Sohn hatte fallen sehen, war genöthigt, sich unserm Helden zum Gefangenen zu ergeben, der sein Schwerdt zugleich mit dem seines Eidams und seines Schwagers annahm. In Begleitung dieser Gefangenen setzte er hierauf den Marsch nach seinem Gouvernement fort.

Dort hatte sich unterdessen jener Felleton, welchen er bei seiner Abreise als Gefangenen zurückließ, ranzionirt. Diesem begegnete er jetzt zufälligerweise am letzten Tag der Reise, ohngefähr zwei oder drei französische Meilen von Pontorson, an der Spitze von zweihundert Mann. Sogleich griff er ihn an, ohne daß jener Zeit

hatte, ihn zu erkennen, schlug ihn, alle seine Leute wurden getödtet, oder zu Gefangenen gemacht, und er selbst mußte sich ebenfalls ergeben. So wurde die Anzahl der bei St. Meen gemachten Gefangenen noch durch Felleton und seine Leute vermehrt, und gleich einem Triumphator langte unser Held vor den Thoren von Pontorson an.

Seine geliebte Theophania lief heraus, ihn zu empfangen, und die Freude, ihn wieder zu sehen, wurde durch die Nachricht von den Siegen, welche seine Tapferkeit davon getragen hatte, noch vermehrt. Als sie Felleton unter den Gefangenen erblickte, kehrte sie sich gegen ihn und sagte: Braver Felleton, wahrhaftig, das ist zu viel, in zwölf Stunden zweimal besiegt zu werden, einmal durch die Schwester, und das andremal durch den Bruder. Unser Held begriff nicht, was seine Gemalin mit diesen beiden Siegen der Schwester und des Bruders sagen wollte; er bat sie um Erläuterung, worauf sie ihm in Gegenwart aller seiner Gefährten folgendes erzählte:

In der vorhergehenden Nacht war Felleton an der Spitze seiner zweihundert Mann gekommen, das Schloß von Pontorson wegzunehmen. Man kam unbemerkt heran, legte Sturmleitern an, und war im Begriff, durch ein Fenster des Zimmers, wo sich ihre Frauen aufhielten, einzusteigen. In demselben Augenblicke träumet ihrer Schwägerin Julia Du-Guesclin, einer Nonne aus dem Kloster Saint Sulpice bei Rennes, welche bei ihr schlief, das, was so eben geschieht. Darüber erschrocken, wacht sie auf, springt aus dem Bette, bewaffnet sich, und läuft mit dem Degen in der Hand nach dem Ort, von welchem ihr geträumt hatte, daß die Feinde dort hereinwollten. Als sie hinkommt, findet sie wirklich eine Leiter angelehnt, und die Engländer im Heraufsteigen. Sie stößt dieselbe sogleich zurück, daß drei der Feinde todt hinabstürzen, macht hierauf Lerm im Schloß, man steht auf und setzt sich in Bereitschaft, es zu vertheidigen.

Die ganze Versammlung bewunderte dieses Abentheuer, und lobte den Muth der jungen Amazone, der würdigen Schwester eines so

tapfern Bruders. Man beschloß, Gott öffentlich für eine so glückliche und außerordentliche Begebenheit Dank zu sagen. Unser Held aber sagte zu Felleton: Ich hätte euch für höflicher gegen die Damen gehalten, und nie geglaubt, daß ein so artiger Mann Weiber angreifen, noch weniger sie im Bette und schlafend überfallen würde. Das ist mehr die Handlung eines unbescheidenen Liebhabers, als eines guten Kriegsmanns; aber sich unter solchen Umständen sogar überwinden lassen, das ist ein Unfall, welchen zu beklagen man sich nicht enthalten kann, zumal wenn der Verdruß darüber noch dadurch vermehrt wird, daß man an demselben Tage auch im Felde geschlagen wird.

Felleton wurde durch diesen Tadel sehr ergriffen, denn er fühlte die Gerechtigkeit desselben, und das Unedle seiner Handlung. Du-Gueselin fand bei weiterer Untersuchung seine Muthmaßungen bestätigt; denn die zwei Dienerinnen seiner Gemalin hatten ein Einverständniß mit den Feinden gehabt, und von dem Ueberfall gewußt.

Er ließ sie in einen Sack binden und in den Fluß werfen.

Uebrigens fuhr er ununterbrochen fort, die Engländer in der Normandie zu bekriegen. Nicht lange nachher eroberte er das Schloß von la Roche Tesson, in welchem sie sich stark befestigt und eine Besatzung von mehr als vierhundert Mann hatten, so daß sie in der höchsten Sicherheit lebten, und ihre Streifereien von dort aus sich auf funfzehn Meilen in der Runde erstreckten. Zwölfhundert Mann brauchte Bertrand zu dieser Unternehmung. Er ließ ein Stück der Mauer untergraben, und nachdem dadurch eine Breche von zwanzig Fuß entstanden war, wurde gestürmt, und das Schloß, von ihm zuerst erstiegen, erobert. Der Hauptmann der Engländer verlor nebst vielen der Seinigen das Leben, die andern wurden gefangen. Der König machte unserm Helden ein Geschenk mit dieser Eroberung.

Bald darauf wurde aber der Lauf seiner Siege durch das veränderliche Glück, welches auch seinen Günstlingen zuweilen feindselig ist, unterbrochen, jedoch dergestalt, daß sein

Ruf dadurch nicht verringert, sondern im Gegentheil noch vermehrt wurde. Hugo von Caurelée, einer der berühmtesten Englischen Hauptleute, durchstreifte die Besitzungen des Herrn von Craon. Dieser, allein nicht stark genug, es mit ihm aufzunehmen, bat unsern Bertrand, sich nebst den Seinigen mit ihm zu vereinigen. Es geschah, und sie suchten nun den Hugo auf, ihn zu bekämpfen. In der Gegend von Maine, auf einer Ebene zwischen la Croisille und Jurigni, stießen sie auf einander. Es kam zum Treffen, aber kaum hatte es seinen Anfang genommen, so ergriff Craons Compagnie die Flucht, und ließ unsern Helden mit den Seinigen, deren etwa hundert Mann waren, im Stich. Bertrand, so unvermuthet von seinen Bundesgenossen verlassen, verlor den Muth nicht. Er befahl den Seinigen, sich fest an einander zu schließen und den Feind zu erwarten. Die Engländer, ihnen gegenüber, hielten einen kurzen Rath, was nun zu thun sey. Man beschloß, sie anzugreifen, allein Hugo, ein ehrenhafter Mann, wollte erst den Weg der Güte versuchen, ehe es zum Kampf käme. Er schickte

einen Herold an Dü-Guesclin, ihm vorzustellen, er möchte doch bedenken, daß sechs Engländer gegen einen Bretagner wären, und wie er, wenn es zum Kampf käme, nothwendig zu kurz kommen müsse; er möchte also Rücksicht darauf nehmen, welcher großen Gefahr so viele brave Leute ausgesetzt wären, und wenn er sich zu einem Lösegeld verbindlich machen wolle, würde er sich nicht unbillig finden lassen. Du-Guesclin theilte den Seinigen diesen Vorschlag des Hugo mit. Man erkannte darin den Edelmuth eines braven Feindes, denn man konnte in Wahrheit einer so überlegenen Anzahl nicht widerstehen, und es würde unklug gewesen seyn, sich in ein Gefecht einzulassen. Man ließ sich also in Unterhandlung ein, und es wurde ausgemacht, Bertrand möchte mit den Seinigen frei und ungehindert abziehen, solle aber dagegen dem Hugo dreißig tausend Goldflorenen bezahlen, und bis diese Summe entrichtet wäre, solle keiner von ihnen im Felde erscheinen. Bertrand erbot sich, dem Hugo Geißeln zu geben, aber der edle Mann verlangte zu seiner Sicherheit nichts als sein Wort, so

hoch wurde dasselbe auch von den Feinden geschätzt.

Als er zu Hause angelangt war, verkaufte er seine Möbeln und erschöpfte seinen Credit, um die dem Hugo versprochene Summe allein aufzubringen. Er nahm es nicht an, daß einer seiner Waffengefährten das Geringste dazu beytrug; denn er wollte nach seiner Denkungsart nur den Gewinn, den sie durch ihre gemeinschaftliche Tapferkeit errungen, mit ihnen theilen, den Verlust aber allein tragen. Nachdem er die Summe zusammengebracht hatte, schickte er sie dem Hugo durch einen Edelmann seiner Kameradschaft.

Sechstes Kapitel.

Unterdessen nahete sich die Zeit, zu welcher Bertrand dem Karl von Blois versprochen hatte, sich in Nantes einzufinden. Er traf die nöthigen Vorbereitungen, ließ seine Ausrüstung und Feldgeräthschaft in Ordnung bringen, und befahl seiner Compagnie, sich in marschfertigen Stand zu setzen.

Im Anfang des Monats April kamen die Herren von der Parthei des von Blois in Nantes zusammen. Man hielt mehrere große Rathsversammlungen über die Unternehmungen, die man machen, und die Art und Weise, wie man Johann von Montfort angreifen wollte. Es kam zu weitläuftigen Discussionen über den Bruch des bestehenden Waffenstillstandes, welcher erst Michael zu Ende gieng. Man sagte von der einen Seite, es müsse alles aufgeschoben werden, bis

derselbe zu Ende sey; denn man würde es sonderbar finden, so viele brave Leute zum Nachtheil eines geschlossenen Vertrags in den Waffen zu sehen, und viele der braven Bretagner konnten sich nicht entschließen, ihre Einwilligung zu einem Unternehmen zu geben, welches der Strenge ihrer alten Tugend entgegen war. Von der andern Seite führte man alle die Gründe an, die Carl von Blois unserm Helden entgegen gesetzt hatte, um zu beweisen, daß hier kein Vertrag gebrochen werde, sondern daß derselbe durch Johann von Montfort, und die mit ihm verbundenen Engländer, schon längst gebrochen worden sey.

Endlich wurde einmüthig beschlossen, die Truppen so bald und so heimlich als nur möglich zusammenzuziehen, und die Besitzungen des Grafen von Montfort mit aller Macht zu überfallen. Obgleich Carl von Blois entschlossen war, das Obercommando seiner Truppen in diesem Kriege unserm Bertrand zu übergeben, wollte er doch die Meinung seiner Getreuen und Freunde darüber einholen, um alle Gelegenheit

zur Eifersucht und zum Mißvergnügen aus dem Wege zu räumen. Deswegen ließ er sie eines Tages zusammenrufen, und redete sie folgendermaßen an: Die vorzüglichste Kraft eines Heers beruht auf dem Anführer desselben, und man ist nicht ohne Grund auf das Sprüchwort gekommen: ein Trupp Hirsche unter Anführung eines Löwen sey weit furchtbarer, als ein Trupp Löwen, von einem Hirsche angeführt, seyn würde. Die große Zahl trefflicher Hauptleute, welche hier um mich versammelt ist, verhindert mich, diese Wahl jetzt für mein Heer zu treffen, und wenn ich mich entschlossen hätte, einen zum Oberanführer zu ernennen, würde dieser Entschluß unaufhörlich von der Reue, nicht auch jeden andern dazu ernannt zu haben, begleitet werden. Ich kann es nicht über mich gewinnen, bey dieser Gelegenheit nur die Verdienste eines einzigen meiner Freunde anzuerkennen, weil ich fürchten müßte, eine Ungerechtigkeit gegen alle übrigen zu begehen, und überlasse es also euch, einen unter euch zu wählen. Der Herr von Beaumanoir darf die Waffen jetzt nicht ergreifen, weil er sich ver-

pflichtet hat, dieses nicht eher zu thun, bis meine Söhne, die er als Geißeln nach England gebracht hat, wieder frey sind; ihr müßt also euer Augenmerk auf einen andern richten.

Hierauf ergriff der Marschall von Beaumanoir das Wort und sagte: Es ist in Wahrheit ein unglückliches und beklagenswerthes Schicksal für mich, die Dienste, welche ich euch schuldig bin, jetzt nicht leisten zu dürfen; wenn es mir aber auch erlaubt wäre, so würde ich doch bitten, mich von dem Commando eures Heers zu befreyen, da diese Ehre von jetzt an keinem andern als dem tapfern und trefflichen Du-Guesclin gebührt, und ich glaube, daß man diesem ohne langes Ueberlegen das Commando übertragen muß.

Der bescheidene Held wollte sprechen und sich entschuldigen, allein er wurde durch die ganze Versammlung unterbrochen, indem alle erklärten, die Meinung des Beaumanoir sey die der ganzen Welt, und der Ruhm seiner Tugend so groß, daß keiner mehr als er verdiene, ihr Anführer zu seyn. Da sagte Carl von Blois zu ihm: Ihr

müßt das Obercommando, welches euch die allgemeine Wahl aller meiner Freunde übertragen hat, ohne Widerrede annehmen. Er übergab ihm hierauf einen silbernen Stab mit Hermelin bestreut, als das Zeichen seiner Würde und seiner Gewalt.

Du-Guesclin stattete dem Fürsten seinen Dank ab für die Ehre, die er ihm erzeige, und sagte zu der Versammlung: Ich habe keine Ursache, mich bei der Annahme eines so wichtigen Auftrags zu fürchten, da ich denselben in Gesellschaft der tapfersten Krieger und der erfahrensten Hauptleute auf der Welt, und für die beste Sache, welche je vertheidigt worden, auszuführen habe.

Er ertheilte hierauf die nöthigen Befehle, und am funfzehnten April des Jahres 1363 hatte Carl von Blois ein Heer beysammen, welches aus drei tausend Gepanzerten, vier tausend Bogenschützen zu Pferd und neun tausend zu Fuß bestand. Alles war zum Marsch bereit. Du-Guesclin brachte den Fürsten dahin, ehe er den Feldzug eröffnete, einen Herold an den Grafen

von Montfort abzuschicken, damit es nicht scheine, als wolle er ihn unversehens überfallen. Der Herold mußte dem Grafen sagen, die wiederholten Klagen seiner Unterthanen und die beständigen Plackereien der Soldaten hätten Carln genöthiget, seine Freunde zu versammeln, um denselben endlich abzuhelfen; ihn lasse er hierdurch vorladen, ohne Aufschub vor ihm zu erscheinen, um Rechenschaft von seinen Handlungen zu geben, den Eid der Treue wegen derjenigen Besitzungen, die er von der Krone des Herzogthums Bretagne zu Lehn trage, zu leisten, den Schaden, welchen seine Truppen verursacht hätten, zu vergüten, und ihm die Achtung zu bezeigen, die er ihm als seinem souveränen Fürsten, gegen den er sich durch seinen Ungehorsam schwer verschuldet habe, schuldig wäre.

Der Graf von Montfort antwortete dem Herold: Carl von Blois irrt sich sehr, wenn er von mir eine Unterwürfigkeit verlangt, die er mir selbst zu beweisen schuldig ist; übrigens habe ich wohl Nachricht davon gehabt, daß er seine Truppen versammelt, habe mich aber da-

durch nicht beunruhigen lassen, weil ich mir nicht vorstellen konnte, daß er etwas zum Nachtheil seines geleisteten Eides unternehmen würde, welches denn auch die Ursache ist, daß ich mich nicht in den Stand gesetzt habe, seinen Unternehmungen Widerstand zu leisten. Wird er aber dennoch die Verwegenheit haben, mich anzugreifen, so soll er gewiß einen Widerstand finden, der ihn die Verletzung seines gegebenen Wortes bereuen machen wird.

Nachdem der Herold diese Antwort überbracht hatte, rückte Du-Guesclin mit dem Heer sogleich vor die dem Grafen ergebene, wohlbefestigte und gutbesetzte Stadt Carhair. Nach einer Belagerung von sechs Wochen, und nachdem die Belagerten ihre besten Leute verloren hatten, wurde sie mit Capitulation eingenommen, worauf das Heer vor Becherel rückte, ein außerordentlich stark befestigtes Bergschloß, welches die Stadt Rennes in Unterwürfigkeit erhielt. Der Graf von Montfort hatte eine ansehnliche Besatzung hineingeworfen, und die Befehlshaberstelle dem Latimer, einem tapfern und berühmten engli-

schen Hauptmann, anvertraut. Latimer, als er sich von einem so großen Heer eingeschlossen und in die Nothwendigkeit versetzt sah, täglich einige Angriffe zu bestehen, überzeugte sich bald, daß er endlich zur Uebergabe gebracht werden müsse. Er brachte daher einen Vertrag in Vorschlag, welcher auch angenommen wurde. Vermöge desselben wurde ein Waffenstillstand auf funfzehn Tage geschlossen, unter der Bedingung, daß er sich verbindlich mache, den Platz nach Ablauf dieser Zeit zu übergeben, wenn der Graf von Montfort nicht unterdessen mit einem Heer zum Entsatz erschiene. Zugleich erhielt er die Erlaubniß, den Grafen von dieser Uebereinkunft zu benachrichtigen.

Montfort hatte während der Belagerung von Carhaix Zeit gehabt, seine Freunde zu versammeln. Er hatte ihnen die dringendsten Briefe geschrieben, sich zu seiner Vertheidigung zu versammeln, und indem er ihnen besonders den Schimpf zu Gemüthe führte, welchen Carl von Blois ihm und allen Anhängern seiner Parthei durch Brechung des Waffenstillstandes angethan

habe, kamen sie von allen Seiten herbei, sich zu rächen, ohne zu bedenken, daß sie durch ihr vorhergegangenes Betragen denselben Vertrag schon längst gebrochen hatten.

Als er daher von Latimer die Nachricht von der Belagerung von Becherel erhielt, hatte er schon ein ansehnliches Heer beisammen, welches von Ungeduld brannte, Beweise seines Muthes zu geben und seine Rachsucht zu befriedigen. Er brach daher mit seiner ganzen Macht auf, der bedrohten Feste zu Hülfe zu kommen. Bertrand, von allem, was Johann von Montfort that, wohl unterrichtet, konnte leicht vermuthen, daß seine Absicht sei, ihn zur Aufhebung der Belagerung zu nöthigen. Um sich dagegen zu sichern, ließ er die ganze umliegende Gegend durchstreifen, und alles, was man von Lebensmitteln aufbringen konnte, nach seinem Lager schaffen, das übrige aber zerstören, und die Mühlen abbrechen, damit die Feinde bei ihrer Erscheinung nicht den geringsten Vorrath finden möchten. Ueberdem ließ er sein Lager mit tiefen und breiten Graben umgeben, die Wälle mit Pallisaden besetzen, und

die Flanken durch Redouten decken, so daß er nicht fürchten durfte, von dem Grafen angegriffen zu werden.

Montfort langte diesem Lager gegen über an. Nachdem er es hatte recognosciren und sich Bericht erstatten lassen, erklärte sein Kriegsrath, daß es unter diesen Umständen unmöglich sei, mit Vortheil anzugreifen. Er entschloß sich also, sich an einem Ort festzusetzen, wo er es abwarten zu können glaubte, daß die Belagerer durch Mangel gezwungen sich ihm auf Discretion ergeben müßten; denn er hoffte, daß, da er Meister der umliegenden Gegend sei, es bald zu diesem von ihm gewünschten Extrem kommen werde. Allein schon sehr bald sah er sich aller Nothwendigkeiten für sein Heer beraubt, und wie er selbst auf das Extrem gekommen sei, zu welchem er seinen Gegner hatte bringen wollen. Zu gleicher Zeit erhielt er Nachricht von Latimer, er könne sich höchstens noch drei oder vier Tage halten, und der größte Theil seiner Leute sei krank oder verwundet; denn sobald der Graf mit seinem Heer erschienen war, hatte Du-Gueselin, vermöge des ge-

schlossenen Vertrags, die Belagerung lebhaft fortgesetzt, und mehrere Angriffe gemacht. Alles dieses bestimmte den Grafen von Montfort, das Lager des Carl von Blois anzugreifen, und er hoffte, ungeachtet der starken Befestigung, es wegzunehmen, weil er es mit seiner ganzen Macht auf einmal stürmen, Carl dagegen, wollte er seine Quartiere nicht entblößen, ihm immer nur wenige Leute entgegen stellen konnte. Er ließ daher seinem ganzen Heer bekannt machen, sich auf den ersten Wink marschfertig zu halten. Am folgenden Morgen mit Anbruch des Tages erschien er vor den Linien des feindlichen Lagers. Die Vorposten wurden angegriffen und zurückgedrängt, und schon warfen sich die, welche zur Eröffnung des Angriffs befehligt waren, in die Gräben, als er noch einen Herold an Carl von Blois schickte, und ihm sagen ließ, der Kampf, welchen zu eröffnen er im Begriff wäre, würde einem großen Theil ihrer Freunde das Leben kosten, und wenn er Lust hätte, ihrer Streitigkeit mit einemmal ein Ende zu machen, so wäre er erbötig, anstatt so viele brave Leute auszusetzen,

persönlich mit ihm zu kämpfen. Carl war entschlossen, diese Ausforderung anzunehmen; allein seine Hauptleute stellten ihm vor, daß nur die Verzweifelung dem Grafen diesen Vorschlag eingegeben habe, weil er wohl einsehen müsse, in welcher gefährlichen Lage er sich befinde. Ueberzeugt, daß seine Macht der, welche er ihm entgegen stellen könne, nicht gewachsen sei, bemühe er sich, den Ausgang der Sache auf einen persönlichen Zweikampf zu stellen. Ein solcher Vorschlag ließe sich wohl annehmen, wenn die beiden gegenwärtigen Heere einander an Anzahl und Tapferkeit gleich wären; allein es würde unüberlegt seyn, die Ueberlegenheit, die er habe, dadurch, daß er sich einem offenbar schwächern Feind durch einen persönlichen Zweikampf gleich machte, aufzugeben. Um jedoch dem Grafen von Montfort zu zeigen, daß er seinen Vorschlag nicht aus Mangel an Muth zurückweise, könne er ihm eine allgemeine Schlacht an einem ihm beliebigen Ort antragen; denn es sei nicht zu läugnen, daß sein Heer, obgleich dem feindlichen

weit überlegen, dadurch, daß es seine Linien vertheidigen müsse, in Nachtheil komme.

Mit dieser Antwort wurde der Herold an den Grafen von Montfort zurückgeschickt, und nicht lange, so kam er wieder, und berichtete, sein Herr nehme die allgemeine Schlacht an, und zwar in den Ebenen von Evran, wo er sich über acht Tage, am zwölften Julius, mit seiner ganzen Macht einfinden würde. Carl war sehr darüber erfreut, denn aller Anschein versprach ihm einen vollkommenen Sieg, und er glaubte, eine göttliche Leitung darin zu erkennen, daß der Graf ihm selbst hatte Gelegenheit geben müssen, ein solches Mittel zur endlichen Entscheidung dieses langen Kriegs zu ergreifen. Der Graf von Montfort ließ sogleich zum Abzug blasen, und dachte an nichts als die bevorstehende Schlacht. Bis zu dem Tag derselben war ein Waffenstillstand zwischen beiden Partheien festgesetzt worden.

Siebentes Kapitel.

Die Zwischenzeit bis zum bestimmten Tag der Schlacht gab noch vielen Anhängern beider Partheien Zeit, sich bei einer der beiden Armeen einzufinden, um an der Ehre und dem Glücke dieses großen Tages, der das Schicksal von Bretagne entscheiden sollte, Antheil zu nehmen. Endlich erschien er, von den beiden Häuptern längst gewünscht.

Der Graf von Montfort theilte sein Heer in drei Haufen. In das erste Treffen stellte er die Engländer unter der Anführung des Johann Chandos und des Walter Huet. Sie bestanden aus fünfhundert Gepanzerten, tausend Bogenschützen und zweitansend Mann zu Fuß. Das zweite Treffen wollte er selbst anführen. Es war zusammengesetzt aus zweihundert Bretagnischen Edelleuten, unter welchen mehrere der er-

sten Herren des Landes, ein Olivier von Clisson, in der Folge Connetable von Frankreich, Tannegui du Chatel, Olivier von Cadoudal und andere waren, aus dreihundert Gepanzerten, zwölfhundert Bogenschützen und zweitausend fünfhundert Mann zu Fuß, alle lauter Bretagner. Das dritte Treffen war gemischt, Bretagner, Engländer, Normänner und Gascogner untereinander. Es bestand aus vierhundert Gepanzerten, achthundert Bogenschützen und zwölfhundert Mann zu Fuß, und war dem Olivier von Trezignidy, einem Bretagner, dem Robert Knolles und dem Herrn von Montaigu, zwei Engländern, als Anführern übergeben. Das ganze Heer bestand also aus funfzehnhundert Gepanzerten, ohne die zweihundert Bretagnischen Edelleute, dreitausend Bogenschützen und sechstausend Mann zu Fuß.

Carl von Blois theilte sein Heer gleichfalls in drei Treffen. Das erste bildeten tausend Gepanzerte, funfzehnhundert Bogenschützen und dreitausend fünfhundert Mann zu Fuß, alle Bretagner, unter der Anführung unseres Bertrands,

des Herrn von Leon und des Johann von Laval, Herrn von Chatillon in Vandelais, eines Nachgebornen des berühmten Hauses derer von Laval. Das Commando des zweiten behielt er sich selbst vor. In demselben befanden sich zwölfhundert Gepanzerte, funfzehnhundert Bogenschüzzen und viertausend Mann zu Fuß. Zunächst um seine Person hatte er den jungen Grafen von Laval, die Herren von Rochefort, von Rieux und Maletrait. Das dritte bestand aus dem Rest des Heers, acht hundert Gepanzerten, tausend Bogenschützen und zweitausend Mann zu Fuß, Franzosen, Bretagnern und Deutschen, unter der Anführung des Vicomte von Rohan und des Herrn von Retz.

Die beiden Heere wurden einander gegenüber in Ordnung gestellt, eines wie das andere in zwei Linien. Auf der ersten standen rechts und links die ersten und dritten Treffen, und zwischen beiden auf einer zweiten Linie, wie im Hintergrunde, die beiden zweiten Treffen, von den beiden Fürsten in Person angeführt. Der Graf von Montfort hatte sein Heer sehr weit

verbreitet, aus Furcht, von dem feindlichen, welches dem seinigen an Anzahl weit überlegen war, eingeschlossen zu werden. Zugleich hatte er seinen Truppen Befehl gegeben, sich auf den ersten Wink in kleine Haufen zu sondern, um den Feinden mehr zu schaffen zu machen. Das Gebet war gehalten, die Anführer munterten ihre Leute zur Tapferkeit auf, indem sie ihnen vorstellten, daß dieser Tag das Ende ihrer Mühseligkeiten herbeibringe, und daß der Sieg ihrem Fürsten reichliche Hülfsmittel verschaffen würde, sich für die treuen Dienste und Tugenden seiner Diener erkenntlich zu beweisen. Schon setzten sich die einzelnen Haufen in Bewegung, um handgemein mit einander zu werden, als die Bischöfe und Geistlichen, welche sich bei den beiden Heeren befanden, durch eine geheime Eingebung Gottes von tiefem Mitleiden ergriffen wurden, so viele brave Leute im Begriff zu sehen, einander umzubringen, und ein Volk, fähig, durch seine Tapferkeit die Welt zu erobern, gegen sich selbst in den Waffen. Sie drängten sich auf den freien Platz, welcher die beiden Heere noch trennte, und ga-

den ein Zeichen, nicht weiter vorzurücken. Nachdem sie sich einige Zeit mit einander besprochen hatten, verlangten sie einen Waffenstillstand auf eine Stunde, um ein Mittel zur Versöhnung ausfindig zu machen, und ihr Ansuchen wurde zugestanden. Diese Neuigkeit, als sie bekannt wurde, verbreitete eine allgemeine Freude unter den Kriegern, die einander so nahe gegenüber standen, daß sie sich erkennen konnten. Hier erblickte einer seinen Nachbar, dort ein anderer seinen Freund oder seinen Verwandten. Man grüßte sich mit den Augen und mit den Händen, und versprach sich zu umarmen, wenn es erlaubt seyn würde.

Es hatte viele Schwierigkeiten gekostet, die Einwilligung zu diesem kurzen Waffenstillstand zu erhalten. Vor allen andern drang unser Bertrand darauf, alle und jede Vorschläge, sie möchten auch seyn, welche sie wollten, abzuweisen, und sich zu schlagen; denn er sah ein, daß dieses Unterreden über den Frieden die Hitze der Soldaten schwächen und abkühlen würde. Vergebens stellte er dem Carl von Blois den guten

Zustand seines überlegenen Heeres, den Muth seiner Krieger und alle Vortheile, die auf seiner Seite waren, vor; die andern Herren behaupteten das Gegentheil, indem sie zu beweisen suchten: es habe nie eine günstigere Gelegenheit gegeben, den großen Zwist, welcher Bretagne in zwei feindliche Partheien theile, beizulegen; der Graf von Montfort würde, da er weit schwächer sei, sehr erfreut seyn, durch eine friedliche Uebereinkunft der Nothwendigkeit zu entgehen, sein Glück dem ungewissen Schicksal einer Schlacht auszusetzen, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, ihm nicht günstig ausfallen könne; Carl aber dürfe doch auch nicht so viel auf die ungleiche Ueberlegenheit seiner Kräfte rechnen, und müsse bedenken, daß die Schlacht bei Poitiers bewiesen habe, daß auch ein kleines Heer ein großes schlagen könne. Carl von Blois ließ sich also endlich bewegen, seine Einwilligung zu dem von den Geistlichen verlangten kurzen Waffenstillstand zu geben; bei dem Grafen von Montfort aber hielt es noch weit schwerer, sie zu erhalten. Insbesondere widersetzten sich die

Engländer geradezu diesen Unterhandlungen, und behaupteten, man müsse schlagen. Die Bretagnischen Herren drangen jedoch endlich durch, indem sie dem Grafen vorstellten, daß, wenn die Vorschläge, welche man zu einer gütlichen Auseinandersetzung machen würde, ihm nicht gefielen, sei es ja noch täglich Zeit, eine Schlacht zu verlangen.

In der Unterredung, welche nun von beiden Theilen gehalten wurde, schlug man zur Bedingung der Auseinandersetzung vor, das Herzogthum in zwei gleiche Theile zu sondern, und jedem der beiden Competenten eine Hälfte, mit allen Rechten und Qualitäten eines Herzogs von Bretagne, zu überlassen, wie dieses schon vormals zu Calais und zu St. Omer von dem König von England vorgeschlagen worden war. Allein weder Carl von Blois noch der Graf von Montfort wollten diesem Antrag Gehör geben.

Carl sagte: er habe diesen Vorschlag schon zu Calais verworfen, zu einer Zeit, wo er kein Heer gehabt hätte, noch viel weniger könne er ihn also jetzt an der Spitze eines ansehnlichen

Heeres annehmen, noch sich von den Artikeln seines Heirathsvertrages losmachen, die er mit Gefahr seines Lebens zu behaupten entschlossen sei. So sehr er auch den Frieden wünsche, und dem so lange beunruhigten Lande die Ruhe verschaffen möchte, könne er sich doch nie dazu entschließen, den Titel eines Herzogs von Bretagne aufzugeben oder zu theilen.

Montfort von seiner Seite erklärte: er könne nicht einsehen, daß eine solche Theilung dauerhaft oder nützlich seyn könne; denn es ließe sich nicht erwarten, daß Carl von Blois und er in dem getheilten Besitz eines so kleinen Fürstenthums ruhig würden neben einander leben können, so wenig wie Pompejus und Cäsar einst bei der Theilung der Weltherrschaft.

Nach diesen Erklärungen gaben die frommen Männer ihre Hoffnung, eine Vereinigung zu bewirken, auf; sie giengen wieder auseinander, und man sprach von nichts mehr, als von der Schlacht. Aber diese Auflösung der Friedensvermittelung veranlaßte eine allgemeine Bestürzung unter den Bretagnischen Kriegern. Sie

klagten allgemein, und sagten laut und öffentlich, es sei Grausamkeit, daß man sie zwingen wolle, das Blut ihrer Landsleute zu vergießen, unter dem Vorwand eines Zwistes, der so leicht beizulegen sei; die beiden Fürsten müßten sich mit einander vergleichen, oder sie selbst wollten ein Mittel zur Vereinigung ausfindig machen; den Engländern freilich könne es nicht anders als sehr lieb seyn, den Krieg so lange als möglich zu unterhalten, weil sie täglich von den Unordnungen und dem Unglück desselben Gewinn hätten. Diese Unzufriedenheit der Bretagner stieg so weit, daß es zu tumultuarischen Auftritten kam, und die Hauptleute allgemeinen Aufruhr und Ungehorsam fürchten mußten.

Die Engländer, an ihrem Theil, fürchteten, daß die Bretagner beider Partheien, durch alten Nazionalhaß gereizt, gegen sie vereinigt werden, und sie angreifen könnten; jeder der beiden Partheichefs aber fürchtete die Wankelmuth seiner Truppen zu Gunsten seines Gegners. Alles war in einer ungewöhnlichen Verwirrung und Bestürzung. Die Geistlichen, als sie es bemerkten, be-

nutzten sie, die beiden Prinzen zu bereden, daß es die Nothwendigkeit erfordere, sich mit einander zu vergleichen. Sie stellten ihnen die gefährliche Stimmung der Gemüther vor, und wie es nicht unmöglich sei, daß in einem Staat zwei Fürsten mit gleicher Gewalt regierten. Sie führten das Königreich Sparta als Beispiel an, welches von zwei Königen verwaltet worden, und zogen daraus den Schluß, daß das Herzogthum Bretagne auf dieselbe Weise gut regiert werden könne, zumal da die Tugend und Tapferkeit der Bretagner jener der Spartaner so ähnlich sei. Im Verfolg dieser Vorstellungen kam endlich ein Vergleich zu Stande, unter der Bedingung der Theilung des Herzogthums. Die Prinzen kamen zusammen, versicherten eidlich, das Vergangene gegenseitig zu vergessen, und von nun an in gutem Einverständniß mit einander zu leben; die beiderseitigen Krieger mischten sich bald unter einander wie Freunde, mit allen Zeichen der unbeschreiblichsten Freude. Man kam überein, Commissarien zu ernennen, welche die Theilung machen sollten, und bis dahin stellte

ein jeder von seiner Seite zwölf Geißeln zur Sicherheit. Carl von Blois stellte die Herren von Leon, von Retz, von Maletrait, von Chatillon, von Rien, von Rochefort und von Beaumanoir; denn obgleich der letztere vermöge seines gegebenen Wortes die Waffen nicht führen durfte, unterließ er doch nicht, täglich in der Rathsversammlung des Fürsten zu erscheinen. Ob nun gleich Carl auf diese Weise die angesehensten Männer seines Heeres nach ihm selbst und den beiden Herren von Laval und von Rohan, die noch jung und unerfahren waren, zur Sicherheit gegeben hatte, verlangte der Graf von Montfort dennoch ausdrücklich, daß unser Bertrand mit unter den Geißeln seyn müsse; denn er glaubte, daß Carl, so lange er dieses tapfern Mannes beraubt wäre, es weit weniger wagen würde, sich von diesem Vergleich loszumachen, in der Geschichte unter dem Namen des Vergleichs auf der Heide von Evran bekannt. Als diese Geisseln von Carl Abschied nahmen, um nach den ihnen angewiesenen Plätzen abzugehen, und er sie fragte, was sie von dem geschlossenen Ver-

gleich dächten, sagte einer nach dem andern seine Meinung, und auch unser Held nach seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit, mit diesen Worten: Ich bin sehr erfreut, gnädiger Herr, daß ihr den Frieden habt; aber wir haben eine schöne Gelegenheit verloren, euch zum alleinigen Herzog von Bretagne zu machen!

Achtes Kapitel.

Der auf der Heide von Evran geschlossene Vergleich war nur von kurzer Dauer; denn Johanna die Hinkende, des Carl von Blois Gemalin, auf welche das meiste dabei ankam, widersetzte sich demselben mit der größten Hartnäckigkeit, und aller Vorstellungen ohngeachtet konnte man doch ihre Einwilligung nicht erhalten. Man kam daher überein, die Geißeln von beiden Theilen wieder heraus zu geben, und dem schwarzen Prinzen Nachricht davon zu ertheilen.

Der Graf von Montfort wollte es nicht gestatten, daß unser Bertrand freigegeben würde, und befahl dem Johann Felleton, dessen Obhut er ihn anvertraut hatte, ihn zurück zu behalten. Bertrand klagte sehr darüber. Er bat den Felleton, mit dem Grafen zu sprechen, und ihm die Ungerechtigkeit dieses Verfahrens vorzustellen.

Felleton that es auch, allein der Graf entgegnete, er würde dem Du-Gueſclin nur dann die Erlaubniß abzureiſen geben, wenn er ihm verſprechen wollte, niemals wieder die Waffen gegen ihn zu führen, außerdem würde er ihn nach England ſchicken, von wo er nicht eher als nach dem Ende des Krieges zurückkommen ſollte. Seine Feinde fürchteten ſeine Tapferkeit ſo ſehr, daß ſie ſelbſt alle Betrachtungen der Ehre und der Billigkeit aus den Augen ſetzten, um dem Carl von Blois die Unterſtützung dieſes außerordentlichen Mannes zu rauben.

Mehr als drei Monate blieb er auf dieſe Weiſe ſeiner Freiheit verluſtig. Ueberzeugt, daß er kein rechtmäßiger Gefangener, und daß die Art und Weiſe, wie man ihn ſeiner Freiheit beraubte, eine offenbare Gewaltthätigkeit ſei, war er auf nichts weiter bedacht, als ſich bei der erſten günſtigen Gelegenheit aus dieſer Gefangenſchaft loszumachen. In dieſer Abſicht befahl er einem Knappen, den er bei ſich hatte, an einem gewiſſen Orte zwei Pferde bereit zu halten. Nachdem dieſer den Auftrag ſeines Herrn aufs beſte

erfüllt hatte, gab Bertrand eines Morgens vor, er wolle einen Spaziergang machen, damit ihm das Essen desto besser schmecken möchte. Zur Begleitung nahm er den ältesten Sohn des Felleton mit. Mit diesem gieng er an den Ort, wo er seine Pferde erwartete, und als er dieselben gefunden hatte, sagte er zu dem jungen Menschen: Seht, mein Kind, ihr seid nicht weit von euerm Hause, und wenn ihr zu euerm Vater kommt, so sagt ihm, ich sei sein Diener, und würde nicht ohne Abschied von ihm gegangen seyn, wenn ich ein rechtmäßiger Kriegsgefangener wäre; er wisse es aber wohl, daß man mich ungerechter Weise zurückhalte, und deswegen nehme ich meinen Abschied selbst. Der Knabe fieng an zu weinen, aus Furcht, daß man ihn schlecht behandeln würde, wenn er ohne unsern Helden zurückkäme. Dieser sagte: Ich werde euern Vater zu finden wissen, wenn er euch deswegen übel behandeln sollte. Hierauf stieg er zu Pferd, und jagte ohne Aufenthalt bis nach Guingamp, einer ansehnlichen Stadt in der dem Carl von Blois zugehörigen Herrschaft Penthievre.

Der Graf von Montfort war sehr mißvergnügt über diese Abreise unsers Bertrands. Walter Huet, ein unversöhnlicher Feind des Felleton, machte es dem Grafen wahrscheinlich, er habe von Bertrand Geld erhalten, sich seiner Flucht nicht zu widersetzen, so daß der Graf, darüber äußerst aufgebracht, den Felleton wollte in Arrest bringen lassen. Du-Gueselin, von dem Verdacht, welchen man gegen denselben hegte, benachrichtigt, schickte einen seiner Herolde ab, den Grafen von dem ganzen Hergang seiner Entweichung zu benachrichtigen, und wie Felleton nicht den geringsten Antheil daran gehabt habe. Auch ließ er ihm sagen, daß wenn er ihm freies Geleit zusichern wollte, wäre er bereit, mit einem jeden, der die Verwegenheit hätte, diese Verläumdung zu behaupten, oder sagte, er sei in rechtmäßiger Kriegsgefangenschaft gewesen, und habe dieselbe gegen die Ehre und ohne Erlaubniß verlassen, Mann gegen Mann zu kämpfen.

Felleton von seiner Seite ließ den Du-Gueselin vor das Parlament zu Paris fordern, indem er sich beklagte, er habe sein Vertrauen gemiß-

braucht, und sein Haus, wo er auf sein Wort und so gut es möglich eingeschlossen gewesen, verlassen, und verlangte, er möge ihm Genugthuung für das durch eigenmächtige Verlassung seiner Gefangenschaft ihm zugefügte Unrecht leisten. Bertrand dagegen ließ durch seine Prokuratoren darthun, daß seine Entweichung rechtmäßig gewesen, und Felleton nicht berechtigt sei, auf Genugthuung gegen ihn zu klagen. Das Urtheil des Gerichtshofs fiel endlich nach reiflicher Untersuchung dahin aus, daß Bertrand von allen Ansprüchen des Felleton freizusprechen wäre.

Unser Held hatte unterdessen nach Pontorson geschickt, seine Kameraden und Hausbedienten zu benachrichtigen, daß er den Engländern glücklich entwischt sei, und sie kommen sollten, ihn von Guingamp abzuholen. Kaum waren sie daselbst angelangt, so machte er sich auch sogleich auf den Weg, in ihrer Begleitung von dort abzureisen. Wie sehr war er aber erstaunt, als er, im Begriff, die Stadt zu verlassen, das Thor verschlossen fand, und die Straße mit vielen Einwohnern erfüllt sah, die sich der Ausführung sei-

nes Vorhabens widersetzten. Er erkundigte sich bei mehreren angesehenen Bürgern, die nahe bei ihm waren, nach der Ursache dieses Betragens, und setzte hinzu, er habe ja seinem Haushofmeister Befehl gegeben, alles zu bezahlen, kehrte sich hierauf auch fragend gegen seine Bedienten; alle aber versicherten, daß niemand etwas von ihnen zu fordern habe. Darauf setzte er gegen die Bürger noch hinzu, er wäre bereit, jeden Nachtheil, welchen die Seinigen den Einwohnern der Stadt zugefügt hätten, gut zu machen, und er wolle gerne noch einmal so viel, als nöthig wäre, dafür bezahlen.

Die Bürger entgegneten ihm, man habe nicht die geringste Klage, weder über seine Compagnie, noch seine Hausbedienten, und wisse recht wohl, daß er alles, was sie verzehrt, aufs freigebigste bezahlt habe. Nichts weniger, als um Geld von ihm zu verlangen, wären sie von sämmtlichen Zünften der Stadt abgeschickt, sondern vielmehr ihm, wenn er sie nöthig hätte, sechzigtausend Livres fränkischen Geldes anzubieten; denn die Menge, die er hier zu seinen Füssen

sehe, sei gekommen, ihn zu bitten, sich an ihre Spitze zu stellen, und sie gegen Roger Davy und Thomelin, zwei englische Hauptleute, welche die benachbarten Schlösser von Pistivien und Trogot besetzt hätten, anzuführen. Diese beiden führten gegen die armen Einwohner dieser Stadt einen wüthenden und unmenschlichen Krieg, hielten die Gefangenen zurück, indem sie unerschwingliche Summen von ihnen forderten, und quälten sie mit unerhörten Grausamkeiten, verwüsteten die umliegende Gegend, und hätten ihren ganzen Handel zu Grunde gerichtet. Wenn er ihnen beistehen wollte, würde man ihm sechstausend bewaffnete Leute zugeben, die bereit wären, seinen Befehlen zu gehorchen, und man würde Sorge tragen, daß es weder an Geld, noch Maschinen, noch Munition, noch Lebensmitteln fehle.

Als die Deputirten ihm dieses gesagt hatten, warf sich die versammelte Menge auf die Erde, die Männer mit entblößtem Haupt, die Weiber mit aufgelößten Haaren. Wiederholt und verwirrt schrie man durcheinander: Mann Gottes, verlaßt uns nicht! Mann Gottes, unterstützt uns!

Mann Gottes, braver Bertrand! rettet uns, befreiet uns von unsern grausamen Feinden, und gebt unsern Familien jene dauerhafte Ruhe wieder, welche ihr allen, die sich des Beistandes eurer unüberwindlichen Waffen zu erfreuen hatten, verschafft habt! Weinen und Schluchzen war mit diesem Geschrei des Volkes vermischt, und der edle Held wurde von dem wunderbareu Schauspiel so tief erschüttert, daß man einige Thränen des Mitleids und der Menschlichkeit über seine Wangen rinnen sah. Seine natürliche Gutmüthigkeit ließ ihm nicht zu, die an ihn gemachte Forderung zu verweigern. Von den Bitten der versammelten Menge besiegt, versprach er ihnen, ihr Verlangen zu erfüllen. Da wurde er mit den unglaublichsten und außerordentlichsten Beweisen einer allgemeinen Freude in seine Wohnung zurück begleitet. Das Volk lief durch die Straßen, und man rief einander zu: Der treffliche Bertrand, der gute Hauptmann hat Erbarmen mit uns gehabt, der Mann Gottes ist geblieben!

Noch an dem nemlichen Tage versammelte

er die Obrigkeiten der Stadt, um für alle zum Angriff auf die beiden Schlösser erforderlichen Nothwendigkeiten Sorge zu tragen. Zu gleicher Zeit verbreitete sich das Gerücht, daß der berühmte und furchtbare Held sich zu einem Unternehmen gegen diese beiden Festen vorbereite, und Davy und Thomelin unterließen von ihrer Seite gleichfalls nicht, die zu einer kräftigen Vertheidigung nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Unterdessen eilte alle waffenfähige Mannschaft aus der Herrschaft Penthievre nach Guingamp, voll Begierde nach dem Ruhm, unter einem so berühmten Anführer zu kämpfen. Nach Verlauf von kaum acht Tagen sah unser Held mehr als sechstausend Krieger um sich versammelt.

An der Spitze dieses kleinen Heers brach er auf, und zunächst gegen Pistivien. Als er davor angelangt war, schickte er einen seiner Herolde ab, den Roger Davy zur Uebergabe aufzufordern. Er ließ ihm sagen, die Zeit wäre gekommen, wo er Rechenschaft von alle dem Bösen, welches er diesen Gegenden zugefügt habe, geben sollte, und wenn er seine Feste ohne Widerstand

übergeben wollte, so verspreche er ihm Verzeihung im Namen der Einwohner dieser Gegenden; würde er sich aber widersetzen, so könne er nur darauf rechnen, daß dieses nemliche Volk eine vollkommene Rache für die von ihm erhaltenen Beleidigungen und Plackereien nehmen würde. Davy erwiederte dem Herold, er kenne die Tapferkeit desjenigen, der ihn abgeschickt habe, recht wohl; demohngeachtet aber sei er entschlossen, sich bis auf den Tod zu vertheidigen, und unter den Ruinen seines Hauses begraben zu lassen.

Diese Antwort nöthigte unsern Helden, die letzten Maßregeln zu ergreifen. Das Schloß von Pistivien lag in der Mitte eines großen und tiefen Sees, und war nicht anders zugänglich, als durch einen Dammweg, welchen Davy aber jetzt an mehreren Orten hatte durchschneiden lassen. Gesetzt aber auch, er wäre ganz und unbeschädigt geblieben, so hätte er den Angreifenden doch keinen Vortheil geben können, denn er war so schmal, daß kaum zwei Wagen neben einander darauf hinfahren konnten. Es war kein an-

derer Rath, als den See auszutrocknen, und um dieses zu erreichen, mußte man den Graben, welcher das Wasser hineinführte, abschneiden. Man fieng an, den Damm des Wassergrabens zu untergraben; es gieng aber nicht so schnell damit, als man erwartet hatte, denn der Grund desselben war außerordentlich breit. Die Arbeiter wurden durch die Engländer beunruhigt, welche auf kleinen Fahrzeugen, die ringsum mit Pallisaden von aufgerichteten Bretern eingefaßt waren, um die Mannschaft zu sichern, herbei kamen, und hinter ihren Verschanzungen vor mit Pfeilen auf sie schossen. Dem ungeachtet wurde der Damm endlich bis auf den Grund durchschnitten, so daß das Wasser herausströmte. Nun fand sich aber so tiefer Schlamm in dem See, daß es unmöglich war, darüber zu kommen, ohne sich der Gefahr des Versinkens auszusetzen, und ihn davon zu reinigen, war eine zu große und unausführbare Arbeit. Unter diesen Umständen entschloß sich Du-Gueselin, den Dammweg um so viel breiter machen zu lassen, daß wenigstens funfzehn Mann neben einander aufmarschiren

könnten. Er befahl, Baustämme und Faschienen in dem Walde, welcher das Schloß rings umgab, abzuhauen, und mit Hülfe derselben, und durch Anstrengung des ganzen Heers, brachte man in Zeit von acht Tagen dieses Werk zu Stande.

Es war aber noch nichts erreicht, endlich bei diesem Erdklumpen angelangt zu seyn, denn rings um denselben lief eine starke mit Thürmen und Gängen versehene Mauer, und hinter derselben wieder ein tiefer und voller Graben. Die Feinde schickten sich an, diese äußere Befestigung zu vertheidigen, welche unser Held dergestalt angriff, daß er die Erde aufgraben, und nachdem man durch den gemachten Laufgraben bis an den Fuß der Mauer gekommen war, dieselbe durch Untergrabung zerstören ließ. Nach diesem ersten erhaltenen Vortheil mußte man in den Graben kommen, dessen äußere Abdachung eine ringsum mit spitzigen Pfählen und Pallisaden von allen Gattungen besetzte Mauer war. Unter dem Schutze derselben vertheidigten sich die Belager-

ten Fuß vor Fuß, und warfen Feuer und Steine auf die Belagerer.

Bertrand ließ diese Abdachung durch fünf hundert Mann angreifen. Sie rissen mit einer unglaublichen Wuth die Pfähle und Pallisaden aus, tödteten einen Theil der Engländer, und nöthigten die übrigen, sich in das Innere des Schloßes zurück zu ziehen. Nun wurden von neuem Faschienen herbeigebracht und in den Graben geworfen, um die Sturmleitern aufstellen zu können. Die Leitern wurden angelegt, man blies zum Angriff, die dazu bestimmten Leute schickten sich an, hinaufzusteigen; aber die Belagerten vertheidigten sich mit einer solchen Anstrengung, daß sie Leitern und Menschen über den Haufen warfen, und man die Hoffnung aufgeben mußte, den Sturm durchzusetzen. Jetzt beschloß Bertrand, Feuer an das Thor des Schlosses legen zu lassen, ob es gleich durch Thürme, Schlagbäume und andere Befestigungswerke vertheidigt wurde. Er befehligte tausend Mann, dieses auszuführen. Ihre Tapferkeit wurde mit dem glücklichsten Erfolg gekrönt, denn es gelang

ihnen, das Thor in Brand zu stecken, und mitten durch die Flamme, die sie angezündet hatten, einzudringen.

Roger Davy, von dem Brande des Thores benachrichtigt, und wie nur noch wenige von denen, welche es zu bewachen hatten, übrig wären, verließ nebst hundert der Seinigen die Hauptmauer, und als er fand, daß sich die Sache so verhielt, wie man ihm gemeldet hatte, griff er die Wüthenden, welche dort einzudringen versuchten, an, warf sie zurück, und ließ hierauf einen Wagen zwischen das Thor schieben, sich damit zu decken, und den Feinden den Eingang zu versperren. Man sah sich also abermals genöthigt, Feuer an diesen Wagen zu legen. Der Sturm dauerte unterdessen von allen Seiten fort. Endlich gelang es fünf oder sechs der Stürmenden, die Höhe der Mauer zu erreichen, und Davy erfuhr, daß Du-Gueselins Fahne auf einem der Thürme aufgepflanzt sei. Jetzt glaubte er sich verloren. Er verdoppelte seine Kräfte, und vertheidigte sich mit unglaublichem Muth. Unser Held fürchtete die Wuth des gemeinen Mannes,

und da er wünschte, das Eigenthum einer so angesehenen Dame, wie die Gemalin des tapfern Roger war, (die den berühmten Wilhelm von Rostreven, den ersten Connetable von Frankreich, unter ihren Ahnen zählte, und vorher die Frau eines Vicom'e von Rohan gewesen war,) denn sie hatte ihm dieses Schloß als ihr Eigenthum zugebracht, so viel als möglich, zu schonen, befehligte er jetzt zweihundert Mann, auf die Mauern zu steigen, mit der Weisung, hernach weiter niemand herauf zu lassen, und die Leitern abzuwerfen.

Er selbst drängte sich durch die innerhalb des Thores sich befindliche Menge, und als er zu dem tapfern Roger kam, sagte er zu ihm: Braver Davy! jetzt ist nicht mehr Zeit, zu widerstehen, euer Platz ist unser, ergebt euch mir, ihr sollt eure Loskaufung auf gute Bedingung erhalten! Der Engländer, der sich aufs äußerste gebracht sah, antwortete: Ich ergebe mich ohne Betrübniß an den, welcher die Unterwerfung der ganzen Welt verdient; ich würde meine Freiheit bis auf den letzten Augenblick des Lebens vertheidiget haben, hätte ich nicht einen so großmü-

thigen Feind vor mir, dem man ohne Schande seinen Degen überreichen, und ihn zum Herrn seines Glücks und seiner Ehre machen kann. Indem er dieses sagte, überreichte er dem braven Bertrand seine Waffen; allein dieser gab ihm die Hand, und sagte: Ich verlange nichts weiter als euer Ehrenwort, und werde nie einen so tapfern Mann, wie ihr seid, entwaffnen. Zu gleicher Zeit unterwarf sich die ganze Besatzung; aber die Eroberer wollten keinen Pardon geben, sondern alles über die Klinge springen lassen, denn diese neuen Soldaten verlangten nur, sich zu rächen und zu zerstören. Nur das große Ansehen unseres Bertrands, welcher seine ganze Autorität aufbot, konnte die Wuth des gemeinen Mannes stillen. Er rettete das Schloß von der Plünderung, und erhielt dem Davy einen großen Theil seines Vermögens, indem er das Uebrige unter diejenigen, welche sich am meisten ausgezeichnet hatten, vertheilte. Die armen Soldaten, die er in dem Schloß fand, ließ er sämmtlich ohne Lösegeld frei, unter der Bedingung, daß sie eine Zeitlang nicht gegen ihn dienen soll-

ten. Die Bretagner, welche darunter waren, nahmen Dienste unter seinen Compagnien. Das Schloß selbst ließ er so weit niederreißen, wie es die Ruinen noch in neuern Zeiten zeigten.

Bertrand rückte hierauf mit seinem Heer vor das Schloß von Trogot, wo Thomelin, der andere den Einwohnern von Guingamp so furchtbare Feind, mit seinem Haufen hauste. Dieser, als er die Nachricht von dem Schicksal seines Waffengefährten erhielt, und nun das zahlreiche feindliche Heer herankommen sah, ließ sich, überzeugt, daß sein weit schlechter befestigter Platz auch weit weniger im Stande seyn würde, einen Sturm, zu welchem schon alle Anstalten getroffen wurden, auszuhalten, in einen Vergleich ein. Vermöge desselben übergab er den Platz an unsern Bertrand, und er erhielt die Erlaubniß, mit seiner Besatzung und mit Sack und Pack frei abzuziehen.

Neuntes Kapitel.

Nach diesen glücklichen Unternehmungen begab sich unser Held, in Begleitung seines tapfern Gefangenen, des Roger Davy, wieder nach Pontorson, fest entschlossen, einen schon lange mit sich herumgetragenen schönen Traum jetzt zu verwirklichen. Er nahm sich vor, ein eingezogenes und stilles Leben in seinem Hause zu führen, und entfernt von dem Getümmel des Kriegs, die süßen Freuden, welche eine glückliche Ehe und der Umgang mit einer so ausgezeichneten Gattin, wie seine Theophania war, gewähren könne, zu genießen. Kaum aber waren ihm acht Tage in diesem sanften und ungewohnten Genuß vergangen, so wurde derselbe durch eine Botschaft von dem Dauphin Carl, der in Abwesenheit des Königs die Regentschaft von Frankreich führte, unterbrochen, und seine Tapferkeit

wieder aufgeweckt. Der König Johann war nemlich, da er die in dem Vertrag zu Bretigny gemachten Versprechungen nicht halten konnte, freiwillig in die Gefangenschaft nach England zurückgegangen, und hatte seinem trefflichen Sohn die Leitung aller Angelegenheiten seiner Staaten überlassen.

Carl der Schlimme, König von Navarra, Eidam des Königs Johann, hegte einen tiefen Haß gegen die Familie Valois, insbesondere gegen den Regenten Carl, und war auf nichts mehr bedacht, als jede Gelegenheit, Frankreich schaden zu können, zu benutzen. Ganz neuerlich hatte er wieder einen Streit veranlaßt, von welchem er jetzt den Vorwand zu einem neuen Kriege nahm. Er machte Ansprüche auf die Besitzungen des ohne Kinder verstorbenen Herzogs von Bourgogne, welche von dem Regenten als eröffnete Mannlehn waren eingezogen worden, um so mehr, da diese Besitzungen als eine von dem königlich französischen Hause gegebene Appanage besessen worden waren. Unbekümmert um die unbezweifelten Rechte des Regenten von

Frankreich, folgte Carl nur seinen Leidenschaften, und traf alle Anstalten, Gewalt zu gebrauchen.

Seine Absichten zu begünstigen, nahm seine Schwester Blanka von Navarra, die hinterlassene Gemalin Philipps von Valois, den ihr ergebenen Basco von Mareuil nebst einer zahlreichen Mannschaft als Besatzung in Melun auf, welche Stadt ihr nebst der umliegenden Gegend zum Witthum ausgesetzt war. Dem Regenten von Frankreich müßte daran gelegen seyn, sich eines für Paris so gefährlichen Nachbars zu entledigen. Er entschloß sich also, diese Stadt anzugreifen, und dazu berief er die treusten und tapfersten seiner Feldherrn. Die Botschaft an unsern Helden überbrachte ihm ein Schreiben des Regenten, in welchem er ihm meldete, wie er ein großes und wichtiges, aber schweres Unternehmen beschlossen habe, denn Basco war ein tapferer und geschickter Soldat, wozu er seines Arms bedürfe; er erwarte ihn mit Ungeduld vor Melun, wohin er sich alsbald begeben möchte. Bertrand entschlossen, fern vom Geräusche der Welt ein stilles Leben zu führen, hatte keine Lust,

diesem ehrenvollen Ruf zu folgen, und dachte auf eine Entschuldigung, den an ihn geschickten Edelmann damit abzufertigen. Aber seine treue Theophania stellte ihm vor: daß er sich gar nicht vornehmen dürfe, so lange ohne Dienste zu seyn; daß er lebe, andern Ruhe zu verschaffen, nicht ihrer selbst zu genießen; daß er noch nicht in der Hälfte der von der Vorsehung ihm bestimmten Laufbahn sei, und daß sie, ungeachtet ihrer unbegrenztesten Liebe zu ihm, dennoch gerne in seine Entfernung willige, weil sie wohl wisse, daß Gott ihn erhalten, und der Ruf seiner schönen Thaten sie über seine Entfernung trösten würde. Wenn er es von ihrer Pflicht verlange, sei sie bereit, ihm auch zum Heere zu folgen; doch glaube sie, ihm nützlicher seyn zu können, wenn sie zu Hause bliebe, und seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung erhalte. Sie wisse, wie nothwendig sein Arm der Christenheit, und wie nützlich seine Thaten dem Königreich wären, als daß sie weder das Vaterland dieses Ruhmes, noch Frankreich der Hoffnungen, die man auf

ihn gebaut habe, berauben, noch auch ihm selbst die dabei zu erwartende Ehre entziehen sollte.

Bei diesen Worten zog sie eine kostbar gearbeitete Schreibtafel aus der Tasche, und setzte hinzu: Was ich dir jetzt gesagt habe, ist kein Traum meiner Einbildung. Alles das habe ich in dem großen Buch des Himmels gelesen, in welches Gott dein ehrenvolles Leben mit untrüglichen Zügen gezeichnet hat. Doch ist mir auch nicht unbekannt, daß deine Tugend nicht immer glücklich und das Schicksal dir oft zuwider seyn wird; allein, wirst du dir die Mühe nehmen, diese Schreibtafel zuweilen um Rath zu fragen, die du aus Liebe zu mir behalten mögest, so wirst du gewiß Rathschläge darinnen finden, allen Unfällen, welche dich bedrohen, vorzubeugen.

Bertrand nahm die Tafel, dankte seiner Gattin für ihren Rath, antwortete ihr aber: sein Schicksal sei von dem Tag seiner Geburt an bestimmt, und die Leitung desselben sei Gott allein überlassen.

Entschlossen, dem Ruf des Regenten zu fol-

gen, machte er sich zur Abreise fertig. Der tapfere Roger Davy, sein Gfangener, davon unterrichtet, bat, ihn begleiten zu dürfen, mit der Versicherung, nie einem andern als ihm zu dienen, seitdem er ihm das Leben geschenkt habe. Unser Held nahm sein Anerbieten an, gab ihm einen seiner Tapferkeit und seiner Geburt angemessenen Platz unter den Seinigen, und traf bald darauf, von ihm und zweihundert Lanzenträgern begleitet, bei dem Dauphin in dem Lager bei Melun ein.

Der Regent, indem er unsern Helden umarmte, sagte: Ich wußte wohl, daß mich der brave Bertrand nicht verlassen würde, wenn er meine Lage in Erfahrung gebracht — und indem er sich zu den Umstehenden wandte, welche den Mann von so großen Verdiensten nicht schön genug fanden, setzte er hinzu: Dies ist der kühnste und der beste Ritter, den die Welt trägt, wir werden es bald an seinen Thaten sehen.

Man hielt hierauf Kriegsrath, in welchem beschlossen wurde, am nächsten Morgen einen

allgemeinen Sturm zu wagen. Die dazu nöthigen Befehle wurden noch am Abend gegeben, und mit Anbruch des Tages eilte man, unter dem Schmettern der kriegerischen Instrumente, zum Angriff. Der Regent, wenn es auch nicht unter seiner Würde gewesen wäre, an dieser Art des Kampfes Theil zu nehmen, doch jetzt von einem heftigen Fieber noch nicht gänzlich hergestellt, zu allem Kampfe unfähig, stellte sich an ein Fenster, aus welchem er die Stürmenden übersehen und leicht bemerken konnte, welche Maßregeln zu ergreifen wären.

Mareuil und die Seinigen thaten Wunder der Tapferkeit, und schlugen die Angriffe der Franzosen mehreremale glücklich ab. Unser Held war beschäftigt, unten im Graben die Mauer unterwühlen zu lassen, um eine Breche zu machen. Weil aber die Arbeit, seiner Meinung nach, nicht geschwind genug fortrückte, so ließ er eine Leiter bringen, einer der Seinigen mußte sie halten, und er stieg hinauf. Mareuil, als er dieses bemerkte, lief an den Ort, wo er einen Ritter mit dem Schild über dem Kopf heraufsteigen sah,

fand von ohngefähr einen großen Stein, und rollte ihn durch die Schießscharte, daß er auf den Stürmenden herunterfiel. Der Stein war so schwer, daß er die Leiter zerschmetterte, und unser Held rückwärts mit dem Kopf zuerst in den mit Wasser gefüllten Graben stürzte. In diesem Augenblicke schrie Villaines: Rettet diesen Ritter, lieber die Stadt verloren, als ihn. Der Regent, welcher ihn mit so vieler Entschlossenheit hatte hinaufsteigen sehen, sagte zu denen, die bei ihm waren: das ist sicher Guesclin, denn so macht er's gewöhnlich; und als er ihn herunterfallen sah, schickte er sogleich einige von seinen Gardisten ab, ihn aus dem Wasser zu ziehen.

Man zog ihn zwar glücklich heraus, weil aber sein Helm im Fallen aufgefahren war, für todt. Die Aerzte verordneten, so gut es in der Verwirrung möglich war, ihn nur sogleich in einen warmen Düngerhaufen zu legen. Fast nach einer Stunde erholte er sich von seiner Ohnmacht, und kaum war er erwacht, fragte er auch sogleich, ob der Sturm beendigt, und die Stadt erobert sei? Als er hörte, daß der Kampf

noch fortdaure, ließ er sich ankleiden, um wieder zu den Kämpfenden zurück zu kehren. Jedoch überzeugt, daß für diesen Tag mit den Sturmleitern nichts auszurichten sei, nahm er zwanzig von seinen Bretagnern, rückte mit ihnen vor die Barrieren des Stadtthors, tödtete einige Feinde, und wäre fast in die Stadt eingedrungen, wenn man nicht die Brücke schnell aufgezogen hätte.

Die Nacht brach jetzt herein, und in Erwartung des folgenden Tages ließ man zum Rückzug blasen. Doch die Belagerten verlangten noch an demselben Abend zu capituliren, und kehrten zu dem alten Gehorsam gegen den Regenten zurück. Dieser ertheilte unserm Helden im Angesicht des ganzen Heeres das schönste Lob, und gab ihm Geschenke zur Belohnung seiner Tapferkeit und als Beweise seiner Hochachtung.

Zehntes Kapitel.

Man gieng nun nach Paris zurück, und beschloß daselbst, den Krieg gegen den König von Navarra in der Normandie anzufangen. Dieser Fürst hielt mehrere Festungen zwischen Rouen und Paris besetzt, aus welchen er diese beiden Städte unaufhörlich beunruhigte; am meisten von Roleboise aus, einer an der Seine gelegenen Festung. Wautaire Austrade, aus Brüssel gebürtig, welcher mit einigen Compagnien darin lag, machte so viel Unordnungen im Lande, daß es Niemand wagen durfte, ohne mit schwerem Gelde von ihm gelößte Pässe von Rouen nach Paris zu reisen. Der Handel auf dem Fluß und auf dem Lande aber war gänzlich unterbrochen. Die Bürger von Rouen, dieser Plackereien endlich müde, hatten sich gegen tausend Mann an der Zahl versammelt, und belagerten eben unter Anführung

eines ihrer Mitbürger, Namens Jakob Lieur, diese Festung, als man in Paris das Commando des gegen Carl von Navarra bestimmten Heeres unserm Bertrand übertrug.

Dieser brach alsbald mit fünfhundert schweren Reutern und zweitausend Mann zu Fuß auf, und vereinigte sich mit den braven Bürgern von Rouen. Demohngeachtet zog sich die Belagerung, nicht allein wegen der außerordentlichen Festigkeit des Platzes, sondern auch der großen Tapferkeit der Besatzung, in die Länge. Um unterdessen nicht müßig zu seyn, machte unser Held einen Anschlag auf die in der Nähe gelegene, dem König von Navarra ergebene Stadt Mantes. Weil aber diese Stadt ebenfalls stark befestigt war, und eine treffliche Besatzung hatte, so nahm er seine Zuflucht zur List. Nebst noch zehn andern seiner Getreuen als Winzer verkleidet, unter dieser Verkleidung aber gut bewaffnet, erschien er eines Morgens vor der Stadt, sich nebst seinen Gefährten zur Bearbeitung ihrer Weinberge anzubieten. Die Bürger machten die Pforte auf, und ließen die vermeinten Winzer näher kommen.

Indem diese noch zwischen den Thoren waren, kam ein Karren daher gefahren, welcher zur Stadt hinaus wollte, und weswegen man die Hauptbrücke niederlassen mußte. In diesem Augenblick stürzten zwei der verkleideten Winzer auf den Karren los, und zerhieben die Stränge des Geschirrs, um zu verhindern, daß die Brücke nicht wieder aufgezogen würde. Hierauf schlugen sie mit Schwerdtern und Aexten auf die Thorwache los, und während dem sie einige davon tödteten, gab unser Held dreißig andern von seiner Compagnie, welche hundert Schritte von der Stadt, hinter einer Scheune, unter Anführung Wilhelms von Launoy verborgen lagen, ein Zeichen. Diese eilten augenblicklich herbei, bemeisterten sich unter dem Feldgeschrei: Launoy, Launoy! des Thors, und ihnen folgten die noch übrigen Truppen, welche Bertrand zu dieser Unternehmung mit sich genommen hatte, unter der Anführung des jungen Grafen Ludwigs von Auxerre. Nachdem diese in die Stadt eingerückt waren, warf Bertrand sein Winzerkleid ab, stellte sich an die Spitze der Seinigen, und nun ertönte

durch alle Straßen der Stadt das furchtbare Geschrei: Mutter Gottes, Guesclin! Die Bürger flohen in die große befestigte Kirche, und beschlossen, sich zu vertheidigen, fanden es aber rathsamer, nachdem sie zur Uebergabe aufgefordert worden waren, sich auf Capitulation zu unterwerfen.

Du-Guesclin gieng hierauf wieder zu der Belagerung von Roleboise zurück, und ließ alsbald den Befehlshaber dieser Feste zur Uebergabe auffordern. Auf seine Weigerung unternahm man am folgenden Tage einen allgemeinen Sturm, wobei es von beiden Theilen so hitzig hergieng, daß die Belagerer dreimal zurückgeschlagen wurden, und eben so oft den Angriff erneuerten, bis sie endlich, durch das Beispiel unsers Helden angefeuert, der sich an die Spitze gestellt hatte, die Mauern erstiegen. Wautaire nebst allen den Seinigen mußte über die Klinge springen.

Bertrand vereinigte sich nun wieder mit dem Grafen von Auxerre, welcher als Befehlshaber in Mantes zurückgeblieben war, um mit gemein-

schaftlichen Kräften die Stadt Meulan zu bela-
gern. Diese Stadt war reich, groß und sehr be-
völkert, durch gute Mauern und einen starken
Thurm befestigt. Unmittelbar bei derselben gieng
eine feste Brücke über die Seine, welche Carln
von Navarra nicht allein die freie Passage über
diesen Fluß sicherte, sondern auch die freie Fahrt
auf demselben nach Paris hinderte, weil kein
Fahrzeug unter derselben weggehen durfte, ohne
einen großen Zoll zu erlegen, dessen Ertrag hin-
reichend war, eine Besatzung zur Vertheidigung
dieses so vortheilhaften Platzes zu erhalten. Desto
mehr mußte den Franzosen an dem Besitz dessel-
ben gelegen seyn. Aus Dankbarkeit für die Be-
freiung von der Besatzung in Roleboise folgten
auch die Bürger von Rouen unserm Helden zu
dieser Belagerung. Als er die Besatzung und die
Einwohner zur Uebergabe auffordern ließ, spottete
der Commandant blos über diesen Antrag, und
zeigte dem französischen Herold die Weiber und
Kinder, welche Steine auf die Mauern trugen,
ihre Stadt zu vertheidigen. Nach der Zurück-
kunft desselben von dem, was er gesehen hatte,

benachrichtiget, ließ Bertrand sein Heer vorrücken, und nachdem er die Stadt umritten und recognoscirt hatte, am nächsten Morgen in aller Frühe zum Sturm blasen.

Während dem von allen Seiten die Sturmleitern an die Mauern der Stadt gelehnt wurden, griff er selbst an der Spitze von zweihundert Mann das Thor an. Er ließ die Schranken mit Aexten zerhauen, eine Brücke schlagen, um an die aufgezogene Brücke der Stadt zu kommen, steckte sie selbst in Brand, und ließ nun das Thor einhauen. Die Vertheidiger verloren den Muth, zogen sich in den Thurm zurück, und überließen Stadt und Bürgerschaft dem Sieger. Alles wurde getödtet, geplündert oder auf Ranzion gefangen.

Der Thurm, in welchen sich die Besatzung geworfen hatte, war noch unbeschädigt, stark, sehr befestigt und voll tapfrer Leute. Du-Guesclin rückte bis an den Graben vor, ließ den Befehlshaber rufen, und sagte ihm, wenn er ihn nicht lange mit der Vertheidigung aufhalten, sondern den Thurm verlassen wolle, so würde er ihn im

Namen des Regenten in Besitz nehmen, und ihm nebst den Seinigen sicheres Geleit geben, wohin sie Lust hätten; im Gegentheil aber die Stadt nicht verlassen, bis er diesen Thurm erobert habe. Stolz entgegnete ihm der Commandant: Wenn ihr Flügel habt, so mögt ihr den Thurm einnehmen; könnt ihr aber nicht fliegen, so fürchte ich eure Anstrengungen nicht. Man ließ also die Maschinen herbeirücken, unter welchen sich auch einige Kanonen befanden, deren vortheilhafter Gebrauch aber damals noch nicht recht bekannt war. Man schoß gegen den Thurm, doch die Mauern waren zu dick und zu fest, und die Kugeln thaten keine Wirkung. Bertrand befahl also seinen Arbeitern, bis unter den Grund des Thurmes zu miniren, damit der ganze Thurm umfallen möchte, und er wurde so gut bedient, daß diese Mine in wenig Tagen völlig fertig war. Dergleichen Minen wurden damals in Ermangelung des Pulvers so gemacht, daß die Arbeiter, wenn sie tiefer hineinkamen, das untergrabene Gebäude mit großen Balken stützten. Diese Stücken Holz wurden mit Fett und andern brenn-

baren Materien bestrichen, wenn die Mine fertig war, Feuer daran gelegt, worauf dann, wenn diese Stützen verbrannt waren, das untergrabene Gebäude einstürzen mußte.

Nach Vollendung dieser Mine wurde der Commandant noch einmal aufgefordert, weil er aber eben so trotzig wie zum erstenmal antwortete, so ließ Bertrand alsbald Feuer an die Balken der Mine legen. Kaum waren diese verbrannt, so spaltete auch der Thurm in der Mitte auseinander, und die eine Hälfte stürzte in den Graben hinab. Nun erst flehte die Besatzung die Gnade des Siegers an, welche ihnen auch gewährt wurde. Er schickte sie als Gefangene nach Paris.

Eilftes Kapitel.

Carl von Navarra, aufgebracht über den Verlust dieser drei ihm so wichtigen Plätze, versammelte so viele Leute, als er nur zusammenbringen konnte, unter dem Vorwand, sie wieder zu erobern, eigentlich aber, um Evreux und seine andern Besitzungen in der Normandie zu decken, die er jetzt in Gefahr sah. Johann von Gravilly, Captal von Buch, kam aus Guyenne mit vierhundert gascognischen Reutern. Auch Johann Jouel, ein englischer Ritter, und mehrere andere seiner Freunde führten ihm von allen Seiten Mannschaft zu, so daß er bald ein ansehnliches Heer beisammen hatte, welches aus funfzehnhundert schwer bewaffneten Reutern, und also fünf bis sechstausend Mann zu Pferde, und außerdem aus zehntausend Mann zu Fuß bestand. Den Ober=

befehl desselben übergab er dem Captal, als dem geübtesten und berühmtesten seiner Feldherrn.

Eines Tages, als der König von Navarra sich mit seinen Getreuen von unserm Helden, und insbesondere von seinen großen Thaten bei der Eroberung von Roleboise, Mantes und Meulan unterhielt, fügte er die Aeußerung hinzu: man könne niemals einen glücklichen Krieg mit den Franzosen führen, so lange er im Dienste ihres Königs bliebe. Der Captal von Buch, ein barscher Gascogner, voll Vertrauen auf sich selbst, entgegnete dem König heftig: Noch vor Ende dieses Monats werde ich ihn euch bringen, an Händen und Füßen gebunden. Der König erwiederte ihm: Vetter, ihr seid zwar brav und meinem Dienste sehr ergeben, und ich bin überzeugt, daß ihr euch als ein Mann von Tapferkeit betragen werdet; aber, ob dieser Bretagner gleich nicht so lebhaft ist als unsre Gascogner, ist er doch nicht so leicht zu fangen, als ihr meint. Er wird euch Mühe machen! Bietet alles gegen ihn auf! Denn ihr werdet der Stärke und Geschicklichkeit nicht allein bedürfen, ihn anzugrei-

fen, sondern auch um sich seiner zu versichern. Die Gelegenheit kann mir nicht zu bald kommen! antwortete der Captal.

Unterdessen war die Nachricht von dem am 10. April des Jahres 1364 in London erfolgten Tod des Königs Johann in Frankreich eingetroffen. Während dem der zeitherige Regent, welcher ihm unter dem Namen Carl des Fünften auf dem Throne folgte, damit beschäftigt war, seinem Vater die letzten Ehren zu beweisen, und sich zu seiner Salbung und Krönung vorzubereiten, hatte unser Held sein Augenmerk auf die Kriegsrüstungen der Navarraner gerichtet.

Nachdem er dem jungen König Nachricht davon gegeben, und um Verhaltungsbefehle gebeten hatte, begab er sich nach Rouen, und schrieb von da aus seinen Freunden, daß er einen neuen Zug gegen Carl von Navarra vorhabe, und Kriegsleute brauche. Vor der Hand hatte er nur seine tapfern Bretagner bei sich, unter welchen sein Bruder Olivier, Wilhelm Boueſtel, Olivier von Mauny, Eustach von Houssaye, Roland du Bois, und einige andere seiner alten Kriegsgesellen,

auch der brave Roger Davy, die berühmtesten waren. Der Dienst unter ihm war aber damals so reizend, daß ihn jedermann suchte, denn er wußte die schönen Thaten der Seinigen zu würdigen, und seine Empfehlung bei Hofe war so viel geltend, daß sie jederzeit eine ehrenvolle Auszeichnung zur Folge hatte.

Kaum waren daher seine Aufforderungen abgegangen, so strömten auch von allen Seiten tapfere Männer herbei, unter seiner Leitung dem Kriegsglück zu folgen. Der Graf von Auxerre, sein Bruder, der Graf von Tonnere, genannt der grüne Ritter, Balduin von Annequin, Anführer der Armbrustschützen, der Vicomte von Beaumont und sein Bruder der von Hevesquerque, einer von Bournonville, ein Rambures, die Herren von Scepy, von Villequiers, von Betencour, von Frontebos und von la Treille, der berühmte Stammler von Villaines, Johann von Caienac, Gravelle, Renty, Beaujeu, Stimart von Poitiers, und noch mehrere andere Edle aus der Normandie, Picardie, Bourgogne, Champagne und Flandern, ja sogar auch einige

Gascogner, Petiton von Courton, Lestrade, Aymon von Pommiers und d'Albert, fanden sich mit ihren Compagnien und fliegenden Fahnen bei ihm ein.

Nachdem alle diese Tapfern nebst ihren Truppen sich in Rouen versammelt hatten, führte unser Held das ganze Heer nach Pont de Larche, um dem Captal von Buch, welcher schon im Felde stand, näher zu kommen. Voraus schickte er Kundschafter, Nachrichten von dem Feinde einzuziehen; seinen Leuten aber befahl er, sich in Bereitschaft zu halten, um auf jedes Ereigniß gefaßt zu seyn. Er ermahnte sie, zu beichten, und Gott um Hülfe und Barmherzigkeit anzuflehen.

Als er die nöthigen Nachrichten erhalten hatte, verließ er Pont de Larche wieder. Er musterte sein Heer, und fand, daß es sich auf 1200 schwere Reuter und 3 bis 4000 Mann geübten Fußvolks belief. Er gieng von Glied zu Glied, und sagte zu den Kriegern: daß alle Einrichtungen ihren Absichten günstig wären, und er voll Glauben an einen glücklichen Aus-

gang sei. Wir haben, fuhr er fort, eine gerechte Sache für einen billigen, weisen und vernünftigen Fürsten zu vertheidigen. Das ganze Heer besteht aus Leuten von Muth und einem so ehrenvollen Ruf, daß man sagen kann, das Glück habe an diesem Ort alles versammelt, was es im Krieg Furchtbares giebt. Hier ist es nicht nöthig, nach der Zahl zu fragen, sondern von euch muß man, wie König Agis von seinen Spartanern, sagen: Die Feinde werden aus der Stärke eurer Schläge schließen, eure Anzahl sei im Kampfe selbst gewachsen. Unser neuer König und ganz Frankreich sehen dem Erfolg einer Schlacht entgegen, um aus diesem ersten Versuch einen Schluß auf das Glück seiner ganzen folgenden Regierung zu machen. Besiegt ihr, wie ich hoffe, die Navarraner, so werdet ihr die Ehre haben, um das erhabene und geweihte Haupt eures Monarchen die ersten Lorbeerkränze nach seiner Thronbesteigung zu winden. Es ist nun Zeit, den Zug zu eröffnen, um ganz Europa den letzten Beweis eurer Tapferkeit und eurer Treue zu geben.

Als er wieder an seinen Platz zurück getreten war, hielt er Kriegsrath mit seinen Hauptleuten und Anführern. Während dem riefen die muthigen Soldaten voll Ungeduld, abwechselnd, bald: Es lebe der König! bald: Auf, tapfrer Bertrand! Von deinem Beispiel und deiner Tapferkeit aufgemuntert, ist uns nichts zu schwer!

Das ganze Heer setzte sich in Marsch; aber noch war man nicht weit gekommen, als man auf die abermals abgeschickten Kundschafter traf, die jedoch weder den Feind gesehen, noch etwas von ihm erfahren hatten. Unser Held schickte sie sogleich wieder vorwärts, und drohte ihnen, sie hängen zu lassen, wenn sie ihm nicht sichere Nachrichten von dem Marsch der Navarrauer brächten. Guido von Bayeux, genannt der Erzpriester, ein tapferer Soldat und berühmter Anführer, trat vor, und bat ihn um Erlaubniß, die Feinde selbst recognosciren zu dürfen, um so mehr, da er nicht gegen den Captal fechten dürfe, weil er sein Vasall sey. Seine Bitte wurde ihm gewährt.

Der Captal von Buch war unterdessen auch

nicht unthätig. Er suchte die Franzosen auf, und wünschte mit ihnen zu schlagen, weil er ihnen um mehr als 1000 Mann an Anzahl überlegen war, und vorhersah, daß nach der Krönung des Königs der ganze Hof ihm auf den Hals kommen und unsern Helden verstärken würde. Er eilte daher, ihn zu erreichen, um nach dem Sieg, dessen er sich schmeichelte, desto größere Fortschritte zum Vortheil der Angelegenheiten Carls von Navarra zu machen, ehe der König in Frankreich im Stande wäre, ihm ein neues Heer entgegen zu stellen.

Durch einen Herold des Königs von England, der von dem französischen Heer kam, wurde er von der Anzahl und Schlachtordnung, und von der Annäherung, auch daß eine beträchtliche Anzahl Gascogner dabei wären, unterrichtet. Als er dieses hörte, wandte er sich zu den Seinigen, mit den Worten: Schon gut, da kommen Gascogner und Gascogner zusammen; beim Haupt des heiligen Antonius, die können hier eine Zusammenkunft halten! Er stellte hierauf sein Heer in Schlachtordnung, theilte es in drei Treffen

und einen starken Nachzug, und ließ es, dem Locale gemäß, einen halben Mond bilden, dessen linke Spitze weiter vorgieng, als die rechte. Vor sich hatte er eine große Ebene, die durch den Fluß Eure begrenzt wurde, und dabei den Vortheil, sich aus der ganzen benachbarten Gegend mit Lebensmitteln versorgen zu können.

Am andern Morgen erschien das französische Heer, rückte auf der Brücke von Cocherel über die Eure auf die im Angesicht der Navarraner gelegene Ebene vor, und stellte sich auf derselben in Schlachtordnung. Unser Held theilte es in drei Treffen. Das Commando des ersten, welches aus lauter Bretagnern bestand, übernahm er selbst. Das zweite, welches aus den sämmtlichen französischen Herren und Rittern, nebst denen aus der Normandie, Picardie und Bourgogne mit ihren Haufen bestand, erhielt den Grafen von Auxerre zum Anführer; der Befehlshaber des dritten, aus den Gascognern gebildet, war der Bretagner Wilhelm Bouestel. Diese drei Treffen wurden in zwei Linien geordnet, außerdem aber machten noch einige Gascognische Her-

ren nebst den Ihrigen einen Nachtrupp. Das so furchtbare: Mutter Gottes, Guesclin! wurde von den Anführern einmüthig zum Feldgeschrei erwählt, worin die Krieger die beste Vorbedeutung fanden.

Bertrand ließ im ganzen Lager ausrufen, daß jeder, der nicht Muth genug zum Kampfe hätte, es verlassen möchte, hernach aber jeder, der die Flucht ergreifen würde, gehangen werden sollte. Doch jeder Krieger erwartete mit Ungeduld die Schlacht, und einer rief dem andern zu: da Bertrand unser Anführer ist, und wir seinen Namen zum Feldgeschrei haben, werden wir gewiß die Feinde schlagen!

Unser Held schickte nun einen Herold an den Captal, durch welchen er ihm eine Schlacht anbieten, und ihm sagen ließ, er erwarte ihn deswegen in der Ebene, weil es nicht vernünftig sei, daß die Seinigen Ort und Feinde zugleich bekämpfen sollten; auch, wenn unterdessen Johann Jouel, oder Saquainville, oder andere von ihren Anführern herunter kommen wollten, um

eine Lanze zu brechen, so würden sie Ritter zu ihrem Empfange bereit finden.

Der Captal erwiederte dem Herold: Ich kenne die Absicht der Franzosen recht gut, verstehe aber, Gott sei Dank, mein Handwerk, und werde thun, was nothwendig ist; was die Zweikämpfe betrifft, so ist jetzt, wo man an einen Kampf Aller denkt, dazu nicht Zeit. Was man nun auch versuchte, ihn durch kleine Plänkeleien von der Anhöhe herab zu locken, war vergebens.

So standen die Sachen, als Enguerrand von Hestin, ein wegen seiner Tapferkeit bekannter Ritter, ganz allein und naß, wie ein Gebadeter, bei dem französischen Heere ankam. Er hatte sich mit noch einigen Edlen aus der Picardie vereinigt, der bevorstehenden Schlacht beizuwohnen. Ihr Weg zu dem Heer führte sie durch Vernon an der Seine, dem damaligen Aufenthaltsort der verwittweten Königin Blanka von Frankreich, der Schwester Carls von Navarra. Diese, ihren Bruder, so viel es in ihren Kräften stand, zu begünstigen, ließ die Stadtthore verschließen, damit die angelangten Herren ihren

Weg nicht weiter fortsetzen konnten. Hestin bat sich von der Thorwache die Erlaubniß aus, auf seinem trefflichen Renner auf der Brücke spazieren reuten zu dürfen, und er erhielt sie. Wie sehr mochten sie aber erstaunen, den Ritter mit seinem Pferde über die Seitenmauer der Brücke setzen und mitten in den Fluß stürzen zu sehen, dessen Ufer so steil und hoch und das Wasser so stark und reißend waren, daß es unmöglich schien, wieder heraus zu kommen. Doch der brave und unerschrockene Abentheurer lenkte seinen Gaul Strom abwärts, und schwamm dem Lauf des Flusses so lange nach, bis er einen Ort fand, wo man bequem heraus kommen konnte. Alle Zuschauer wurden durch diese That in Erstaunen gesetzt, und die Königin Blanka sagte: Wenn alle Soldaten des Königs so entschlossen sind, wie dieser Ritter, so muß man an dem Siege des Captals und der Navarraner verzweifeln.

Die beiden Heere blieben die Nacht hindurch einander gegenüber unter den Waffen. Am andern Morgen kam ein Englischer Ritter auf die Ebene herab, schickte seinen Knappen

in das Lager der Franzosen, und ließ den Bravsten der Ihrigen auffordern, eine Lanze mit ihm zu brechen. Jeder wünschte, die Ausforderung annehmen zu können; aber unser Held erlaubte es nur dem Bretagner Roland du Bois, dessen oft bewährte Tapferkeit es zu verdienen schien, die Ehre der königlichen Waffen zu retten. Der Bretagner verließ Reihe und Glied, und gleich mit dem ersten Lanzenstoß rannte er den englischen Ritter durch und durch, daß er todt vom Pferde stürzte.

Der Sieger war eben im Begriff, zu den Seinigen zurück zu kehren, als sechs englische Ritter mit verhängtem Zügel in die Ebene herunterstürzten, ihn daran zu verhindern, und den Leichnam des Gebliebenen abzuholen. Sogleich stürzte ihnen eine gleiche Anzahl Bretagner entgegen, und man sah nun zwischen diesen Zwölfen eine kleine Schlacht, welche das Vorspiel einer größern zu seyn schien. Endlich wurden zwei von den Engländern getödtet, zwei gefangen, und die beiden noch übrigen suchten den Weg zu den Ihrigen.

Der Captal blieb bei dem Allen unbeweglich auf seiner Stelle, und erlaubte auch keinem mehr, in die Ebene hinab zu gehen. Man wurde immer mehr überzeugt, daß die Navarraner ihre treffliche Position nicht verlassen würden, um unten in der Ebene mit den Franzosen zu schlagen. Bertrand versammelte daher die Vornehmsten seines Heers, und stellte ihnen vor, wie unklug es seyn würde, den Feind in seiner jetzigen Stellung anzugreifen, und es sei nichts weiter zu machen, als ein Versuch, ihn aus derselben zu locken. Am besten würde das geschehen, wenn man das Gepäck über den Fluß zurückgehen, und die Truppen defiliren ließe; würden die Navarraner auch dann nicht aus ihrer Stellung weichen, so möge das ganze Heer über die Brücke zurückziehen, und man müsse eine andere Gelegenheit zum Schlagen suchen. Würden sie aber der Versuchung nicht widerstehen können, die Abziehenden im Rücken anzugreifen, so müsse man sich nun schnell wenden, ehe sie Zeit hätten, den Berg wieder zu gewinnen, und sie also zum Treffen nöthigen.

Alle Anführer waren mit diesem Vorschlag zufrieden. Das Gepäck fieng an, zu defiliren, und gieng über die Brücke. Schon waren auch die Gascogner auf die andere Seite der Eure gerückt, und das zweite Treffen unter dem Grafen von Auxerre brach auf, ihnen zu folgen. Da hielten die Anführer der Navarraner Kriegsrath. Der Engländer Johann Jouel war für den Angriff, der Captal, Mareuil und Saquainville dagegen. Jouel, voll Verdruß, geht zu seinen Engländern zurück, beklagt sich über das gedankenlose Benehmen des Captals, der mit einem überlegenen und geordneten Heer ein anderes, welches im Defiliren begriffen, nicht angreiffen möge, zieht, schnell entschlossen, sein Schwerdt, und sprengt mit allen den Seinigen unter dem beständigen Geschrei: St. Georg! St. Georg! in die Ebene hinab, und den Feinden entgegen; der Captal und Saquainville waren gezwungen, ihm zu folgen, wie es Bertrand vorausgesehen hatte.

Sogleich eilen der Graf von Auxerre und Boucstel nebst den Gascognern, welche schon

über die Brücke waren, mit der größten Schnelligkeit auf die Wiese zurück, und stellten sich in Schlachtordnung; die Navarraner nahmen gerade dieselbe Schlachtordnung an, welche die Franzosen hatten; und beide Heere standen nun mitten in der Ebene, einander schußrecht gegenüber. Bertrands Trompeter blasen zum Angriff. Der Captal wider seinen Willen in eine Parthie verwickelt, die er gern auf ein andermal verschoben hätte, schickt einen Herold an Bertrand, mit dem Erbieten, den Seinigen Lebensmittel verabfolgen, und ihnen freien Abzug zu lassen, ohne daß er einen Angriff besorgen dürfe. Es sei ja auch ein großer Vortheil, setzte der Herold noch aus eigener Bewegung hinzu, diese Schlacht zu vermeiden, die so vielen braven Leuten das Leben kosten würde!

Herr Herold, entgegnete ihm unser Held, ihr seyd ein guter Redner, und weil ihr euch so gut aufs Predigen versteht, so schenke ich euch einen Renner und hundert Goldgülden; aber sagt denen, die euch geschickt haben, daß ich euch auf dem Fuße folge, um ihnen die Schlacht an-

zubieten. Was die Lebensmittel anbelangt, von denen ihr sagt, so braucht ihr mir sie nicht anzubieten; denn Alles, was ihr davon noch bei eurem Heere habt, ist mein, ehe die Nacht kömmt, weil ich diesen Abend im Quartier des Captals speisen werde. Sagt den Köchen, daß sie die Speisen bereit halten, damit ich die Tafel gedeckt finde.

Der Herold zog ab, und Bertrand folgte ihm mit dem ganzen Heere nach, welches den Befehl zum Angriff, als gieng es gerade zum Sieg, und nicht erst zur Schlacht, mit lautem Jubel empfieng. Die Navarraner rückten ihm entgegen, und nachdem die Bogenschützen mit beiderseitigem großen Verlust ihre Pfeile verschossen hatten, kamen die übrigen Krieger zum Handgemenge.

Der Kampf war fürchterlich, denn diese tapfern Männer zeigten von beiden Theilen einen Muth, der allen Glauben übersteigt. Theobald du Pont, ein Bretagnischer Ritter, kämpfte mit einem sechs Fuß langen und zwölf Pfund schweren Schlachtschwerdt, daß links und rechts die

Arme derer wegflogen, welche er erreichte, und nachdem er endlich dieses furchtbare Schwerdt zerbrochen hatte, ergriff er eine große Streitaxt, mit welcher er auf die drei ersten Hiebe auch drei feindliche Köpfe vom Rumpfe trennte. Unser Held leistete die Dienste eines gemeinen Soldaten und die des Anführers zu gleicher Zeit. Sein Auge war überall, seine Gegenwart und seine Hülfe stärkte die Seinigen, wo sie am schwächsten waren. Muthig, meine Cameraden, rief er ihnen zu, der Sieg ist unser! Denkt, daß wir einen neuen König haben, dem wir heute den ersten Sieg erkämpfen!

Kaum wurde je eine so blutige und hartnäckige Schlacht geliefert. Mareuil, wegen seiner außerordentlichen Tapferkeit berühmt, begegnete im Gewühle der Schlacht unserm Du-Guesclin. Her zu mir, Bertrand! her zu mir! Bertrand eilte dem stolzen Feind, der ihn so kühn herausfoderte, entgegen, rannte wie ein wüthender Löwe auf ihn zu, streckte ihn mit einem kräftigen Schlag betäubt zu Boden, und war eben im Begriff, ihm den Kopf abzuhauen, als das fürch-

terliche Getümmel der Schlacht sie wieder trennte. Hier war es, wo der Vicomte von Beaumont, von unzähligen Wunden bedeckt, starb. Mareuil, der sich wieder erholt hatte, tödtete den Balduin d'Annequin, Anführer der Armbrustschützen, ohne jedoch diesen Ruhm lange zu genießen, denn der Graf von Auxerre gab ihm einen Schlag mit der Streitaxt an den Kopf, daß er todt zur Erde stürzte. Auch der tapfere Johann Jouel hatte sich zu weit unter die Franzosen gewagt, und blieb als todt auf dem Platze liegen.

Noch war aber der Sieg so zweifelhaft, daß es unmöglich war, den Ausgang der Schlacht vorherzusehen. Zwar hatten die Engländer den größten Theil ihrer Anführer verloren, und unter diesen auch drei Neffen des berühmten Johann Chandos, demungeachtet aber vertheidigten sie sich noch immer in guter Schlachtordnung. Da befahl Bertrand dem Eustach von la Houssaye, einem Bretagner, mit zweihundert Lanzenknechten durch das rechts gelegene Wäldchen die Feinde zu umgehen, und sie im Rücken an-

zugreifen. Die glückliche Ausführung dieses Befehls bewirkte die gänzliche Niederlage der Engländer; denn während dem Bertrand ihnen von vorne genug zu schaffen machte, ließ sie Eustach, ohne daß sie sich umsehen konnten, niedermachen.

Nachdem unterdessen das Reservecorps der Gascogner auch den Nachtrupp der Navarraner geschlagen hatte, griffen sie nun im Einverständniß mit unserm Helden, und gemeinschaftlich mit ihm, das Hauptcorps der Feinde in der Mitte und auf den Flanken an, und nun wurde die Niederlage derselben vollendet. Der riesenstarke Theobald du Pont traf auch den Captal von Buch, und ergriff ihn so kräftig an der Spitze des Helms, daß er sich nicht losreißen konnte, ob er sich gleich heldenmüthig mit dem Dolch vertheidigte. Die Franzosen stürzten in Haufen auf ihn, und es regnete so viele Schläge auf seinen Panzer, daß er in der äußersten Lebensgefahr war. Du Pont rief ihm zu, sich zu ergeben, oder des Todes gewärtig zu seyn, als Bertrand erschien, den Captal erkannte, und ihm die Hand reichte. Der Tapferkeit dieses braven

Generals muß ich weichen, rief der Captal aus, ich ergebe mich ihm! Du-Gueſclin nahm ihm ſein Ehrenwort ab, und ließ ihn unter der Aufſicht des furchtbaren du Pont. Eben ſo wurde auch Saquainville gefangen, worauf ſich nach dem Verluſt dieſer beiden Anführer der Reſt der Navarraner den Siegern ergab, und was nicht ſchon über die Klinge geſprungen war, wurde auf Ranzion gefangen genommen.

Dies war der Ausgang der Schlacht bei Cocherel, welche am 23. Mai, Donnerſtags nach Pfingſten, im Jahr 1364 geliefert wurde, und von Nachmittags ein Uhr bis auf den Abend dauerte. Den tapfern Johann Jouel fand man unter den Todten, aber noch einige Zeichen des Lebens in ihm. Man brachte ihn nach Vernon, wo er am folgenden Tage ſtarb. Die Königin Blanka wagte es nicht, den Siegern die Thore dieſer Stadt zu verſchließen. Die Gefangenen ſchickte man nach Paris, die Beute aber wurde unter das ganze Heer vertheilt. Ein Eilbote überbrachte dem neuen König die Nachricht von dieſem wichtigen Sieg in dem Augenblick, als

er in die Kirche zu Rheims trat, die Salbung zu empfangen. Bei seiner Zurückkunft nach Paris ließ er dem tapfern Peter von Saquainville, weil er als sein gebohrner Unterthan die Waffen gegen ihn geführt hatte, den Kopf abschlagen. Das nemliche Schicksal würde den Herrn von Graville betroffen haben, zu seinem Glücke aber hatte sein Sohn den von Laval gefangen, und drohte, diesen eben so zu behandeln, wie man seinen Vater behandeln würde. Man wechselte sie daher gegen einander aus.

Zwölftes Kapitel.

Von Paris gieng der König nach Rouen, wo er durch seine Gegenwart die letzten Wolken des Ungewitters, welches die Normandie beunruhigt hatte, vollends zerstreute. Er verlieh unserm Helden die Grafschaft Longueville, welcher von seiner Seite den gefangenen Captal von Buch in die Hände des Königs überlieferte; auch ertheilte ihm der König die Würde eines Marschalls der Normandie. Eben so überließ er ihm abermals den Oberbefehl über das Heer, als er diese Provinz wieder verließ.

Bertrand rückte sogleich in das Bisthum Constanze ein, um es mit einigen Compagnien, welche unter den Fahnen von England und Navarra diese Gegend durchstreiften, aufzunehmen. Der Graf von Auxerre, dessen Bruder, der grüne Ritter, der Stammler von Villaines, der Erz-

priester von Bayeux, Alain von Beaumont, Olivier und Alain von Mauny, Eustach von la Houssaye, Roger Davy und mehrere andere tapfere Krieger und Anführer begleiteten ihn.

Nachdem einige Navarraner genöthigt worden waren, das Schloß von Longueville, welches sie besetzt gehalten, auszuliefern, verfolgte man die von dem Vortrupp unter Wilhelm Bouessel geschlagenen Engländer. Diese warfen sich nach Valognes, und schrien bei ihrem Einmarsch in die Stadt, daß der Teufel von Bertrand mit einem Heer hinter ihnen wäre, alles mit Feuer und Schwerdt verwüste, und keinem Engländer Pardon gebe. Die Stadt wurde umzingelt und aufgefordert, mit der Drohung, den Befehlshaber hängen zu lassen, wenn er die Kühnheit hätte, Widerstand zu leisten. Auf seine Weigerung machte man Anstalten zum Sturm. Weil aber die Stadt sehr wenig befestiget und nicht zu vertheidigen war, überließ er sie ihrem Schicksal, und zog sich mit seinen Leuten in das Schloß zurück. Dieses war vortrefflich befestigt, mit einem breiten und tiefen Graben umzogen, auf

einem schroffen Felsen gelegen, ringsum mit starken Thürmen umgeben, unter welchen einer, höher als die andern, im äußersten Nothfall für unbezwinglich gehalten wurde.

Nachdem Bertrand die Stadt besetzt, und die Huldigung der Bürger angenommen hatte, wurden die nöthigen Vorbereitungen zum Sturme des Schlosses getroffen. Der Held trat auf den Wall, rief den Commandanten, und befahl ihm im Namen des Königs, das Schloß zu übergeben, widrigenfalls ihm und der ganzen Besatzung die Köpfe abgeschlagen werden sollten. Als man sich das nicht kümmern ließ, wurde gestürmt; aber ohngeachtet des größten Heldenmuths wurden doch die Franzosen mit so vielem Verlust zurückgeschlagen, daß sie auf andere Mittel dachten, Meister des Schlosses zu werden. Man ließ von St. Lo sechs Feuerkatzen holen, und errichtete eine Batterie. Die Belagerten, welche den Mauern des Schlosses nicht zutrauten, sie aushalten zu können, begaben sich nun in jenen festen Thurm. Nachdem die Belagerer den Schloßhof eingenommen und den

Befehlshaber nochmals aufgefordert hatten, richteten sie die Batterie gegen den Thurm. Sie blieb aber an den starken und trefflich verbundenen Mauern ohne Wirkung. Ganz oben hieng in einem kleinen Thürmchen eine Glocke, dahin stellten die Belagerten eine Schildwache, die Belagerer zu beobachten, und unter andern auch ein Zeichen zu geben, so oft eines der Stücke auf der Batterie schußfertig war. Darauf erschien jedesmal ein andrer auf der Zinne, rieb den Ort, wohin der Stein geflogen war, mit einem weißen Tuch ab, und rief den Belagerern höhnisch zu: Ihr thut sehr übel daran, unsere schönen Steine so schwarz zu machen. Unser Held war darüber höchst erbittert, und, obgleich einige der Seinigen, weil man nicht die geringsten Fortschritte gegen den Feind machen konnte, zur Aufhebung der Belagerung riethen, konnte er sich doch nicht dazu entschließen. Bei nochmaliger Unterhandlung versicherte er dem Befehlshaber, er wolle lieber mit der ganzen Macht des Königreichs ein ganzes Jahr vor seinem Schlupfwinkel liegen, und gab ihm noch

drei Tage Bedenkzeit, nach deren Verlauf kein Pardon mehr statt finden würde. Es kam also eine Capitulation zu Stande. Die Besatzung zog mit Waffen und Gepäck ab, acht junge Edle aus Navarra aber, welche die ausziehende Besatzung von denen sie ungestüm anschreienden Franzosen beleidigt glaubten, kehrten wieder in den Thurm zurück, verschlossen das Thor, zogen die Brücke auf, und schwuren, daß die Franzosen mit ihrer Einwilligung nie hineinkommen, und daß sie sich bis auf den Tod vertheidigen würden. Auf alle Vorstellungen, die ihnen unser Bertrand persönlich von dem Wall aus machte, erwiederten sie: daß, nach einer so empfindlichen Schmach für ihre ganze Nazion, sie das Leben nicht mehr lieben könnten, und sich freiwillig dem Tode weihten. So würden sie wenigstens das Vergnügen haben, sterbend noch mit den Waffen in der Hand, an einigen ihrer Feinde, den Hohn des ganzen Heers zu rächen.

So sehr auch unser Held ihre kühne und tapfere Entschlossenheit bewunderte, und so gerne er sie aus der Gefahr, in welche sie sich stürz-

ten, gerettet hätte, konnte er doch, um des Beispiels willen, diese Hartnäckigkeit nicht ungestraft lassen. Er gab Befehl zu einem allgemeinen Sturm, mit allen Anstalten, als wenn der ganze Thurm voll Menschen gesteckt hätte. Die acht kühnen Männer schienen nicht erschrocken, sondern rüsteten sich zur Vertheidigung, als wenn der Streit gleich gewesen wäre. Sie sahen von allen Seiten die Sturmleitern anlehnen, und die Feinde, welche sich mit ihren Schilden bedeckten, heraufklettern; aber sie wußten wohl, daß die Leitern nicht bis zu ihnen reichten. Sie warfen Steine und Stücken Holz auf die Stürmenden, und tödteten eine beträchtliche Anzahl derselben. Es war ein erhabenes Schauspiel, zu sehen, wie diese acht Männer einem siegreichen Heer die Spitze boten. Verzweiflung, Wuth und Rache ergriff die Franzosen. Mit Spitzhauen und Hämmern bewaffnet, bemühten sie sich, eine Oeffnung in die Mauer zu machen; jedoch vergebens. Unglücklicherweise aber entdeckten sie eine versteckte eiserne Thüre, die in den Graben gieng. Diese wurde mit al-

ler Gewalt erbrochen; aber die acht Jünglinge verloren den Muth noch nicht. Sie verschlossen die andern Thüren, und verbollwerkten sich von allen Seiten, daß man noch lange mit ihnen zu thun hatte. Endlich aber, nach unaufhörlichen Anstrengungen, trieb man sie bis auf die Höhe des Thurms. Die französischen Soldaten drangen ihnen in Haufen nach, und stürzten die Unglücklichen in den Graben herab. Ihre Köpfe wurden um die Zinne des Thurms auf Lanzen gesteckt, wie man sich einbildete, zur Strafe für ihre Verrätherei und ihre Verwegenheit. Bertrand bedauerte ihr Schicksal.

Nach dieser Eroberung von Valognes, und nachdem noch einige andere unbedeutende Plätze eingenommen worden waren, wendete unser Held seine Waffen gegen die Stadt Douvres, deren Schloß vortrefflich befestigt und mit allen Nothwendigkeiten versehen war. Eine beträchtliche Anzahl Engländer und Normänner hielt es besetzt, machte von da aus Streifzüge in die umliegende Gegend, und brandschatzte die Unterthanen des Königs bis vor die Thore von Caen.

Ihr Befehlshaber war Hugo von Courelée jener tapfere englische Ritter. Der erste Anlauf der Franzosen wurde mit großer Tapferkeit zurückgeschlagen. Bertrand ließ hierauf Minen unter den Gräben und Mauern anlegen, und diese Arbeit wurde so heimlich betrieben, daß sie fast beendigt war, ohne von den Belagerten bemerkt zu werden, als eines Tages ein Glas Wein, welches sie Mittags über Tische ins Fenster gesetzt hatten, dergestalt erschüttert wurde, daß ein Theil des Weines herausspritzte. Dieser Zufall verrieth ihnen, daß man an einer Mine arbeite, sie horchten auf die Erde, fanden ohngefähr den Ort, und ließen gegenminiren. Unser Held, durch seine Arbeiter davon unterrichtet, traf sogleich seine Anstalten, um durch Zerstörung seiner Mine nicht zur Aufhebung der Belagerung genöthigt zu werden. Während dem er Anstalten zu einem allgemeinen Sturm machen ließ, schlich er sich mit noch sieben seiner tapfern Gesellen und zweihundert Gemeinen in die Mine. Zehn Arbeiter schaufelten vor ihm her die Erde weg, man kam an den Ort, wo die Feinde gegenarbeiteten, man

drang in die feindliche Mine, man stürzte unter dem Geschrei: Guesclin! auf die Arbeiter in derselben los, die sich erschrocken vor dem Helden niederwarfen, und um ihr Leben baten. Nun drang man ungehindert in die Festung. Hugo nebst den Engländern und Navarranern wurden auf Ranzion gefangen genommen; die Normänner aber als geborne Unterthanen des Königs enthauptet.

Schon während dieser Belagerung waren gemessene Befehle des Königs an unsern Helden eingelaufen, die Angelegenheiten in der Normandie vor jetzt ruhen zu lassen, um mit dem Heer nach Bretagne zu gehen, den Carl von Blois zu unterstützen. Er machte sich demnach gleich nach der Eroberung von Douvres mit allen den Seinigen auf, welche aus zweitausend Mann schwerbewaffneten Reutern und eben so viel Fußgängern bestanden. Am ersten Tage des Marsches erhielt er einen Eilboten mit der Nachricht, daß sein alter Vater dem Tode nahe sei, und ihn noch zu sehen wünsche.

Nachdem er das Commando des Heers dem

Grafen von Auxerre, dem Stammler von Villaines und dem Erzpriester anvertraut hatte, verließ er es, um nach dem Schlosse la Motte von Broon zu eilen. Der Herr von Beaumanoir, sein vertrauter Freund, sein Bruder Olivier und sein naher Vetter Mauny begleiteten ihn. Bei der Ankunft auf der väterlichen Burg erfuhr er, daß die Aerzte den Vater aufgegeben, und er schon den Gebrauch der Sprache verloren hätte. Bertrand trat in das Zimmer des Kranken, und die fast erloschene Kraft desselben erwachte noch einmal, als er seinen berühmten Sohn erblickte. Er schloß ihn zärtlich in seine Arme, und sagte: Ich habe immer gewünscht, in deinen Armen zu sterben, und der Trost deiner Gegenwart ist mir um so größer, da ich in dir einen siegreichen Eroberer umarme. Das aber macht meine Freude ganz vollkommen, daß ich Ursache habe, dich für weise und gottesfürchtig zu halten, da dir die Vorsehung bis hieher immer ihren Beistand verliehen hat. Gott möge dir die Gnade verleihen, dich in seiner Furcht zu erhalten, bis an den Tod. Erinnre dich unaufhörlich, daß die

Gunstbezeugungen des Glücks vergänglich sind, der Ruhm hingegen, den du durch Tugend erwerben kannst, von ewiger Dauer seyn wird. Der treue Sohn antwortete blos mit Thränen, während der Vater ihm und seinen Geschwistern den letzten Segen ertheilte, und noch hinzusetzte: Ich habe nichts mehr wegen meiner Familie zu verordnen, da ich weiß, daß du deine jüngern Geschwister liebst, die dir gehorchen sollen. Die Güte eures ältern Bruders, sagte er zu diesen noch, ist künftighin euer ganzes Vermögen und eure Hoffnung. Hier verließ ihn die Sprache, und eine Stunde nachher verschied er.

Dreizehntes Kapitel.

Nachdem unser Held dem verstorbenen Vater alle Ehre, zu der ihn Frömmigkeit und kindliche Pietät verpflichteten, erwiesen hatte, eilte er wieder zu seinem Heer zurück. Der Herr von Tinteniac, Johann von Laval, Herr auf Chatillon, sein Schwiegersohn Carl von Dinan, der Vicomte de la Belliere, genannt von Raquenes, der Vicomte von Rohan, sein ehemaliger Page der von Bethune, jetzt einer der kühnsten Ritter, hatten ihre tapfern Leute um sich versammelt, und vereinigten sich mit dem Heer, welches Bertrand in schnellen Märschen seinem alten Herrn, dem Carl von Blois, zuführte.

Dieser, davon unterrichtet, kam ihm, nebst seiner Gemalin Johanna, entgegen. Sie waren gar sehr erfreut, ein so schönes, durch so viele Siege geübtes Heer zu sehen. Man gieng nun

zusammen nach Guingamp, wo Carl die Seinigen versammelt hatte, und er beeiferte sich, unserm Helden und seinen tapfern Gefährten alle nur mögliche Beweise der Dankbarkeit und Gewogenheit zu geben.

Es war nothwendig, eine allgemeine Musterung aller Truppen zu veranstalten, um die weiteren Maßregeln desto sicherer nehmen zu können. Man versammelte sie daher auf der Haide vor Josselin, und nachdem sie unter Bertrands Befehl in Schlachtordnung gestellt waren, fand man, daß sich ihre Anzahl auf viertausend schwerbewaffneter Reuter und sechstausend Bogenschützen, zusammen also ohngefähr auf achtzehntausend Mann belief.

Unterdessen hatte der Graf von Montfort, welcher Auray belagerte, wohl bekannt mit dem, was in dem Lager seines Feindes Carl vorgieng, den Johann Chandos, Connetable von Aquitanien, den Robert Knolles, Walther Huet, Mattheus von Gournay, Hugo von Courelée, Latimer, Wilhelm Felleton, Olivier von Clisson und viele andere seiner Freunde und Getreuen aus

Bretagne, England und Navarra um sich versammelt. Diesen tapfern und rathgebenden Helden legte er den Zustand seiner Angelegenheiten vor, und bat sie um ein offenherziges Urtheil über die Gerechtigkeit seiner Sache, und um ihre Meinung, was unter den jetzigen Umständen anzufangen sei.

Ihre Erklärung fiel einstimmig dahin aus, daß seine Ansprüche ihnen vollkommen gerecht und gesetzmäßig vorkämen, und sie bereit wären, zur Behauptung und Vertheidigung derselben ihr Leben aufzuopfern. Johann erwiederte ihnen, er würde sein möglichstes thun, um zu verhindern, daß nicht so viele brave Männer und seine theuersten Freunde sich aufopfern müßten, und er werde kein Mittel unversucht lassen, die Sache in Güte beizulegen.

Er schickte hierauf einen Herold an seinen Gegner ab, durch welchen er ihm sagen ließ: Es sei von ihnen beiden, einem wie dem andern, grausam, um ihres besondern Vortheils willen, das Blut so vieler zu vergießen, und ihre Pflicht erfordere es, die Sache in Ordnung zu bringen.

Er schläge ihm deswegen abermals vor, das Herzogthum, dem Vertrag von Evran gemäß, zu theilen, und bitte ihn darum, als ein guter Christ und sein naher Verwandter. Ja, um seine guten Gesinnungen noch mehr zu beglaubigen, wolle er zugeben, daß, wenn er ohne männliche Erben mit Tode abgehen, oder seine Söhne nur Töchter hinterließen, und also sein männlicher Stamm aussterben sollte, das ganze Herzogthum ungetheilt auf den ältesten Nachkommen Carls, gleichviel, ob Sohn oder Tochter, falle und erbe, bis zur Unterzeichnung dieses Traktats aber Stadt und Schloß Auray als Unterpfand in den Händen der Herren von Beaumanoir und Clisson bleiben möge und solle. Die ganze Versammlung lobte den Grafen wegen dieser Liebe zum Frieden, und Chandos sagte, er biete mehr an, als man erwarten dürfe.

Carl von Blois und seine Gemalin ertheilten dem Herold, als er sich seines Auftrags an sie entledigt hatte, den Bescheid, daß man nächstens antworten wolle. Man nahm darauf die

Sache in Ueberlegung, und es wurde heftig darüber gestritten. Endlich aber blieb man doch bei dem Entschluß, sich in keine Art der Unterhandlung einzulassen, weil der Graf nur Zeit zu gewinnen suche, und sein letzter Vorschlag nur ein Kunstgriff sei, um die Schlacht zu vermeiden; überdem habe ja Carl die Gerechtigkeit für sich, werde von einem schönen Heer und den tapfersten Männern von Europa unterstützt, und nie wären Gelegenheit und Umstände so günstig gewesen, diesem langwierigen Krieg ein Ende zu machen. Um jedoch nicht den Schein zu haben, als hätte man die feindlichen Anträge verworfen, sollte Carl dem Herold antworten, daß von keiner gütlichen Beilegung die Rede seyn könne, so lange nicht der Graf Stadt und Schloß Auray freigelassen habe, welche zum Erbtheil des Hauses Penthievre, und nicht zum Herzogthum Bretagne gehörten; außerdem werde man ihm in vier Tagen eine Schlacht anbieten. Dieses geschah, und die Herzogin, welche dabei zugegen war, setzte noch hinzu: Ihr Gemal, der Herzog, würde vergeblich in die Theilung des

Herzogthums willigen, denn sie, von ihrer Seite, könne es nie zugeben.

Dieser Stolz überraschte den Grafen von Montfort, und der tapfere Johann Chandos sagte aufgebracht: es sei zu toll, und man müsse nie wieder davon sprechen. Man bereitete sich darauf allgemein zur Schlacht vor.

Unterdessen hatte der Befehlshaber von Auray einen Mann von seiner Besatzung an Carl von Blois geschickt, ihn zu benachrichtigen, wie er aufs Aeußerste gebracht, und, im Fall er ohne Hülfe bliebe, genöthigt sei, Stadt und Schloß am Tage nach Michaelis bei Sonnenaufgang dem Grafen von Montfort zu übergeben. Carl beschloß, sogleich aufzubrechen, und befahl dem Heer, sich marschfertig zu halten. Er war heiter und voll Freude, denn ein Traum gab ihm die Ahnung eines gewissen Siegs. In diesem Traum sah er einen von verschiedenen Sperbern umringten Zugfalken, wie er sich, von einem Adler und vielen andern Vögeln verfolgt, in die Wolken verlor. Auf einmal stürzte sich der Falke, der sich weit über seine Feinde empor geschwungen

hatte, mit solcher Heftigkeit auf den Adler herab, daß er ihm die Beine zerbrach, ihn auf die Erde warf, und nun das Gehirn aus dem Kopfe desselben fraß. Er wähnte eine gute Vorbedeutung in diesem Traumbild, und seine Freunde bestärkten ihn darin; denn der siegreiche Falke wurde auf ihn, und der besiegte Adler auf den Grafen von Montfort gedeutet. Von jeher waren die Fürsten so unglücklich, überall Leute um sich zu haben, die ihren Wünschen, ihrer Eitelkeit und ihren Hoffnungen schmeicheln; ihre eigene Leichtgläubigkeit aber vollendet, was Bosheit und Schmeichelei anfiengen.

Die Zeit des Abmarsches rückte heran. Carl stieg zu Pferde, und seine Gemalin sagte ihm mit Thränen in den Augen: Möchtet ihr zur glücklichen Stunde die Vertheidigung meiner gerechten Sache anfangen. Sie liegt in euren Händen. Mein Vortheil und der eurige sind unzertrennlich verbunden. Schlaget keinen Vergleich aus, wenn er euch den herzoglichen Titel allein gewährt. Er antwortete ihr, daß er sie zur einzigen und ungestörten Herzogin von Bretagne

machen, oder das Leben dabei verlieren wollte. Sie sagten sich das letzte Lebewohl — und sahen sich nicht wieder!

Die folgende Nacht brachte Carl in der Abtei Leuroux zu. Die Armee campirte in einem unfern dem Schloße von Auray gelegenen mit Mauern umgebenen Park. Die Belagerten bemerkten es sogleich, und gaben ihre Freude darüber durch Feuer, die sie die ganze Nacht unterhielten, und durch das Schmettern der Trompeten zu erkennen, welches von denen des Heers beantwortet wurde. Am folgenden Morgen wurde dieses in Schlachtordnung gestellt.

Johann von Montfort verlor auch keine Zeit, und nachdem er den Rath des tapfersten Feldherrn seiner Parthei, des Johann Chandos, eingezogen hatte, ließ er sein Heer noch an dem nemlichen Tag aus den Verschanzungen, in welchen es stand, herausrücken. Er hielt es für besser, im offenen Felde zu schlagen, als in einem engen vom Gepäck und unnützen Personen versperrten Raum, wo er gezwungen gewesen wäre, nur vertheidigungsweise zu Werke zu gehen, und

weit entfernt, die Niederlage der Feinde hoffen zu dürfen, es für das größte Glück hätte ansehen müssen, nicht bezwungen zu werden. Auch glaubte er durch das Ausrücken ins freie Feld den Seinigen das Herz erheben, und dem Carl von Blois zeigen zu können, daß er seine Macht, mit welcher er so hochmüthig prahle, nicht fürchte.

Der Graf hatte den Plan, die Feinde innerhalb der Mauern des Parks anzugreifen, um ihnen nicht Zeit zu lassen, sich in der Gegend zu orientiren, und so lange sie noch müde und in Unordnung wären. Doch Olivier von Clisson, sein zärtlich geliebter Jugendfreund, der mit ihm in England erzogen worden, und der einzige unter den Großen in Bretagne war, welcher sein Schicksal standhaft mit ihm getheilt hatte, stellte ihm vor, daß der Sieg im Park gar nicht mit Gewißheit zu vermuthen sei; daß in diesem engen Raume nur eine halbe Entscheidung möglich, und es besser sei, der Hydra den Kopf auf einmal abzuschlagen. Ueberdem, setzte er hinzu, sei es auch gegen die strenge Rechtschaffenheit,

einen Feind anzugreifen, der noch vom Wege ermüdet und im Begriff wäre, sich erst zu quartiren, das hieße fast, den Sieg stehlen wollen; auch laufe es sogar gegen die Regeln der Kriegskunst und der Klugheit, um so mehr, wenn die Feinde Glück hätten. Daß sie gute Soldaten wären, leide keinen Zweifel, und es wäre wohl zu befürchten, daß sich dieser Angriff mit seiner eigenen gänzlichen Niederlage endigen könne. Dieser Meinung waren auch die andern seiner rathgebenden Gefährten, und der Graf gab seinen Plan auf.

Johann Chandos, als Oberbefehlshaber des Montfortischen Heeres, theilte dasselbe nun in drei Treffen. Das erste erhielt den Robert Knolles, den Walther Huet, Engländer, und Richard Brulé zu Anführern; das zweite Olivier von Clisson, den Herrn von Karr, und Mattheus von Gournay, einen Engländer; das dritte, bei welchem sich Chandos selbst befand, den Grafen von Montfort. Hugo von Caurelée erhielt 500 Reuter, um den Nachtrupp zu bilden, mit dem Bedeuten, nicht eher von seinem Platz zu ge-

hen, er habe denn ausdrücklichen Befehl dazu erhalten. Nachdem das Heer dergestalt eingetheilt war, stellte es Chandos in zwei Linien, in die erste, die drei Treffen, jedes von dem andern in ziemlicher Entfernung, in die zweite blos den Nachtrupp, die erste Linie aber so, daß Robert Knolles unserm Bertrand, der Graf dem Carl von Blois und Olivier Clisson dem Grafen von Auxerre gegenüber zu stehen kamen.

Chandos hatte sich bei seiner Anordnung nach der Stellung der feindlichen Armee gerichtet, welche Bertrand unter die genannten Befehlshaber in drei Treffen getheilt hatte. Bei dem ersten befanden sich außer ihm selbst seine tapfern bretagnischen und normännischen Waffenbrüder mit ihren Kriegern; das zweite bestand aus dem größern Theil der französischen Ritter, und hatte außer dem Grafen von Auxerre noch den kühnen Stammler von Villaines zum Anführer; bei dem dritten unter Carl von Blois waren alle Großen aus Bretagne von seiner Parthei mit den Ihrigen. Bei dem Nachtrupp waren außer dem Herrn von Rieux, der ihn

führte, der von Retz, der furchtbare du Pont und der Herr von Tournemine die berühmtesten.

In dieser Ordnung standen am Mittag die beiden Heere einander gegenüber, gerüstet zur Schlacht, und man erwartete nur noch das Zeichen zum Angriff. Carl von Blois gieng von Reihe zu Reihe und ermahnte die Krieger zur Tapferkeit. Er sagte, daß er nun drei und zwanzig Jahre in diesen beschwerlichen Krieg verwickelt sei, daß der Ehrgeiz der Grafen von Montfort, des Vaters und des Sohnes, ohne gerechte Ursache die Verheerung des ganzen Herzogthums und den Tod von 200,000 Menschen veranlaßt hätte. Endlich sei der Tag gekommen, diesen vielen Mühseligkeiten ein Ende zu machen, oder sie vielmehr durch einen letzten Sieg, welchen er von ihrer Tapferkeit erwarte, zu krönen. Gott habe ihnen den Ruhm aufbehalten, eine gerechte Sache zu verfechten, und zugleich die Uebelthaten seiner Feinde zu rächen. Nur von ihren tapfern Händen erwarte er die Befestigung des seit so vielen Jahren schwankenden Glücks. Uebrigens hätten sie ja dieselbe

Nation zu bekämpfen, die sie schon bei Cocherel und anderwärts besiegt hätten, und die jetzige Schlacht diene nur, ihnen auch in Bretagne Lorbern zu erwerben, wie sie dergleichen schon in der Normandie erfochten hätten.

Der Graf von Montfort auf der andern Seite, versammelte seine Anführer um sich, und sagte zu ihnen: Er zweifle nun nicht mehr an der Gerechtigkeit seiner Waffen, seitdem er ihr eigenes Urtheil darüber vernommen hätte, und glaube vielmehr, daß Carl von Blois durch seine Treulosigkeit die Gerechtigkeit Gottes, des Feindes der Meineide, gereizt habe. Demungeachtet sei es ihm nicht weniger schmerzlich, so viele ihm werthe Männer der Lebensgefahr ausgesetzt zu sehen, um seine Würde zu erhalten. Mit Freuden wolle er seine Ansprüche aufgeben und seinen Feind die herzogliche Krone an sich reissen lassen, wenn nicht seine eigene Ehre und die Ehre des Heeres dabei interessirt wäre. Eine Schlacht sei unvermeidlich; er wäre aber von ihrem Muth und ihrem guten Willen überzeugt. Hätte es die Vorsehung beschlossen, ihn nie zum

Besitz des Herzogthums gelangen zu lassen: so wünsche er, daß der erste Pfeil, der heute von einem feindlichen Bogen flöge, seine eigene Brust durchbohren möchte, damit das Blut der Seinigen erspart würde. Nicht blos aus Liebe zu den Seinigen fürchte er die Schlacht, sondern auch aus Liebe zu jenen Bretagnern, die aus einem allgemeinen Irrthum der Fahne des Feindes folgten; denn der Sieg sei unmöglich, ohne das Blut seiner eigenen Landeskinder zu vergießen.

Diese mit Wärme und Zärtlichkeit gehaltene Anrede erweichte die Gemüther aller derer, die sie gehört hatten, und die muthigen Krieger riefen ihm zu: Gott ist zu gerecht, um eine so seltene Güte unbelohnt zu lassen! Herr Graf, führt uns zur Schlacht!

Jeder gieng nun wieder an seinen Ort zurück, und Johann wollte sogleich zum Angriff blasen lassen, doch der Tag war schon zu weit herauf, und man hielt es für besser, den folgenden zu erwarten. Der Rest des heutigen vergieng damit, daß sich der Marschall von Beaumanoir und der tapfere Johann Chandos mit einander bespra-

chen, ob es nicht noch möglich wäre, die beiden Fürsten zu vergleichen; sie konnten aber nicht einig werden. Am Abend brachen Walther Huet, ein Engländer, und der Bretagner Kaergouet eine Lanze mit einander. Dieser versetzte jenem einen so kräftigen Stoß, daß er vom Pferde stürzte, und sich vom Sieger entwaffnen lassen mußte. Aber großmüthig gab ihm Kaergouet Pferd und Waffen zurück, damit er sich derselben am Tage der Schlacht bedienen könne.

Vierzehntes Kapitel.

Am folgenden Morgen, es war an einem Sonntag und gerade das Michaelisfest, standen die beiden Heere gleich nach Sonnenaufgang wieder an dem Platz, wo sie am Tage vorher gestanden hatten. Johann von Montfort ließ seinem Gegner vorstellen, ob man nicht aus Achtung vor dem heiligen Tage die Schlacht auf den folgenden verschieben wollte; Carl aber gab zur Antwort, es sei keine Zeit mehr zu versäumen, und man müsse schlagen. Man verrichtete also das Gebet, und jeder übte seine Andacht, so gut er konnte.

Der Marschall von Beaumanoir begab sich abermals nach dem Montfortischen Lager, um noch einmal Friedensvorschläge zu thun; aber Chandos, als er ihn kommen sah, gieng ihm entgegen, und sagte, es wäre alle Unterredung

vergeblich, und der Graf bestünde auf der Schlacht. Der Marschall, in Verzweiflung, alle seine Vorschläge verworfen zu sehen, bat nun Chandos, ihm wenigstens von dem Grafen die Erlaubniß auszuwirken, daß er an diesem Tag mit kämpfen dürfe; denn es sei ihm unmöglich, alle seine Feinde mit den Waffen in der Hand zu sehen, und dabei die Hände in den Schooß legen zu müssen. Er durfte nemlich ohne diese besondere Erlaubniß des Grafen nicht kämpfen, weil er seine Ranzion noch nicht bezahlt hatte, und nur auf sein Ehrenwort aus der Gefangenschaft losgegeben worden war. Chandos verschaffte ihm die Gewährung seiner Bitte, jedoch mit der Bedingung, nur als Privatmann zu kämpfen, ohne ein Commando zu führen, und nach der Schlacht sein erst gegebenes Wort wieder gelten zu lassen.

Beide Heere setzten sich nun in Bewegung. Das herzogliche Heer gieng gegen den Rath unsers Helden über den zwischen beiden gelegenen Fluß. Alles war jetzt im Marsch. In beiden Heeren sah man das nemliche Wappen der Her-

meline auf den Fahnen, von beiden hörte man das nemliche Feldgeschrei.

Ein Windhund, welchen Carl beständig bei sich hatte, verließ ihn an diesem Morgen, lief in das feindliche Heer, und als er den Grafen, der zu Pferde saß, erblickte, lehnte er sich an seine Knie herauf und schmeichelte ihm. Der Graf überrascht, auf dem Halsband des Hundes das Wappen von Bretagne zu erblicken, fragte, wem derselbe gehöre, und als man nun an diesem Halsband den Carl von Blois für seinen Herrn erkannte, sagte jedermann, der Hund habe ihn als Herzog von Bretagne begrüßen wollen.

Chandos, als er das Carlische Heer auf sich zukommen sah, rückte ihm sogleich entgegen, und man traf auf einander, ehe es noch ganz über den Bach gekommen war, woraus ein beträchtlicher Nachtheil entstand. Die Bogenschützen thaten auf beiden Seiten ihre Schuldigkeit, und nachdem man mehreremal geschossen hatte, griff man zu den Streitärten. Die beiden Treffen, welche Olivier von Clisson und der

Graf von Auxerre führten, kamen zuerst zum Handgemenge. Man kämpfte mit unglaublicher Tapferkeit. Die beiden Anführer hatten gleiches Schicksal, denn beide wurden dergestalt am Kopfe verwundet, daß jeder ein Auge verlor; doch war die Wunde des Grafen von Auxerre beträchtlicher als die des Olivier.

Chandos, der durch seine Aufmerksamkeit und seine Befehle alles in Ordnung erhielt, hatte kaum bemerkt, daß Clisson zu tief unter die Franzosen gerathen war, als er sich mit den Seinigen in das Getümmel stürzte, mit großer Anstrengung bis zu dem Grafen von Auxerre hindurch drang, und diesem so tapfer zusetzte, daß er sich ergeben, und seinen Degen abliefern mußte. Viele andere der tapfern Gefährten dieses jungen Helden waren gezwungen, seinem Beispiel zu folgen. Bald wich nun dieses ganze Corps zurück, und ergriff über Hals und Kopf die Flucht.

Bertrand, welcher nur darauf dachte, seinen Herrn zu erhalten, weil doch von diesem das Glück der ganzen Parthei abhieng, hatte

sich zu seiner Vertheidigung dicht neben ihn gestellt. Man erblickte den Grafen von Montfort, wie er die größte Kühnheit bewies. Karl sprengte auf ihn zu, griff ihn an, und von den Seinigen unterstützt, stürzte er ihn mit mehreren Wunden todt vom Pferde. Er glaubte nun den Sieg errungen zu haben; allein Johann von Montfort hatte, um ihn zu täuschen, einem seiner Ritter einen Waffenrock anziehen lassen, wie er ihn selbst trug, und dieser Ritter war es, welcher jezt das Leben verloren hatte.

Unser Held, auch getäuscht, und in der Meinung, daß es nun recht gut stehe, verließ den Carl von Blois, und eilte zu dem Corps, welches dem Chandos, Clisson und Knolles entgegenstand. Seine Gegenwart brachte die Seinigen zum Stehen, und die Feinde in die Nothwendigkeit, sich zurückzuziehen. In diesem Augenblick erfuhr Chandos, daß der falsche Graf von Monfort geblieben, der wahre aber wieder zum Vorschein gekommen sei. Er eilte sogleich

zu ihm, während Bertrand mit Knolles und Clisson zu thun hatte, deren Linie er wahrscheinlich noch durchbrochen hätte, wäre nicht die allen unerwartete Nachricht von dem Tode Carls gekommen.

Indem sich Chandos mit dem Grafen von Montfort vereinigen wollte, der gegen den Haufen, bei welchem Carl war, kämpfte, befahl er dem Hugo von Caurelée, ihn mit fünfhundert Lanzenknechten im Rücken anzugreifen, während dem er ihm mit zweihundert Mann in die Seite fallen würde. Beide Angriffe trafen so genau und richtig zusammen, daß Carls Linien durchbrochen und über den Haufen geworfen wurden. Dieser verdoppelte seine Anstrengungen, als er benachrichtigt wurde, daß er nur den vorgeblichen Montfort getödtet habe, und während er den wahren aufsuchte, stach ihn ein englischer Ritter, auf welchen er stieß, mit dem Dolch in den Mund und durch den Kopf, daß er vom Pferde stürzte. Im Fallen hörte man noch die Worte von ihm:

Gott vergieb mir meine Sünden und den Tod derjenigen, die heute für mich kämpfen — und in dem Augenblick hauchte er das Leben aus. Die treuen Gefährten, die Ritter von Rieux, Rochefort, der furchtbare du Pont, Tournemine, Dinan, Montauban, Koetmen, Kergolay, Kaergouet und andere in Verzweiflung, fanden den Tod an der Seite ihres Herrn. Der Vicomte von Rohan, der von Leon, der Herr von Retz und andere ergaben sich. Dieses ganze Corps wich nun zurück, und was nicht den Tod durchs Schwerdt fand, wurde gefangen genommen.

Nur das Treffen, welches unser Bertrand befehligte, stand noch unbesiegt. Jetzt wurde es bald von dem ganzen siegreichen Heer umringt, und von allen Seiten angegriffen. Hier war es, wo der Marschall von Beaumanoir den Richard von Cantorbie, des Johann Chandos Bruder, tödtete. Bertrand, durch die Nachricht von Carls Tode, welche sich nun von allen Seiten bestä-

tigte, tief gerührt, sagte mit Thränen in den Augen zu den Umstehenden: Wir haben an diesem Tage den tapfersten, besten und bravsten Mann unserer Zeit verloren. Er vertheidigte sich wie ein Löwe, denn Schmerz und Verdruß trieben ihn zum Tode, und die Erinnerung an seinen geliebten Herrn verpflichtete ihn, das Interesse seiner hinterlassenen Gemalin und Kinder, deren Andenken das Schmerzliche des Verlustes nur erhöhte, aufrecht zu erhalten. Er tödtete mit eigner Hand zwanzig seiner Feinde, und als endlich seine Streitart und sein Schwerdt zerbrochen waren, wehrte er sich noch mit den Fäusten. Der Marschall von Beaumanoir, Tinteniac, Laval, Olivier von Mauny und fast alle andere, die in seiner Nähe kämpften, wurden gezwungen, die meisten verwundet, sich zu ergeben. Chandos sprengte herbei, drängte sich durch das wilde Getümmel hindurch, befahl seinen Leuten, die Hand nicht an unsern Helden zu legen, und näherte sich ihm mit den Worten: Ergebt euch, Herr Bertrand, dieser Tag ist nicht

für euch! Der Held gab ihm sein Ehrenwort, und wurde sein Gefangener. Nun war kein Widerstand mehr. Alles wurde niedergemacht; aber der Graf von Montfort ließ voll Menschlichkeit zum Rückzug blasen, und dem Gemetzel Einhalt thun.

Sobald er des Siegs gewiß war, ließ er den Leichnam Carls von Blois aufsuchen. Man fand ihn unter einem Haufen von Todten, seiner reichen Kleider beraubt, und das Gesicht mit einer Schärpe bedeckt. Johann weinte bei dem Anblick des Gefallenen, und rief aus: Ach mein Vetter, ihr habt den Frieden nicht gewollt! Wollte Gott, ihr wäret im Stande, mir Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen! Chandos bewunderte die Güte des siegreichen Fürsten, und tröstete ihn durch die Vorstellung, daß ohne den Tod dieses Fürsten für ihn keine Hoffnung, weder zum Frieden noch zum Besitz des Herzogthums, gewesen wäre.

Dies war der Ausgang der blutigen und berühmten Schlacht bei Auray, durch welche Johanna von Bretagne ihren tugendhaften Gemahl, ihre Krone, ihre treuen Diener, ihre und ihrer Kinder Hoffnungen verlor. Ein so hartes Schicksal und der Rath ihrer Freunde veranlaßten sie, um aus dem Schiffbruch ihres Hauses so viel zu retten, als noch möglich war, ihre Ansprüche an das Herzogthum aufzugeben, und dem Grafen von Montfort unter den Bedingungen des Tractats von Guerrande, welcher am 12. August 1365 geschlossen wurde, Titel, Rechte und Vorzüge eines Herzogs von Bretagne zu überlassen.

Die Gefangenen ließ Johann Chandos unter sicherer Bedeckung nach Nyort führen, wo er Befehlshaber war. Auch unser Held war unter ihnen, und hatte jetzt Zeit und Muße, Betrachtungen über das Unglück seines Herrn, die Trostlosigkeit seiner Gemalin und den Verlust dieser wichtigen Schlacht anzustellen. Er erinnerte

sich, daß der Tag derselben einer von denen gewesen, welche seine treue Theophania als unglücklich für ihn bezeichnet, und ihn gewarnt hatte, an irgend einem derselben etwas zu unternehmen. Er bereuete es, aber nur zu spät, ihren weisen Rathschlägen keinen Glauben beigelegt zu haben. Er grämte sich, mit andern die Meinung gehabt zu haben, Alles sei unmöglich und ungegründet, was man selbst nicht einsehe. Er erkannte, daß die Astrologie keine eitle Wissenschaft sei, und war überzeugt, daß die Gelehrten Aufschlüsse daraus ziehen könnten, die ihren Blick weit in die Zukunft führen. Er erinnerte sich lebhaft, daß seine weise und tugendhafte Frau behauptet hatte, wie jedes dieser himmlischen Lichter seine besondere Kraft hätte, welche, nach der unveränderlichen Ordnung der göttlichen Vorsehung, ihre bestimmte Wirkung hervorbrächte. Wie du siehest, sagte sie einmal, daß die Sonne wärmt und eine belebende Kraft hat, so ist Saturn seiner Natur nach kalt, Mars trocken und brennend, der Mond feucht, Jupi=

ter gemäßigt, Venus mäßig feucht und warm, und Merkur nimmt den Charakter derjenigen an, mit welchen er vereinigt ist. Die Firsterne und Constellationen, fuhr sie fort, haben eben so wohl ihre natürliche Temperatur, nur können wir ihre Wirkungen nicht so genau bemerken, wie bei der Sonne. Nach diesen Voraussetzungen ist es glaublich, daß die Gestirne, die Sterne und Constellationen sich ihre Eigenschaften nach ihren verschiedenen Aspecten mittheilen, woher denn auch ihre verschiedenen Einflüsse oder Wirkungen kommen, welche den Wechsel der Jahreszeiten, Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Jahre, Heiterkeit der Luft und Ungewitter, und endlich die gute oder schlechte Beschaffenheit der sublunarischen Körper hervorbringen. Diese himmlischen Einflüsse würden den Menschen so gut wie den Thieren und der ganzen Erde fühlbar, gleichsam so, wie der Wind, welcher ein großes Schiff treibt, auch die darinn befindliche Mannschaft fortbringt. Doch sei die vernünftige Seele der Bewegung der Sterne nicht allemal

unterworfen; denn da ihre Natur erhaben, göttlich und ewig, könne sie dem nicht unterworfen seyn, was unter ihr und vergänglich wäre. Sie nähme zwar Theil an den Schmerzen, die der Körper empfindet, aber diese Theilnahme sei nur die Folge des Bandes, welches Leib und Seele so eng vereinigt. Die Erfahrung lehre, aus den verschiedenen Conjuncturen der Gestirne die Zukunft vorhersagen, wenn sich aber die Astrologen in ihren Urtheilen betrögen, sei es die Schuld ihrer Unwissenheit oder ihrer Bosheit, keineswegs aber der Astrologie selbst.

Dieses und vieles andere, was ihm seine Gemahlin tausendmal über diesen Gegenstand gesagt hatte, wiederholte sich unser Held jetzt in den langweiligen Tagen der Gefangenschaft. Aber sein großes Herz stärkte sich bald wieder gegen die scheinbaren Täuschungen des Aberglaubens und der Träumerei. Er erkannte, daß Gott allein die Schicksale des Weltalls in seinen Händen halte,

und alle unsere Begegnisse durch seine Vorsehung und seine unermessene Macht regiere, ohne erst den Lauf und die Temperatur der himmlischen Körper dazwischen kommen zu lassen.

Bertrand Du-Guesclin.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Durch den Vertrag von Guerrande war nun auch der letzte Vorwand zu öffentlichen Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England aus dem Wege geräumt. Durch den Abschluß desselben aber waren die alten Soldaten beider Partheien, welche sich seit dem Vergleich von Bretigny größtentheils in Bretagne herum getrieben hatten, gänzlich außer Thätigkeit gesetzt worden. Andere Haufen derselben hatten sich schon vorher in den schönsten und reichsten Gegenden von Frankreich einquartiert, und unter heimlicher Begünstigung des schwarzen Prinzen und des Königs von Navarra so viele und große Unordnungen dort angerichtet, als man sie selbst im Laufe des hitzigsten Kriegs kaum schlimmer erwarten konnte. Zwar hatte der

König Carl durch sein Ansehen und selbst durch die Gewalt der Waffen einen großen Theil derselben verjagt; aber jetzt, nach dem Ende des Kriegs in Bretagne, vereinigten sich die Truppen, welche dort gedient hatten, besonders die siegreichen Anhänger der Montfortischen Parthei, größtentheils Engländer und Gascogner, mit ihren alten Cameraden, und die neuen Plünderungen und Verwüstungen dieser großen Compagnien ließen einen langen und gefährlichen Krieg für das Königreich befürchten. Vergebens bot der König seine ganze Klugheit auf, ein wirksames Mittel gegen dieses Uebel zu finden; denn da diese unruhigen Haufen kein anderes Handwerk hatten, als das der Waffen, und kein Erbe, als die Schlachtfelder, so ließ sich nicht sicher mit ihnen unterhandeln; auch machten sie so unvernünftige Bedingungen, daß man sich gar nicht darauf einlassen konnte. Vergebens schleuderte der Papst den apostolischen Bannstrahl gegen sie; denn weit entfernt, seine heilige Gewalt zu fürchten, drohten sie, ihn in den Mauern von Avignon, mit dem Schwerd

in der Hand, zur Aufhebung des Bannes zu zwingen.

Man sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, mehr Gelindigkeit und Mäßigung gegen sie zu beobachten. Weil jenes Feuer, welches die Kreuzzüge veranlaßt hatte, in diesen Zeiten noch nicht ganz verloschen war, so schlug man ihnen einen Kriegszug zur Wiedereroberung des heiligen Landes vor; und um sie desto eher zur Annahme dieses Vorschlags zu bewegen, stellte man ihnen vor, wie sie auf diesem Wege nicht allein zu großem Glücke, sondern auch zur Versöhnung der vielen Sünden, mit welchen sie sich belastet hätten, gelangen könnten. Zugleich wurde ihnen noch ein großer und sicherer Sold versprochen; allein wider Vermuthen verwarfen sie alle Vorschläge, und die Gewaltthätigkeiten und Verwüstungen hatten nach wie vor ihren Fortgang. Von allen Seiten liefen die dringendsten Klagen und Beschwerden ein, und das Ministerium des Königs mußte alles Ernstes auf Mittel bedacht seyn, aus dieser gefährlichen Verlegenheit zu kommen, und das Volk von die-

sen unerträglichen Plackereien zu befreien. Der König selbst war überzeugt, daß nur allein unser Bertrand im Stande sei, ihm und seinem Volk einen so wichtigen Dienst zu leisten; denn er kannte seine Vaterlandsliebe, seine Tapferkeit und jenes allgemeine Zutrauen der Soldaten, welches er sich durch seine Verdienste erworben hatte, und welches ihn über allen Neid und alle Rivalität erhob. Allein dieser Held war noch in der Gefangenschaft, weil das Lösegeld, welches Johann Chandos für ihn forderte, seine Befreiung bisher unmöglich gemacht hatte. Obgleich dieser brave Feind ihm alle Achtung und Freundschaft bewies, schien er bei dieser Gelegenheit doch nicht so unbefangen wie gewöhnlich, sondern im geheimen Einverständniß mit der englischen Regierung und dem schwarzen Prinzen, welchen an der Verzögerung der Gefangenschaft unsers Helden gelegen war, zu Werke zu gehen. Deswegen wahrscheinlich verlangte er hunderttausend Livres als Lösegeld für Du = Guesclin — eine so ungeheure Summe, daß es selbst dem König, da sein Schatz durch die langen Kriege

erschöpft war, schwer fiel, sie aufzubringen, als er Anstalten traf, unserm Helden Vorschüße zu machen, bis die ganze Summe nach Nyort, wo Chandos Befehlshaber war, geschickt werden konnte. Die beiden großen Helden trennten sich nun unter gegenseitigen Versicherungen der Freundschaft und der größten Hochachtung, die sie wirklich für einander hatten.

Bertrand begab sich sogleich nach dem Hoflager des Königs, der ihn mit Ungeduld erwartete und mit allen Zeichen der größten Verehrung öffentlich empfieng. Einige Tage nach seiner Ankunft ließ er ihn in sein Cabinet rufen, wo er ihn mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth und Höflichkeit folgendes sagte: Auf euch, als den treusten meiner Diener, den tapfersten und erfahrensten meiner Feldherrn, habe ich die Augen geworfen, mein Reich von den großen Compagnien zu befreien. Von eurer Geschicklichkeit und eurem Muthe erwarte ich mehr, als von dem größten Heer, das ich versammeln könnte. Sucht also diese Empörer auf, um sie zu bewegen, euch zu einem großen Unternehmen zu fol-

gen. Die Gelegenheit ist erwünscht, um so viele tapfere Veteranen, nach dem Beispiele Gottfrieds von Bouillon, in Egypten und Syrien, zur Vertreibung der Feinde des Glaubens aus den schönen Provinzen des christlichen Spaniens zu gebrauchen. Die Königreiche Granada und Murcia seufzen unter dem Drucke ihrer tyrannischen Herrschaft, und die Kriege der spanischen Fürsten untereinander lassen mit Recht befürchten, daß die Mauren ihre alten Usurpationen noch mit neuen Eroberungen vermehren werden. Ihr könntet bei dieser Gelegenheit eine Krone auf euer Haupt bringen, deren ihr so werth seid, daß sie euch niemand beneiden würde. Von meinem Ansehen, meinen Finanzen und meinen Truppen könnt ihr vollen Gebrauch machen; und um euch mein Herz ganz zu öffnen, gestehe ich euch den Wunsch, daß ein so berühmter Krieger und ein so rechtschaffner Mann wie ihr, neben der Vertreibung der Mauren aus den spanischen Königreichen, zugleich den König Don Pedro von Castilien für die Grausamkeiten bestrafen möge, welche er an seinen Unterthanen

und an der Königin, seiner Gemalin, die auf seinen Befehl auf das grausamste und unmenschlichste ermordet worden, verübt hat, damit endlich alle Unthaten gerächt würden, welche dieser strafbare Fürst gegen Gott, Religion, Natur und Königthum verschuldet hat.

Guesclin, nachdem er diesen Antrag mit ehrfurchtsvollem Stillschweigen angehört hatte, entgegnete dem König: Sire! Ihr könnt mir zu eurem Dienst und zur Befriedigung eurer Wünsche auch das Schwerste auftragen, ich werde zur Ausführung eurer Befehle immer bereit seyn. Mein Ehrgeiz flößt mir keine Begierde nach Thron und Scepter ein, und wenn es mir gelingen sollte, die großen Compagnien aufzulösen: so habe ich keinen andern Zweck dabei, als euch zu gehorchen und das Königreich zu befreien. Bietet sich mir eine Gelegenheit dar, den Don Pedro für seine Verbrechen zu strafen, so werde ich es gewissenhaft thun, und mich glücklich schätzen, den Tod der edelsten und unschuldigsten Königin, welche jemals die Welt gesehen, rächen zu helfen.

Der König wurde nun auf der Stelle mit ihm eins, einen Herold an die Anführer der großen Compagnien abzuschicken, um ihm freies Geleit zu verschaffen. Bertrand selbst schrieb diesen Anführern: Da er zeither immer mit ihnen die Waffen getragen habe, so wünsche er auch in der Zukunft ein Schicksal mit ihnen zu theilen. Er habe ihnen deswegen einen Vorschlag zu thun, der eben so angenehm als nützlich für sie seyn würde. Um aber einen gemeinschaftlichen Entschluß und die gehörigen Maßregeln ergreifen zu können, wünsche er eine Reise zu ihrem Heer zu machen, und dazu die nöthige Sicherheit zu erhalten.

Zweites Kapitel.

Der Herold fand die Compagnien in der Gegend von Chalons an der Marne. Er gab seine Depeschen ab, und erhielt einen Geleitsbrief für seinen Herrn, wie er ihn wünschte. Das Gerücht von der nahen Ankunft des berühmten Bertrands verbreitete eine unbeschreibliche Freude durch das ganze Lager. Man zündete Freudenfeuer an, man schwor sich im Voraus unter einander, ihm zu folgen, und wenn er sie auch in die äußersten Morgenländer führen wollte. Als der Tag seiner Ankunft sich näherte, liefen die Soldaten jeden Abend haufenweise auf die Wege, wo er herkommen sollte, weil jeder ihm gerne zuerst die Hände küssen wollte. Endlich erschien er von zweihundert Reitern begleitet. Ein allgemeines Jubel = und Freudengeschrei und die segnenden Grüße der versammelten Soldaten bewillkommten

ihn. Hugo von Caurelée, der angesehenste unter den Anführern, wollte ihm sogleich das Commando abtreten; aber er lehnte es mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit ab. Ein prächtiges Abendessen verherrlichte seine Ankunft, und ein großer Theil der Nacht wurde in allen nur möglichen Lustbarkeiten hingebracht.

Am folgenden Morgen erschien Caurelée in Gesellschaft des Matheus Gournay, Nicolaus Stambourg, Robert Scot, Walther Huet, des grünen Ritters, des Stammlers von Villaines, des Johann von Evreux und mehrerer andern, bei unserm Helden, um ihm zu sagen, daß die Soldaten mit der größten Ungeduld ihn zu sehen verlangten. Er gieng mit ihnen in das Lager heraus, und seine Gegenwart brachte neues Leben in das ganze Heer. Ein ungestümes Geschrei: Es lebe der tapfre Bertrand, der die Welt zu beherrschen verdient! — tönte bis in die Wolken. Als er auf eine kleine Anhöhe gekommen war, winkte er mit der Hand, zum Zeichen, daß er ihnen etwas zu sagen hätte, und sogleich herrschte eine allgemeine Stille durch das ganze Heer.

Seid ihr noch die nehmlichen, redete er sie an, welche so viele ausgezeichnete Siege erfochten und das Interesse ihrer rechtmäßigen Fürsten so rühmlich vertheidigt haben? Wer könnte euch für diejenigen halten, deren Tapferkeit lange die Bewunderung von ganz Europa erregte? Wenn jetzt alle Redlichen euch mit Entsetzen betrachten; kann man sich dann noch erinnern, daß ihr einst ihre Hoffnung und ihre Stütze waret? Hättet ihr denn auf einmal aufgehört, für euern Ruhm besorgt zu seyn, und wollt ihr schimpflich eure Waffen zur Unterdrückung der Völker brauchen, die ihr einst beschütztet? Nein, meine tapfern Gefährten! Noch giebt es Triumphe für euch, noch Lorbeern genug, eure Schläfe damit zu schmücken! Laß uns die Erde erobern, und damit den Anfang machen, die Schmach der Christen zu rächen, die sie von den Sarazenen erlitten haben. Laßt uns ihre Ketten zerbrechen, die Ungläubigen aus den Reichen von Granada und Murcia vertreiben, und das Kreuz Christi da, wo sie es wegrissen, wieder erhöhen, um vielleicht die Gerechtigkeit Gottes zu

versöhnen, die wir durch so viele Verbrechen gegen uns gereizt haben.

Schaam und Reue über ihre bisherige Aufführung erwachte bei diesen Worten unsers Helden in den Herzen der Soldaten. Die alte Begierde nach Ruhm und die Erwartung eines bessern Schicksals lebte wieder in ihnen auf. Nach einigen Augenblicken des Stillschweigens und des Erstaunens gab die ganze versammelte Menge durch lautes Jubelgeschrei und Händeklatschen zu erkennen, daß sie alle bereit wären, ihm zu folgen. Hugo von Caurelée sagte, er glaube, daß die sämmtlichen hier versammelten Ritter sich glücklich schätzen würden, ihm folgen zu dürfen, und schwor ihm im Namen aller unbedingten Gehorsam. Bertrand entließ hierauf die Versammlung mit der Versicherung, daß noch mehrere tapfere Männer sich mit ihnen zu dieser glorreichen Unternehmung vereinigen würden, und daß der König ihnen ein Geschenk von zweimalhunderttausend Goldflorenen zugedacht hätte, wodurch bei Anführern und Soldaten die Freude vollkommen wurde.

Den Rest des Tages brachte er noch im Lager zu. Er visitirte die Quartiere, beschenkte die Soldaten reichlich, und ließ sich im Namen des Königs alle Plätze, welche die Compagnien besetzt hatten, ausliefern. Als Gewährsmänner nahm er am folgenden Tag den Hugo von Caurelée und noch fünfundzwanzig der vornehmsten Anführer mit sich nach Paris zu dem König; drei Commandanten aber, welche zurückblieben, mußten Sorge tragen, unterdessen alles in den Stand zu setzen, um auf den ersten Wink marschieren zu können.

Als der König benachrichtiget wurde, daß diese Anführer kommen würden, seine Gnade zu suchen und seine Befehle für ihre sämmtlichen Compagnien zu holen, ließ er ihnen sagen, sie möchten nur bei Nacht nach Paris kommen, um der Wuth des Volks zu entgehen, dem sie sich so sehr verhaßt gemacht hätten. Weil sie mit so viel Zuversicht auf Bertrands Wort gekommen wären, so verspreche er ihnen seinen Schutz, und sie würden ihr Quartier im Tempel bereit finden.

Guesclin ritt nun voraus, dem König von seinen so geschwind und glücklich beendigten Unterhandlungen Bericht abzustatten. Als es geschehen war, umarmte ihn der König in Gegenwart des ganzen Hofes, und sagte zu ihm: Ich hatte mich also nicht betrogen, als ich glaubte, daß mein braver Bretagner meine Absichten durchsetzen würde. Der Dienst, den ihr mir geleistet habt, ist mir eben soviel werth, als wenn ihr mich zum Herrn einer großen Provinz gemacht hättet.

Sire! entgegnete Bertrand, ich würde glauben, euch einen Dienst geleistet zu haben, wenn es ohne Aufwand abgegangen wäre; aber ich konnte nicht umhin, den Compagnien zweimalhunderttausend Goldflorenen von eurer Seite zu versprechen, und dieses euer Geld war also das stärkste Triebrad bei meiner Unternehmung. Der König antwortete augenblicklich: Und wenn ihr den dritten Theil meines Königreichs verpfändet hättet, ich würde euch nicht widersprechen; die zweimalhundertausend Goldgülden werde ich in Lyon auszahlen lassen.

Die Anführer der Compagnien waren unterdessen in dem Tempel angekommen. Der König ließ sie begrüßen und ihnen sagen, daß er sie am andern Tage besuchen würde, um ihre Anwesenheit vor dem Volke zu verbergen. Er begab sich, unter dem Vorwand eines Geschäfts, in den Tempel, und Bertrand stellte ihm den tapfern Hugo von Caurelée und seine Gefährten vor. Sehr gnädig sagte der König zu ihnen: Ich bitte euch, nicht von dem Vergangenen zu reden, denn ich will nie wieder daran denken, darauf gebe ich euch mein königliches Wort. Caurelée entgegnete ihm, daß er und seine Freunde es zeitlebens bereuen würden, irgend Etwas gethan zu haben, was einem so gnädigen König hätte mißfällig seyn können; sie wären aber bereit, es durch ihre Dienste wieder gut zu machen. Der König machte ihnen ansehnliche Geschenke, übergab ihnen Anweisungen auf die zweimalhunderttausend Goldgülden, und nahm keine andere Versichrung ihres Abzugs aus dem Königreich an, als ihr Wort. Sie wurden hierauf entlassen, und versprachen nochmals

ihre Compagnien sogleich aufbrechen zu lassen. Unser Bertrand gab ihnen die Versicherung, in Lyon wieder mit ihnen zusammen zu treffen.

Erst nach der Abreise dieser Anführer machte man dem Volke bekannt, daß Frankreich durch die Vermittlung unsers Helden nächstens von seinen beschwerlichen Feinden befreit werden würde, wodurch die allgemeine Liebe zu demselben noch um vieles vermehrt wurde. Das Gerücht von der unter seiner Anführung bevorstehenden Unternehmung gegen die Sarazenen in Spanien versammelte aus allen Gegenden des Königreichs eine Menge berühmter Krieger, um an diesem Kreuzzuge Antheil zu nehmen, voll Zuversicht auf die gute Sache und die Tapferkeit des Unternehmers. Die Bekanntesten unter ihnen waren: der Graf Johann von der Mark, der berühmte Marschall von Andreghem, Anton von Beaujeu, die Herren von Antoing aus Hennegau, Olivier von Mauny aus Bretagne, mit seinen beiden Brüdern, Olivier du-Guesclin, Wilhelm Poitel, von Launoy und nebst vielen andern noch Yvo von Carlonet, welcher nach-

mals den großen Chandos tödtete. Auch dieser berühmte Feldherr wurde besonders dazu eingeladen, an dieser Unternehmung Theil zu nehmen; allein er lehnte es ab, weil er voraus sah, daß unser Held, den er doch immer mit einer heimlichen Eifersucht betrachtete, den Oberbefehl haben würde, und er nicht gerne unter ihm dienen wollte.

Drittes Kapitel.

Nachdem sich Bertrand nebst seinen getreuen Waffengefährten und ihren Haufen mit den großen Compagnien vereiniget hatte, verließ das ganze Heer, welches ein silbernes Kreuz in den Fahnen führte, die französischen Gränzen, und rückte zunächst in das Gebiet von Avignon. Anführer und Soldaten wünschten vor Eröffnung ihres Kreuzzugs eine allgemeine Absolution und den Segen des heiligen Vaters, Urban des Fünften, über ihre Waffen zu erhalten, die sie nun gegen die Feinde der Christenheit gebrauchen wollten. Zugleich verlangten sie auch, er möchte seine Segnungen und Indulgenzen zu besserer Unterstützung auf ihrer langen Pilgerschaft mit zweimalhunderttausend Livres begleiten.

Der heilige Vater, nicht wenig über die Ankunft eines so großen Heeres in seinen Besi-

zungen erschrocken, schickte ihnen sogleich einen Cardinal entgegen, mit der Vollmacht, sie zu excommuniciren, im Fall sie sich weigern würden, umzukehren oder ohne Aufenthalt durch das Land zu ziehen. Die Anführer, von der Ankunft des päpstlichen Legaten benachrichtigt, giengen ihm entgegen. Der Marschall von Andreghem, ein Mann von viel Verstand, nahm das Wort und sagte zu ihm: die Truppen, welche wir anführen, haben den guten Vorsatz, der Christenheit gute Dienste zu leisten. Sie haben zeither ein ausschweifendes und unordentliches Leben geführt; allein sie kommen, die Absolution des Papstes zu erbitten, den sie als den Statthalter Gottes und Austheiler der Reichthümer der Kirche betrachten. Weil er aber zugleich auch ein großer und reicher Fürst ist, so erwartet die ganze Armee von seiner Freigebigkeit, daß er ihre gute Absicht durch ein Geschenk von zweimalhunderttausend Livres unterstützen werde.

Der arme Cardinal wohl bevollmächtigt, die Absolution zu ertheilen, aber nicht, Geld zu versprechen, war in großer Verlegenheit, und

antwortete dem Marschall; die Absolution und der Segen des heiligen Vaters stehe den Truppen zu Diensten; was aber das Geld betrifft, auch abgesehen davon, daß die Summe unmäßig ist, kann ich nicht dafür stehen, weder ob der heilige Vater gesonnen ist, es zu geben, noch ob die Umstände des heiligen Stuhls es auch nur zulassen. Darauf entgegnete ihm unser Held mit Heftigkeit: Geld muß seyn! sonst können wir die Soldaten nicht weiter führen, und nicht, wie es unsre Absicht ist, ehrliche Leute aus ihnen machen. Dem Papste und dem König zu Gunsten führen wir sie an die äußersten Gränzen von Spanien, so gut als ein Verbannungsort für sie. Mit der Absolution werden sie wohl bis Ostern warten, auch sie wahrscheinlich noch länger entbehren können; Geld aber müssen sie haben, und zwar klingend und baar, oder sie gehen nicht von der Stelle. Also, Herr Legat, berichten sie dieses sogleich dem Conclave; sonst holen wir die Antwort selbst an den Thoren von Avignon, und gehen nicht von der Stelle, bis wir die verlangte

Summe erhalten haben, welche weder für den Papst, noch für eine so große Armee unmäßig ist.

Kaum war der Papst durch den mit Ungeduld erwarteten Cardinal von den Forderungen der Compagnien unterrichtet worden, als er auch sogleich das Conclave zusammen berufen ließ. Die Meinungen der frommen Väter über die unter diesen Umständen zu ergreifenden Maßregeln waren sehr getheilt. Nach langen Debatten kam man endlich dahin überein, zuvor die Kraft und Wirkung der Excommunication zu versuchen, ehe man das Geld auszahle. Der heilige Vater erklärte also gegen das ganze Heer den Bann der Kirche, wenn es nicht noch an demselben Tage Anstalten zum Abmarsche aus den päpstlichen Besitzungen machen würde. Ohngeachtet seines, aus Furcht vor diesen wilden Kriegern entstandenen, Widerstrebens mußte doch derselbe Cardinal die Bekanntmachung der Excommunication übernehmen. Er begab sich also wieder ins Lager, und gab allen, die ihm begegneten, zu verstehen, daß er gute Nachrichten überbrächte, bis er unsern Helden antraf. Die-

sen zog er bei Seite, und mit Thränen in den Augen sagte er ihm: Der unbedingte Befehl des Papstes hat mich gezwungen, den schlimmen Auftrag zu übernehmen, euch die Excommunication bekannt zu machen; aber ich beschwöre euch, als den rechtschaffensten Mann unter dem ganzen Heere, mich vor der Wuth der Soldaten sicher zu stellen. Bertrand, um den sich eine Menge Soldaten gedrängt hatten, antwortete ihm lachend: Befürchtet nichts für eure Person, Herr Legat! denn wir wissen, daß ihr im Conclave den besten Rath gegeben habt. Geht aber und sagt eurem heiligen Vater, daß diese Leute allzugute Catholiken sind, um von hier wegzugehen, ehe sie aus dem Kirchenbann, den ihr uns mitgebracht habt, entlassen worden sind.

Das Gerücht von diesem Kirchenbann, welches sich nun plötzlich im Lager verbreitete, brachte die Soldaten unbeschreiblich auf. Ohne Rücksicht auf Mannszucht, Autorität des Papstes oder Befehle ihrer Hauptleute richteten sie alles erdenkliche Unheil an. Die Klagen darü=

der drangen bald bis in die Stadt, und der Papst konnte aus den Fenstern seines Pallastes selbst von ferne mit ansehen, was zum gänzlichen Ruin seiner Unterthanen geschah. Er schickte daher abermals einen seiner Cardinäle ins Lager, mit dem Auftrag, sich besonders an Du-Guesclin zu wenden, und ihn zu bitten, dem Plündern und Verheeren des ganzen Landes Einhalt zu thun. Bertrand entgegnete ihm mit Achselzucken: Ich bewundere die Kraft des kirchlichen Fluchs, denn seitdem er auf unsern Soldaten liegt, sind sie Wehrwölfe geworden, und in die Wuth gerathen, in welcher ihr sie sehet, unfähig einer vernünftigen Vorstellung Gehör zu geben. Sagt also nur dem heiligen Vater gefälligst, er möchte ihnen die Absolution und zweimalhunderttausend Franken schicken, sonst wären wir nicht im Stande, ihrer Wuth Einhalt zu thun und, bei dem besten Willen, der Unordnung zu steuern.

Der Papst und sein Consilium sahen sich also in die Nothwendigkeit versetzt, die Absolution in bester Form abzufassen und mit der

Bitte zu überschicken, daß man doch etwas an der geforderten Summe nachlassen möchte. Der Legat mußte den großen Compagnien vorstellen, daß der heilige Vater in Mitleid zerflossen und von väterlicher Liebe gerührt, gerne nach allem Vermögen zu den guten Absichten der Kreuzfahrer beitragen wollte; allein die Umstände der Kirche erlaubten nicht, eine so große Summe, wie die verlangte, zu geben, da die Kriege in Italien und die Einfälle und Unordnungen in Avignon unter der Regierung des vorigen Papstes die Finanzen des heiligen Stuhls gänzlich erschöpft hätten. Er biete ihnen hunderttausend Franken an, welche er, obgleich mit der größten Anstrengung, aufzubringen im Stande sey; für das Uebrige möchten sie seinen guten Willen und die Gebete in Anschlag bringen, welche er unaufhörlich für den glücklichen Erfolg ihrer Unternehmung zu Gott schicken würde.

Nach einiger Weigerung verstanden sich endlich die Truppen dazu, die hunderttausend Franken anzunehmen, jedoch nur unter der Be-

dingung, daß ihnen an dieser Summe nichts für die Lebensmittel und Fourage abgezogen würde, die sie in dem Gebiete von Avignon erpreßt hatten, und die wohl den Werth von hunderttausend Franken ausmachen mochten. Unterdessen hatte der Papst die Bürger von Avignon dahin gebracht, hunderttausend Franken durch eine freiwillige Kopfsteuer zusammen zu schießen, mit welchen nun alsbald ein Legat an die Truppen abgeschickt wurde. Indem dieser im Begriff war, es den Anführern auszuzahlen, fragte ihn unser Held; Sagt uns doch, Herr Legat, woher der heilige Vater diese Summe so geschwind genommen hat? Der Legat erwiederte ihm offenherzig, daß sie von den Einwohnern der Stadt durch eine Kopfsteuer aufgebracht worden sei.

Wir wollen aber das Geld des Volkes nicht, sagte Bertrand heftig, sondern das Geld des Papstes und der Cardinäle. Nehmt es also nur immer wieder mit, und theilt es fein ehrlich unter die Bürger aus; denn wenn ich auch im äußersten Winkel von Spanien säße, so würde

ich doch kommen, es ihnen wieder zu verschaffen. Der Cardinal gieng mit dieser Nachricht nach Avignon zurück, welche freilich dem Volke angenehmer war als den frommen Vätern. Es war aber weiter nichts zu thun. Die Bürger bekamen ihr Geld wieder, und der Papst und die Cardinäle bezahlten die hunderttausend Franken, damit man nur endlich von dem traurigen Anblick befreit würde, von den Wällen und Thürmen Avignons mit anzusehen, wie die Soldaten das Land verheerten, und Vieh, Getraide, Futter und Hausgeräthe der Landleute in ihr Lager schleppten.

Nachdem diese Angelegenheit gänzlich abgethan war, ließ der heilige Vater die Absolution nicht allein von dem Kirchenbann für das ganze Heer, sondern auch von den Vergehungen, welcher jeder einzelne sich bewußt war, ausfertigen; zugleich aber auch die vornehmsten Anführer, insbesondre unsern Helden, einladen, zu ihm in die Stadt zu kommen, wozu er ihnen die nöthigen Geleitsbriefe überschickte. Bertrand hatte die Ehre, dem heiligen Vater den Pantoffel

zu küssen, und nach einer langen geheimen Unterredung mit seinem Segen und den bestimmtesten Aeußerungen der Achtung und des Wohlwollens entlassen zu werden. Reiset in Gottes Namen, tapfrer Bertrand! sagte der Papst beim Abschied zu ihm, und ersetzet den Schaden, welchen das Christenthum in Spanien erlitten hat. Wenn, wie ich hoffe, eure Tapferkeit sich dort mit neuen Siegen gekrönt haben wird, dann möge die Barmherzigkeit Gottes euern Arm gebrauchen, um ihre Feinde aus jenen heiligen Orten zu vertreiben welche er durch seine göttliche Gegenwart, durch seine Wunder und durch das Werk unsrer Erlösung geheiligt hat. Voll Demuth erwiederte unser Held dem heiligen Vater: Es ist mein größtes Verlangen, Gott und der Kirche zu dienen, und ich werde mit Freuden sterben, wenn die Vergießung meines Bluts den geringsten Nutzen schaffen kann.

Von tausend Lobeserhebungen und Segenswünschen des Volkes begleitet, welches alle Gassen erfüllte, den Helden der Kirche und die Hoffnung aller Christen zu sehen, wie es unsern

Bertrand nannte, verließ er Avignon. Das Heer brach nun sogleich auf, und um den Herzog von Anjou, Bruder des Königs und Statthalter von Languedoc, als einen großen Fürsten ehrenvoll zu begrüßen, führten es die Anführer durch Toulouse, seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort. Der Herzog empfieng sie mit großer Freude, gab ihnen prächtige Geschenke, und bewies auch den gemeinen Soldaten, bei einer in seiner Gegenwart angestellten Musterung, noch besonders seine Freigebigkeit. Am Abend dieses Tages bewirthete er die Anführer mit königlicher Pracht, und äußerte sich gegen sie, daß ihm nichts erfreulicher und wünschenswerther seyn würde, als an der Spitze der tapfersten Männer von der Welt an diesem Kreuzzuge Theil zu nehmen, wenn nicht unüberwindliche Hinderniße es unmöglich machten. Um so angenehmer würde es ihm gewesen seyn, weil er auf diesem Zug hoffentlich Gelegenheit gefunden hätte, sich an dem König Don Pedro für seine Tyrannei gegen seine Unterthanen und die an seiner liebenswürdigen und tugendhaften Gemalin, Blanka von Bourbon,

verübte Grausamkeit zu rächen. Er sagte das alles mit so viel Wärme, daß die von Mitleid ergriffene Gesellschaft ihm einmüthig versprach, seine gerechte Rache auszuüben. Bertrand, von dem Herzog besonders ausgezeichnet, hatte noch eine geheime Unterredung mit ihm, bei welcher er ihm noch einmal das bestimmte Versprechen abnahm, diese Rache auszuführen. Wenige Tage darauf betrat das Heer das Gebiet des Königs von Arragonien, dessen Hoflager damals in Perpignan war. Von hier aus forderte er aber jetzt die Hülfe und den Beistand aller seiner Freunde und Bundsgenossen gegen den König Don Pedro auf, welcher mit ganzer Macht in seine Besitzungen eingefallen war, schon mehrere wichtige Plätze weggenommen hatte und ihm mit gänzlicher Absetzung drohte.

Viertes Kapitel.

Alphons der Eilfte, König von Castilien, hinterließ seinem ältesten Sohn Peter mit der königlichen Krone nicht auch seine Tugend und seine Mäßigung. Der noch sehr junge König fiel in die Hände von Vormündern und Rathgebern, welche, nur auf den Vortheil ihrer besondern Angelegenheiten bedacht, die königliche Gewalt zur Rache an ihren Feinden, oder zur Gewaltthätigkeit gegen diejenigen, deren großes Vermögen ihre Habsucht reizte, gebrauchten. Die Erziehung und Bildung des jungen Königs wurde gänzlich von ihnen vernachlässiget. Sie ließen ihn absichtlich in Laster gerathen, zu welchen sein schlimmes Naturell ohnedieß geneigt war, um ihre Unordnungen verlängern und ihr Ansehen desto mehr befestigen zu können. Sie flößten ihm Mißtrauen und Haß gegen die vor-

nehmsten spanischen Familien und zuletzt den gefährlichen Gedanken ein, mit den sarazenischen Königen Frieden und dauerhafte Bündnisse zu schließen, um sich ihrer Macht gegen die vermeinten aufrührerischen Absichten seiner Unterthanen bedienen zu können. So hatten diese bösen Rathgeber ganz Castilien mit Unruhe, Unzufriedenheit, Mord und Verheerung, und die Herzen des Königs und der Unterthanen mit gegenseitigem Haß erfüllt.

Des Königs Vater Alphons hatte die Donna Eleonora von Guzman so leidenschaftlich geliebt, daß seine Gemalin, Don Pedros Mutter, sich dadurch verachtet glaubte und den Hof verlassen hatte. Donna Eleonora war von dem König Mutter von fünf Söhnen und drei Töchtern, deren ältester jetzt als Don Heinrich Graf von Transtamara bekannt war. Nach dem Tode des Königs Alphons fürchtete Eleonora für sich und ihre Kinder die Rache der verwittweten Königin und des neuen Königs. Ihr zu entgehen, beschloß sie, sich nach Medina Sidonia zurücke zu ziehen, welches ihr der verstorbene König ge-

schenkt hatte; und um ihrer Flucht einen bessern Anstrich zu geben, hatte sie zwei jüngere Brüder des Königs veranlaßt, daran Theil zu nehmen, indem sie ihnen vorstellte, daß dies das einzige Mittel wäre, von ihrem Bruder ein ihrer Geburt angemessenes Etablissement zu erhalten. Auf Anrathen seiner Vertrauten ließ Don Pedro die Donna Eleonora verfolgen, und als man sie in Sevilla gefangen genommen hatte, auf dringendes Bitten seiner Mutter, durch Don Alonso von Olmedo ermorden, im Jahr 1351. Ihre Söhne irrten nach ihrer Gefangennehmung in Castilien herum; als sie aber die Nachricht von dem Tod ihrer Mutter erhielten, flohen sie aus Furcht eines ähnlichen Schicksals nach Portugall. Von hier aus wurde ihnen Gnade von dem König ausgewirkt und die Erlaubniß, in ihre vorigen Verhältnisse zurück zu treten.

Unterdessen hatte sich Don Pedro leidenschaftlich in die Donna Maria Padilla verliebt. Auf die dringendsten Bitten von ganz Castilien und seiner treusten Diener entschloß er sich jedoch zu einer Vermälung mit der, wegen ihrer trefflichen

Eigenschaften allgemein geschätzten, Prinzessin Blanka von Bourbon, deren Schwester die Gemalin des Königs Carl von Frankreich war. Am Abend der mit königlicher Pracht vollzogenen Hochzeit stellte sich Don Pedro aber krank, begab sich in sein Zimmer, und brachte die Nacht heimlich mit der Maria Padilla zu. Wenige Tage darauf ließ er diese plötzlich vom Hofe entfernen, als wolle er mit ihr brechen, setzte aber seine Besuche insgeheim bei ihr fort. Während dem stieg seine Grausamkeit immer höher. Er ließ seine Mutter aus Castilien verjagen, in den Anfällen seiner blutdürstigen Wuth drei seiner Brüder ermorden und seine Stiefschwestern von Eleonora Guzman den Löwen vorwerfen. Durch ein sichtbares Wunder aber wurden, wie die Sage berichtet, die unschuldigen Mädchen gegen die Wuth dieser Thiere geschützt. Mit meuchelmörderischer Hand ermordete er selbst den maurischen König Benmarin, genannt Mahomet der Rothkopf, welcher ihn auf sein Wort besucht hatte, und verletzte dadurch die heiligen Rechte der

Gastfreundschaft auf eine schimpfliche Art. Den Kirchen raubte er ihre Güter und Besitzungen, um die Werkzeuge seiner Abscheulichkeiten zu bereichern. Ganz Castilien wurde durch seine Grausamkeiten mit Blut und Thränen erfüllt. Alle diese Verbrechen und Unmenschlichkeiten beschloß er endlich noch damit, daß er seine Gemalin, die liebenswürdige und tugendhafte Blanka von Bourbon, an ihrem Verbannungsorte ersticken ließ, wahrscheinlich im Jahr 1361. Diese Schandthat erregte die Indignation und den Abscheu aller redlichen Spanier. Sie veranlaßten den Heinrich von Transtamara, seit der Ermordung der rechtmäßigen Brüder des Königs gleichsam der Hoffnungsstern aller Unterdrückten am Hofe des Tyrannen, dem König ihren Schmerz und ihren Unwillen an den Tag zu legen. Heinrich entledigte sich dieses gefährlichen Auftrags mit aller möglichen Klugheit und Geschicklichkeit. Der König hörte ihn anfangs sanft und gnädig an, sogleich aber von seinen jüdischen Lieblingen, die ihn gänzlich beherrschten, verhetzt, rief er den Prinzen, als

er eben weggegangen war, zurück, sagte ihm tausend Schmähungen, und befahl ihm auf eine ganz unwürdige Art, seine Gegenwart und das Königreich zu meiden, wenn er nicht den Galgen zum Lohn haben wolle. Heinrich unterdrückte seinen Unwillen, und erwiederte mit der größten Achtung: Ich bin jederzeit bemüht gewesen, meine Treue und meinen Eifer in eurem Dienst unverletzlich zu erhalten, und werde das auch jetzt durch mein Weggehen beweisen. Indem er den königlichen Pallast verließ, begegnete ihm ein Jude, der vertrauteste Freund des Königs, der Urheber aller grausamen Anschläge desselben und auch des eben vorgefallenen Auftritts. Bei seinem Anblick konnte der gekränkte Heinrich seinen Zorn nicht mehr unterdrücken. Er zog den Degen und stach ihn auf der Stelle nieder. Der König, von dieser That unterrichtet, kam selbst herbei gelaufen und drohte den Don Heinrich zu erstechen. Dieser entfernte sich, und mit Hülfe seiner zahlreichen Freunde gelang es ihm, aus der Stadt und aus Castilien zu entkommen. Don Pedro schickte ihm überall Boten nach, mit

dem gemessenen Befehl, seine Spur nicht zu verlassen, und wenn er in ein fremdes Land fliehen sollte, von jedem König seine Auslieferung als die eines Verbrechers der beleidigten Majestät zu verlangen, im Weigerungsfalle aber jedem, der ihm einen Zufluchtsort vergönnen würde, in seinem Namen den Krieg zu erklären.

Heinrich hatte zuerst seine Zuflucht nach Arragonien genommen, wurde aber von dem König höflich ersucht, sein Land wieder zu verlassen. Er gieng darauf nach Avignon und von da an das französische Hoflager, wo er in die Dienste des Königs Johann trat, und von diesem, auf seine, seiner Gemalin und seines ältesten Sohnes Juan Lebenszeit, ein Jahrgehalt von zehntausend Franken erhielt. Die Zeit milderte die Härte seines Schicksals, und der Papst, die Könige von Frankreich, Navarra und Arragonien schlossen mit ihm einen heimlichen Bund gegen den grausamen Don Pedro, weil sie alle hinlängliche Ursache ihn zu hassen oder zu fürchten hatten. Um ihn bei aller Welt noch verhaßter zu machen, that ihn der Papst

in den Bann, erklärte ihn für einen Abtrünnigen und zu der Krone von Castilien unfähig, entband seine Unterthanen von dem ihm geleisteten Eid der Treue und gab dem Grafen Heinrich von Transtamara, oder jedem Fürsten, der seine Länder zuerst erobern würde, das Recht, seinen Thron zu besteigen. Der König Peter, von diesen Anschlägen gegen ihn benachrichtiget, schickte Abgeordnete nach Navarra, und brachte es durch Drohungen und Bitten bei Carl dem Schlimmen, dessen Treue immer wankend war, dahin, daß er ein neues Bündniß mit ihm schloß, durch welches er sich von seinen Verbindungen mit dem Papst, Frankreich und Arragonien lossagte, und sich verbindlich machte, ihm mit seiner ganzen Macht, seinen Finanzen und seiner eignen Person beizustehen. Der König von Arragonien hatte diese Treulosigkeit kaum in Erfahrung gebracht, als Carl von Navarra schon mit einem Heer in sein Land rückte und mehrere feste Plätze wegnahm. Sie traten mit einander in Unterhandlung, und Carl nöthigte den Arragonier, den Don Heinrich unter vorgespiegelter Hoffnung ei-

nes gütlichen Vergleichs zu bereden, sich an einem bestimmten Orte einzufinden, und der Gnade seines Bruders zu überlassen. Heinrich nahm dieses an, fand sich aber in so zahlreicher Begleitung seiner Freunde und ihm getreuer Krieger ein, daß man den mit Don Pedro verabredeten Plan nicht ausführen konnte. Die Rathgeber des Königs Peter hielten es für eine Treulosigkeit des Königs von Arragonien; der Krieg gieng von neuem an und heftiger als zuvor, so daß die Arragonier ihre Bundesgenossen ernstlich um Hülfe angiengen.

Fünftes Kapitel.

So standen die Sachen in Spanien, als unser Held mit den großen Compagnien in Perpignan erschien, und durch diese beträchtliche so unerwartete Hülfe die Gestalt der Dinge auf einmal veränderte. Anstatt daß die Arragonier sich nur noch in ihren festen Plätzen hatten halten können, rückten sie jetzt mit diesen neuen Truppen und andern, welche Don Heinrich herbeigeführt hatte, vereinigt ins freie Feld. Peter zog sich sogleich und zwar in das Innre seiner Besitzungen zurück, um neue Truppen zu sammeln, und den Unruhen, zu welchen seine besten Unterthanen geneigt waren, vorzubeugen. Durch kluge Unterhandlungen Heinrichs von Transtamara verlor er die Unterstützung seines einzigen Bundesgenossen, des Königs von Navarra. Gleich darauf schickte Heinrich ein Manifest vor sich her nach

Castilien, in welchem er dem König, seinem Herrn, den Krieg erklärte, weil er seine Mutter Eleonora Guzmann ungerechter Weise und ohne gerichtliche Untersuchung habe hinrichten lassen; weil er sich gegen seine besten Unterthanen die größten Grausamkeiten habe zu Schulden kommen lassen; weil er mit den sarazenischen Königen Bündnisse unterhalte, und als ein Anhänger Mahomets von dem Papst in den Bann gethan worden; endlich aber, weil er ein untergeschobenes Kind und kein Sohn des verstorbenen Königs Alphons sei. Denn als seine vorgebliche Mutter, Maria von Portugall, mit der fünften Tochter niedergekommen wäre, und den Unwillen ihres Gemals befürchtet hätte, habe sie an die Stelle dieser Tochter den Don Pedro aufgenommen und untergeschoben. Er, Heinrich von Transtamara, sei also der rechtmäßige Erbe von Castilien, weil sein Vater, der König Alphons, mit seiner Mutter Eleonora wirklich versprochen gewesen wäre, und sie ihm nur unter der Hoffnung einer künftigen Verbindung den vertrautesten Umgang gestattet hätte.

Von Seiten des Don Pedro wurde darauf geantwortet: die beiden ersten Gründe wären nicht hinreichend, das Verfahren Heinrichs zu rechtfertigen; das Verbrechen der Ketzerei und der Anhänglichkeit an den Mahometism würde ihm fälschlich aufgebürdet; auch habe der heilige Vater kein Recht, über die Kronen der Erde zu disponiren; der letzte Grund sei ein fabelhaftes Mährchen ohne äußre und innre Wahrscheinlichkeit, und zerstöre sich also selbst.

Aber Peter hatte durch seine grausame Tyrannei die Liebe des Volks zu sehr verloren, und seine Herrschaft war eine zu drückende Last, als daß Heinrichs Gründe nicht hätten vollen Glauben finden sollen. In ganz Castilien hielt man ihn nun für den Sohn eines Juden und ein dem König Alphons untergeschobenes Kind, welche, wahrscheinlich falsche, Meinung ihn vollends allen Castilianern unerträglich machte. Heinrich dagegen galt jetzt überall für den rechtmäßigen Sohn des verstorbenen Königs. Die von Peter besonders hart behandelten und ihrer Einkünfte beraubten Geistlichen vertheidigten

auf den Kanzeln, in Schriften und Gesellschaften die von dem Papst als Statthalter Gottes und Christi gegen ihn ergangene Excommunication. Zu gleicher Zeit brachte man zwei alte Prophezeiungen in Umlauf, davon eine sagte: Es würde dereinst ein Adler aus dem armorischen Bretagne kommen und das Königreich Castilien zerstören — die andre aber: Heinrich würde König von Castilien werden und seine Nachkommen würden die Krone tragen. Alles dieses trug dazu bei, die Abneigung des Volks gegen den König zu vermehren, und es für den Grafen Heinrich zu gewinnen.

Unser Held folgte dem Don Pedro, als er seine arragonischen Eroberungen so schnell verließ und sich nach Castilien zurückzog, auf dem Fuße nach, um die Hoffnungen und Maßregeln Heinrichs desto lebhafter zu unterstützen. Wenn er sich an der Spitze seines mächtigen Heers zeigte, verlangten alle Plätze, welche die Castilianer in Arragonien bezwungen hatten, wieder zu ihrer Pflicht zurückzukehren. Der König von Arragonien begleitete den Grafen Heinrich in

Person bis an die Gränze von Castilien, und nahm mit allen Zeichen der innigsten Freundschaft Abschied von ihm. Um diese durch ein bleibendes Band noch mehr zu befestigen, wurde eine Verbindung zwischen Heinrichs ältestem Sohn, Don Juan, und des Königs Tochter festgesetzt. Außerdem bezahlte der König zweimalhunderttausend Franken als Sold für die Truppen, ertheilte unserm Helden die Würde eines arragonischen Grafen und den übrigen Anführern ansehnliche Geschenke; auch ließ er dreitausend Mann Fußvolk und zweitausend Reuter zur Verstärkung des verbündeten Heers zurück.

Don Pedro ließ bei seinem Rückzug den besten Theil seiner Truppen als Besatzung in den wichtigsten Plätzen zurück, um die Fortschritte seiner Feinde soviel als möglich zu hemmen, sie durch langwierige Belagerungen zu ermüden und unterdessen Zeit für sich zu gewinnen. Er erwartete, daß der kriegserfahrne Bertrand keine feindliche Besatzung im Rücken lassen würde; allein dieser, als oberster Anführer des verbundenen Heers, belagerte die festen Plätze nicht,

sondern versicherte sich nur überall des offnen Landes, und vertheilte seine Leute mit so viel Klugheit in demselben, daß er eben so gewiß vor den Ausfällen der Besatzungen als vor Mangel an Proviant gesichert war.

Nach dem Uebergang über den Ebro kam man zuerst vor die Stadt Mugalon, durch Natur und Kunst gleich stark befestigt. Don Pedro hatte sie als eine seiner vorzüglichsten Städte und den Schlüssel seines Königreichs mit hinreichenden Vorräthen und einer starken Besatzung versehen, die Befehlshaberstelle aber einem seiner tapfersten Hauptleute anvertraut. Man mußte eine langwierige Belagerung fürchten, und deswegen hielten die meisten Anführer des Heers es für gerathener, lieber den fliehenden König ohne Aufschub zu verfolgen, als die Soldaten vor den Mauern dieser Festung zu ermüden. Unser Held dagegen behauptete, es hänge von der Eroberung dieser Stadt die Ehre des ganzen Heers ab; denn hätte man sie eingenommen, und so vielen tapfern Männern sei nichts unmöglich, so wäre nicht allein der Ruf ihrer Tapfer-

keit bestätigt, sondern Peter verliere auch mit ihr viele Freunde und seine beste Hoffnung. Sein Vorschlag gieng endlich mit allgemeinem Beifall durch. Man commandirte vorwärts, und als die Truppen noch einen Pfeilschuß von den Mauern entfernt waren, trat Heinrich von Transtamara von unserm Helden und einigen andern Hauptleuten begleitet an den Wall, zeigte dem ihm bekannten Befehlshaber der Stadt sein Heer und sagte ihm: Ich kenne euch als einen braven und tapfern Mann, und es thut mir leid, wenn ihr euch zur Unzeit in diesem Platze halten wollt. Bestehet nicht hartnäckig darauf, im Dienste des Schlimmsten aller Könige zu bleiben, vor dessen Grausamkeit und Habsucht nichts sicher bleibt, und der in allem Betracht unwürdig ist, eine der ersten Kronen der Welt zu tragen. Der Commandant entgegnete ihm: mein Entschluß ist gefaßt, entweder ich oder die Feinde meines Herrn werden bei dieser Belagerung das Leben verlieren; was mich aber am meisten wundert, ist, daß ein Fürst von eurer Abkunft und eurem Ansehn, der sein Leben so gut wie

ich für den König aufopfern sollte, als sein erster Feind erscheint, und Fremde herbeiruft, um mit Feuer und Schwerdt gegen das Vaterland zu wüthen, und es mit Thränen und Verheerung zu erfüllen. Doch Gott, der Rächer des Meineids, wird es dahin wenden, daß eben diese Fremden euch an dem Genusse ungerechter Eroberungen verhindern müssen.

Nach dieser Antwort gieng Heinrich hinweg, und du-Guesclin ertheilte sogleich die nöthigen Befehle zum Sturm. Er sollte zu gleicher Zeit von drei verschiedenen Haufen und an drei verschiedenen Orten geschehen; unter seiner eigenen Anführung von den Bretagnern und Franzosen, unter Don Heinrich von den Spaniern, und der dritte Angriff von den Engländern und Arragonesen. Nach Verlauf von kaum drei Stunden war der Graben mit Steinen und Faschinen ausgefüllt. An dem Rande des Grabens standen eine Menge Tonnen mit Wasser angefüllt, um das Feuer, welches die Belagerten unaufhörlich auf die Faschinen warfen, sogleich wieder löschen zu können. Die Trompeter bließen zum

Angriff, die Leitern wurden angelehnt, und man kletterte an den Mauern hinauf. Die Belagerten vertheidigten sich mit großer Entschlossenheit, und obgleich während des Angriffs ringsum von dem Heer ein dichter Pfeilregen gegen die Mauern fiel, sah man doch überall Männer, Weiber und Kinder auf denselben, wie sie, um ihr Vaterland zu vertheidigen, Feuertöpfe herabschleuderten, Kessel mit siedendem Oel, Pech und Wasser heruntergossen, große Stücken Holz auf die Stürmenden warfen und viele derselben von den Leitern stürzten. Die Angreifer sparten auch keine Kräfte, jedoch ohne Erfolg, bis unser Held seinen Leuten versicherte, die Engländer stünden schon auf den Mauern, und wenn sie nicht Alles anwendeten, würde ihnen der Ruhm der ersten Eroberung entgehen. Durch diese unschuldige List erregte er die Eifersucht seiner Bretagner und Franzosen. Sie verdoppelten nun ihre Anstrengungen, und während dem er die Feinde ganz mit ihrer Vertheidigung beschäftigt sah, befahl er dem Wilhelm Poitel, die Mauer durchbrechen zu lassen. Es gieng so gut

von statten, daß in weniger Zeit als einer Stunde, schon zwei Mann neben einander durch die Oeffnung gehen konnten. Bertrand war der erste, der mit dem Degen in der Hand und der Streitaxt am Halse hineinbrach, während zu gleicher Zeit ein normannischer Ritter die Mauer erstiegen und seine Fahne dort aufgepflanzt hatte. Die Belagerten sahen sich nun verloren, und warfen sich in großer Anzahl in das Schloß. Die Belagerer drangen von allen Seiten haufenweise in die Stadt, plünderten und mordeten, besonders unter den Sarazenen und Juden; denn nur den christlichen Einwohnern wurde das Leben geschenkt. Man rückte nun gegen das Schloß, aber ehe es noch zum Angriff kam, versprachen die Unglücklichen, welche sich dahin geflüchtet hatten, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, wenn man der Plünderung in der Stadt Einhalt thäte. Unser Held nahm es an. Die Juden und Sarazenen, die dem Schwerdt entgangen waren, wurden zu Kriegsgefangenen gemacht, der Commandant und seine Soldaten durften, jedoch ohne Waffen und ohne Gepäcke,

frei abziehen, den Bürgern aber wurde verziehen.

In kurzer Zeit eroberte man noch drei andere Plätze mit gleichem Glücke, worauf die Landstädte und das ganze platte Land Abgeordnete an den Grafen Heinrich schickten, ihre Ergebenheit versicherten und seinen Schutz erhielten.

Sechstes Kapitel.

Don Rodriguez de Senatrias, Befehlshaber von Birbiesca, einer auf dem Wege von Mugalon nach Burgos gelegenen großen und festen Stadt, in der Meinung, das Heer der Verbundenen würde nun auf diese Stadt loskommen, sie zu belagern, bewies bei dieser Gelegenheit einen dem romantischen Geist jener Zeiten sehr angemessenen Heldenmuth. Als ein Mann von Herz, der eben so viel Erfahrung im Krieg als Liebe bei den Soldaten hatte, voll Vertrauen auf die Güte seiner Festung, einer der besten in Spanien, und vorzüglich auf den Muth und die Tapferkeit der Einwohner, welche fest entschlossen waren, sich bis auf den Tod zu vertheidigen, schickte er einen Herold an unsern Helden ab, mit der Bitte, ihn auf seinem Zuge ja nicht zu verachten oder zu vergessen, sondern

ihm einige Stunden seiner Zeit zu schenken und mit einem Sturm zu beehren. Er würde ihn dadurch außerordentlich verbinden, und er wolle von seiner Seite alles mögliche thun, ihn so zu empfangen, daß er seine Achtung und seine Freundschaft dadurch erwerben könnte.

Vorher war es im Kriegsrath der großen Compagnien und ihrer Bundesgenossen zweifelhaft gewesen, ob man Birbiesca angreifen sollte oder nicht; nach diesem Compliment des Commandanten aber blieb der Entschluß unsers Helden nicht mehr zweifelhaft. Er antwortete dem Herold auf der Stelle: Geht und sagt eurem Herrn, daß wir seine Neugierde befriedigen wollen; aber er wird Leute an uns finden, welche weder über die Tiefe der Gräben, noch vor der Größe der Städte erschrecken; wir haben Flügel, um über seine Mauern zu ihm hinein zu kommen. Der Herold wurde mit Beweisen seiner gewöhnlichen Freigebigkeit entlassen, und zwei Tage darauf erschien das Heer schon vor Birbiesca. Bertrand richtete das Lager ein, ordnete und vertheilte die Quartiere und recog=

nosCirte die Stadt. Als er einmal davon zurückkam, fand er in seinem Zelt den Herold wieder, welcher ihm, nebst vielen Grüßen von dem Commandanten, einen Vorrath der besten spanischen Weine überreichte, und ihm im Namen seines Herrn für die Mühe dankte, die er sich mache, ihn zu besuchen. Unser Held nahm das Geschenk an, und ließ dem Commandanten zurücksagen: Er sehe wohl, daß er es mit einem galanten Mann zu thun habe, und er gebe ihm sein Wort, ihm nach Möglichkeit und nach Verdienst zu schaffen zu machen. Der folgende Tag wurde noch mit Vorkehrungen zu einem allgemeinen Sturme hingebracht. Die Engländer nahmen es über sich, das Quartier der Juden zu bestürmen; Du-Guesclin wählte für seine Bretagner ein Stadtthor; der Marschall von Andreghem für sich und die Franzosen ein anderes Quartier, und Graf Heinrich mit seinen Spaniern sollte allen helfen, wo es fehlte. In der folgenden Nacht machten die Belagerten einen Ausfall, um die Faschinen, welche in den Graben geworfen worden waren, zu verbrennen;

er blieb aber ohne Wirkung, weil die Engländer ihn in bester Ordnung zurückschlugen. Am Morgen rückte man zum Sturm gegen die Stadt an, welche eine doppelte Mauer hatte. Nachdem die erste erobert war, fieng man von neuem an den Graben auszufüllen. Man kletterte von allen Seiten hinauf, fand aber überall den tapfersten Widerstand. Unser Held und der junge Graf von der Mark, welcher beständig tapfer an seiner Seite kämpfte, eroberten endlich, nach Verlust vieler ihrer bravsten Leute, das Stadtthor, welches sie angegriffen hatten; aber unvermuthet fanden sie noch ein sehr starkes Bollwerk dahinter. die Engländer hatten unterdessen mit Spitzhauen und Meiseln ein Loch in die Mauer gemacht, einige von ihnen waren durch dasselbe in die Stadt geschlichen, und griffen nun die Juden, welche sich auf der Mauer vertheidigten, im Rücken an, daß sie sich nun umdrehen und gegen sie kehren mußten. Dadurch erhielten die, welche draußen waren, volle Freiheit heraufzusteigen. Die armen Juden wurden nun auf zwei Seiten angegriffen, größ-

tentheils getödtet und die übrigen zu Gefangenen gemacht. Unser Held und der Marschall von Andreghem an der Spitze ihrer Haufen strengten auch alle Kräfte an, und nicht lange, so waren alle auf der Mauer. Sie steckten ihre siegreichen Fahnen auf, das Schrecken übermannte die Belagerten, und der Commandant wurde beim Rückzug von der Mauer gefangen genommen. Eine große Menge warf sich haufenweise in einen stark befestigten Thurm. Als die Aufforderung unsres Helden zur Uebergabe abgeschlagen worden, legte man Feuer an den Thurm, so daß alle, die darinnen waren, und selbst einige der Sieger, die mit den Fliehenden hineingedrungen waren, elendiglich verbrennen mußten. Nun verbreiteten sich die Soldaten mit Ungestüm in der Stadt, und plünderten die reichen Einwohner, bis die Ankunft des Grafen Heinrich, welchem die Einwohner den Eid der Treue leisteten, dem Blutvergießen und der Plünderung Einhalt that. Unser Bertrand besuchte unterdessen den Commandanten, dessen Muth durch sein ungünstiges Geschick nicht niedergedruckt worden war.

Anfangs setzte er ihm ein Lösegeld an, hernach aber erließ er es ihm wieder, gab ihm seine Güter zurück, schenkte ihm und seiner Familie die Freiheit, und empfahl ihn den Soldaten zu besondrer Schonung. Von dieser Güte gerührt, warf er sich dem Helden zu Füßen und sagte: Ihr seht mich in dieser Stellung, um euch zu danken; allein ihr würdet mich nie in derselben gesehen haben, um euch zu bitten. Ich habe euch widerstanden, so lange ich die Waffen in den Händen hatte, aber eure unglaubliche Tapferkeit hat mein Glück überwunden, und eure Güte hat euch mein Herz erobert. Möge euch überall, wohin ihr eure Waffen kehrt, der Sieg verfolgen, wenn es nicht gegen den König, meinen Herrn, ist.

Sogleich nach der Eroberung von Birbiesca eilten zwei getreue Bürger nach Burgos, um den König Don Pedro insgeheim von der Lage der Dinge zu unterrichten, ehe sich das öffentliche Gerücht davon in der großen Stadt verbreiten und einen unangenehmen Eindruck machen könnte. Aber der grausame Tyrann ließ diese beiden ge-

treuen Unterthanen als Verräther und Betrüger aufhängen; so sehr hassen böse Fürsten die Wahrheit und ihre Verkündiger. Als sich aber gleich darauf die öffentliche Nachricht von Birbiescas Verlust durch ganz Castilien verbreitete, fieng Don Pedro an die Augen zu öffnen und zu glauben, daß auch die Größe der Könige vernichtet werden könne. Er verfiel in tiefe Traurigkeit, weil er gehofft hatte, dieser Platz würde seine Feinde lange aufhalten. Er ließ seinen treuesten Diener, Ferdinand von Castro, rufen, und beschwor ihn, ihn in dieser Noth nicht mit seinem guten Rath zu verlassen. Ferdinand, ob er gleich die immer wachsende Gefahr seines Herrn wohl einsah, flößte ihm doch Trost und Hoffnung ein, indem er ihm vorstellte, daß der Verlust einiger Plätze bei dem Anfange eines bürgerlichen Kriegs ihn noch nicht aus der Fassung bringen dürfe. Er bleibe ja doch noch König von ganz Castilien, Sevilla und Leon, und seinen Feinden stehe noch manche Eroberung und manche Belagerung bevor, ehe sie an das Ziel ihres Ehrgeizes kommen könnten. Der

zeitherige kleine Verlust sei nichts, als ein Aufruf für seine treuen Diener, sich um ihn her zu versammeln. Doch dürfe er nun nicht länger in Burgos verweilen, weil die Feinde nicht zögern würden, ihn darinnen zu belagern; und eine Stadt, in welcher sich ein König belagern lasse, würde dadurch immer zur letzten Eroberung des ganzen Reichs. Man müsse aber einen schicklichen Vorwand zur Abreise von Burgos erfinden, um den Bürgern eine gute Meinung von der Lage seiner Angelegenheiten beizubringen.

Der König billigte diesen Rath, ließ die Bürgerschaft zusammen kommen, und erklärte ihr: Eine Nachricht aus Toledo von einem Zwist zwischen zwei der vornehmsten Einwohner, welcher die ganze Stadt in zwei Partheien getheilt und schon blutige Auftritte veranlaßt habe, mache seine Gegenwart dort nöthig; er werde aber so bald als möglich zurückkehren, und verlasse sich indessen auf ihre treuen Dienste.

Bei seiner Abreise schickte er einen Abgeordneten in das Lager des Grafen von Transtamara,

um ihm im Namen Ferdinands von Castro, welchem er Aufträge zur Vermittlung eines gütlichen Vergleichs gegeben hatte, Vorschläge zum Frieden zu thun. Unser Held, als er um Rath gefragt wurde, rieth zwar nach seinem guten Herzen dazu, jede Gelegenheit zu einem guten Frieden zu benutzen; allein Heinrich, welcher eben in Calahorra war, dessen Bürger ihm freiwillig die Thore geöffnet hatten, verwarf alle Vorschläge, weil er nach dieser neuen Eroberung seine Angelegenheiten im besten Zustande sah, ganz Castilien ihn schon als seinen Befreier betrachtete, alle Städte ihn wünschten, seine Macht sich täglich vermehrte, und überdem mit diesem listigen und boshaften König, den er unverzeihlich beleidiget hatte, kein Vertrag so heilig gemacht werden konnte, um vor seiner Rache sicher zu seyn.

Seine Getreuen bestürmten ihn nun häufig mit Bitten und Vorstellungen, den Titel eines Königs von Castilien anzunehmen. Er setzte sich aber mit einem heimlichen Widerwillen dagegen, aus Furcht, auf der einen Seite durch diesen

wichtigen Schritt Ehrgeitz zu zeigen und das Vertrauen und die Liebe des Volks zu verlieren; auf der andern aber, der römische Hof möchte aus einer so frühen Erklärung die Folge ziehen, er habe seine Würde dem Interdict und der Investitur des Papstes zu verdanken und ein eingebildetes Recht auf das Königreich zu gründen suchen, dessen Unabhängigkeit er doch auf keine Weise verletzen wollte. Unser Bertrand nahm aber eines Tages, als man sich über diese Angelegenheit unterhielt, das Wort, und stellte ihm vor, daß er sich dem Wunsch des ganzen Heers nicht länger widersetzen dürfe, dessen Bitten ihn wohl vermögen könnten, seine Bescheidenheit und seine besondere Meinung dem Verlangen von ganz Spanien nachzusetzen. Seinen Feind jage das Laster vom Thron, und ihn rufe die Tugend darauf; sein Schwerdt und nicht das päpstliche Interdict setze den ungerechten Peter ab. Diese Veränderung sei mehr eine Wohlthat für das Volk als für ihn, und die Annahme des königlichen Titels würde ihn die Liebe und den Gehorsam desselben noch mehr versichern. Euer

siegreiches Heer, fuhr er fort, hat so gut das Recht, euch zum König von Castilien auszurufen, als es die römischen Heere hatten, der Welt Imperatoren zu geben. Darum begrüße ich euch im Namen der Truppen, König von Castilien, und mit lauter Stimme rief er: Es lebe Heinrich der Zweite, von Gottes Gnade siegreicher König beider Castilien, von Sevilla und Leon. Die ganze Gesellschaft, das Heer und die Bürger von Calahorra wiederholten diesen Ausruf, und so wurde Heinrich als König anerkannt. Unserm Helden schenkte er bei dieser Gelegenheit die Grafschaft Borja, aus Dankbarkeit für seine Anhänglichkeit und seine treuen Dienste; auch die andern Herren und Anführer erhielten ansehnliche Geschenke, und den Truppen wurde eine große Geldsumme ausgetheilt.

Siebentes Kapitel.

Nach Castilischer Sitte gehörte zur Vollständigkeit des neuen Königs noch die Krönung. Gewöhnlich gieng diese Feierlichkeit in Burgos vor sich. Das ganze Heer brach dahin auf, und Heinrich schrieb im voraus an die Bürger von Burgos, daß, da ihn Gott durch die einstimmige Wahl des Volks und des Heers zur Krone von Castilien erhoben habe, so stehe er im Begrif, sich die königliche Krone in ihrer Stadt aufsezen und die gewöhnliche Huldigung leisten zu lassen; er hoffe also, sie würden sich von ihrer Seite auf diese Feierlichkeit vorbereiten, und nichts von dem versäumen, was sie dabei zu beobachten hätten.

Die vornehmsten Einwohner von Burgos, durch diesen Befehl überrascht, waren sehr geneigt, den Abgeordneten Heinrichs zu sagen,

daß sie von keinem andern König als Don Pedro wüßten; nach reiferer Ueberlegung bestimmte man aber einen Tag zu gemeinschaftlicher Berathschlagung. Das Volk hatte sich in den Straßen versammelt, und weil es wohl bekannt war, daß sich Heinrich mit einem mächtigen Heer nähere, Peter hingegen sie durch feige Flucht verlassen habe: so sagte jedermann, hier sei nicht lange zu wählen, denn Don Heinrichs Mäßigung und Gerechtigkeit sei zu bekannt, als daß man zaudern könnte, ihm die Krone von Castilien aufzusetzen. Weil außer den Christen auch viele Sarazenen und Juden in der Stadt wohnten, und es zu befürchten stand, Leute von so verschiedenen Religionen möchten bei dieser Angelegenheit in Streit gerathen: so beschloß man, daß jede Parthei ihre Berathschlagungen besonders anstellen und hernach einen Bevollmächtigten auf das Rathhaus schicken sollte, welche dort einen letzten Entschluß fassen könnten.

In der Versammlung der Christen nahm der Bischof folgendermaßen das Wort: Gott hat

uns durch Don Pedro für unsre Sünden züchtigen wollen; aber indem er uns Don Heinrich schenkt, giebt er uns zu erkennen, daß seine Gnade die Gerechtigkeit entwaffnet hat. Der Tausch eines grausamen und unerträglichen Herrn gegen einen durch Gerechtigkeit und Sanftmuth berühmten Fürsten läßt mit Grund ein beßres Schicksal des Königreichs erwarten. Der neue Herr scheint bestimmt, die Thränen abzutrocknen, welche der alte erpreßt hat. Es ist also augenscheinlich, daß man Heinrichen in Güte gewähren muß, was er mit Gewalt zu erzwingen im Stande ist; und das letztere kann ja doch nicht ohne das Blut unserer Mitbürger, den Ruin der Familien und die gänzliche Verheerung des Vaterlandes geschehen.

Die ganze Versammlung gab den lautesten Beifall, und alle waren voll Verlangen, den Don Heinrich zu sehen. Indem erschienen auch die Abgeordneten der Sarazenen und Juden, welche von ihren Partheien den Auftrag hatten, gleichfalls auf Gehorsam gegen die Befehle Don Heinrichs zu stimmen. Es war also nur noch die

Frage, wie man ihn empfangen wollte. Man kam endlich dahin überein, es zwar ohne Bedingungen zu thun; aber den Deputirten, welche an ihn abgeschickt werden müßten, aufzutragen, daß sie ihn bittlich angiengen, der Stadt ihre Privilegien zu lassen und zu bestätigen.

Zwanzig der vornehmsten Einwohner wurden nun an Don Heinrich abgeschickt, ihm im Namen der Stadt Gehorsam und Treue zu versichern. Sie trafen ihn noch in Calahorra, wo er die Rückkehr seines Abgeordneten erwartete. Sie warfen sich ihm zu Füßen, und bezeugten ihm mehr durch Thränen als durch Worte ihre Treue und ihre Anhänglichkeit. Der König gab ihnen die lebhaftesten Beweise seiner Gnade und seiner Zufriedenheit mit ihrem Betragen, bestätigte und vermehrte auf der Stelle ihre Privilegien, nahm darauf den Sprecher der Gesandtschaft bei der Hand, führte ihn zu unserm Helden und sagte: Dies ist der Mann, der euch einen König gegeben hat; durch seinen Muth und seine Tapferkeit setzt Gott die Krone des Vaterlandes auf mein Haupt. Der Bürger betrachtete

mit Verwunderung den außerordentlichen Mann, von dessen schönen Thaten der Ruf schon so viel erzählt hatte, warf sich vor ihm auf die Knie und sagte: Castilien ist euch Dank schuldig und glücklich von euch überwunden zu werden! Seinen spätesten Einwohnern wird euer Name noch ehrwürdig seyn. Bertrand hob ihn mit den Worten auf: Die Treue der Bürger muß erst vollenden, was das Heer nur angefangen hat. Der König entließ nun die Abgeordneten mit dem Versprechen, in fünf oder sechs Tagen in ihrer Stadt einzutreffen.

Als er nach Verlauf dieser Zeit noch einige Stunden von Burgos entfernt war, empfiengen ihn alle Zünfte der Bürgerschaft, und acht vornehme Einwohner brachten ihm auf Lanzen die Schlüßel zu den acht Thoren der Stadt. Eine halbe Stunde von den Vorstädten fand er den Bischof nebst seinem ganzen Klerus mit aufgerichteten Fahnen und Kreuzen. Der König und seine Begleiter stiegen von den Pferden, dankten Gott auf den Knien für seine Gnade, und folgten der Prozession zu Fuße in die Stadt. Hier

wurden zum Zeichen der Freude alle Glocken geläutet, man hatte die Straßen mit Teppichen und Tüchern belegt und mit Blumen bestreut. Die Damen lagen reich geschmückt in den Fenstern und begrüßten den neuen König. Tausend Segenswünsche wurden ihm von allen Seiten zugerufen, und hier und dort tönten ihm die Stimmen jubelnder Sänger und der laute Schall der Trompeten und Pauken entgegen. Nachdem man zuvor in der Hauptkirche die Andacht verrichtet hatte, begab sich der König in das Schloß, wo die Bürgerschaft ein prächtiges Abendessen hatte zubereiten lassen.

Um die Krönung vornehmen zu können, erwartete man noch die Ankunft der Königin. Sie war in Arragonien zurück geblieben, aber nach acht Tagen erschien sie schon. Unser Held gieng ihr auf Befehl des Königs mit funfzig vornehmen Herren der Armee eine Stunde weit entgegen. Die Königin hatte die drei Schwestern ihres Gemals bei sich, und fuhr in einem Wagen, der mit Goldstoff ausgeschlagen und reich mit Edelsteinen besetzt war. Die Wagen ihres Gefolges

waren von nicht geringerer Pracht. Als Bertrand sich dem Wagen der Königin näherte, sie im Namen des Heers und seinem eignen zu bewillkommen, stieg sie heraus, fiel ihm um den Hals, umarmte ihn zärtlich und sagte: Ihr, o Guesclin, seid der Schutzengel meines Hauses, euch verdanke ich meine königliche Würde! Der Held erwiederte bescheiden: Gnädige Königin, nicht mir, sondern der Tapferkeit des Königs und euren eigenen seltenen Verdiensten verdankt ihr diese Veränderung, womit der Himmel euch belohnt. Die Schwestern des Königs staunten indessen den Mann an, von dem sie schon so viel gehört hatten, ohne ihn zu kennen, und meinten, er sei nicht schön genug, um ihm alle seine Thaten zuzutrauen. Die Königin bestieg hierauf ein arragonisches Maulthier, welches ihr sehr reich und prächtig angeschirrt von den Deputirten der Bürgerschaft überreicht wurde. Sie befahl, daß Guesclin ihr zur Seite reiten sollte. Die funfzig Damen ihres Gefolges stiegen gleichfalls auf Maulthiere, jede einen Ritter an der Seite. So gieng der Zug nach

der Stadt. Die Klerisei kam ihnen bis vor die Thore entgegen, die Vorsteher der Zünfte begrüßten die Königin mit Bewillkommungsreden, und der Bischof erwartete sie an seiner Kirche. Von da gieng der Zug nach Hof, wo der König mit dem Grafen von der Mark und den andern Herren seines Gefolges und seines tapfern Heeres zum Empfang seiner erlauchten Gemalin bereit war, die jetzt seine Triumphe wie ehemals seine Leiden theilte.

Die Krönung geschah am Ostertage des Jahres 1366 von dem Bischof der Stadt in der Kirche des Klosters de las Huelgas. Indem man sich nachher zur Tafel setzen wollte, sagte die Königin zu ihrem Gemal: sie hätte noch eine Bitte, die er ihr ja nicht abschlagen möchte. Der König schwur ihr, daß er schon im voraus bereit sei, alles zu bewilligen, was sie nur bitten könnte. Nun rief sie unsern Helden herbei und sagte ihm: Weil es der König erlaubt, so schenke ich euch die Grafschaft Transtamara, die mir gehört. Bertrand dankte ihr für dieses mit wahrhaft königlicher Großmuth gemachte Geschenk, und

der König setzte hinzu: Um zu bestätigen, was meine Gemalin so eben gethan hat, vermehre ich ihr Geschenk mit der Grafschaft Soria. Am folgenden Tag versammelte der König die Bürger von Burgos und das Heer, um, wie er sagte, alle seine errungenen Vortheile mit ihnen zu theilen. Unsern Helden machte er zum Connetable von Castilien, und schenkte ihm das Herzogthum Molines, den andern Anführern und Herren des Heers gab er nach Verdienst Ländereien und ansehnliche Geschenke, und den Bürgern vermehrte er ihre Privilegien.

Es wurde nun ein allgemeiner Kriegsrath gehalten, in welchem der König erklärte, daß er entschlossen sei, ohne Verzug ins Innre von Castilien vorzurücken. Bertrand, als er um seine Meinung gefragt wurde, sagte auf besondere Veranlassung seiner großen Compagnien, welche sich sehnten, die Eroberung von Granada vornehmen zu können: Zu langen Berathschlagungen ist jetzt keine Zeit. Morgen des Tages muß man nach Toledo aufbrechen, um den Don Pedro wo möglich darinnen zu fangen, der

weder für das offene Feld, noch zur Vertheidigung seiner Festungen Leute genug hat, einem siegreichen Heer zu widerstehen. Erwartet er unsere Ankunft nicht, so raubt er sich durch seine Feigheit vollends alles Vertrauen.

Dieser Vorschlag wurde allgemein angenommen, das Heer setzte sich in Bewegung, und der König, seine Gemalin und der ganze Hof folgten demselben nach.

Achtes Kapitel.

Don Pedro, von der Annäherung des feindlichen Heers benachrichtiget, ließ die Einwohner von Toledo zusammen berufen und redete sie an: Ich habe in Sevilla und Cordua ein Heer versammelt, mit welchem ich gesonnen war, dem feindlichen entgegen zu gehen; aber die unvermuthete Treulosigkeit der Bürger von Burgos hat meine Maßregeln zerstört. Ich beschwöre euch, standhafter zu seyn als jene. Eure Stadt ist groß, durch ihre Lage und ihre Mauern befestigt, mit Vorräthen aller Art versehen und mit den tapfersten Soldaten von Spanien besetzt. Wenn ihr euch nur acht Tage haltet, so könnt ihr euch die Ehre erwerben, den Staat gerettet zu haben, denn bis dahin komme ich sicher an der Spitze eines Heers von hundert

tausend Mann zurück, welches herbei zu führen, die einzige Ursache meiner Abreise ist.

Die Toledaner, welche von der Richtigkeit dieses Vorgebens unterrichtet waren, und wohl wußten, daß Adel und Volk sich überall weigerten, ihm zu dienen, sahen ein, daß er sie durch diese Vorstellungen nur bereden wollte, eine lange Belagerung auszuhalten, um Zeit zu gewinnen. Sie stellten sich aber ganz unwissend, um ihn nicht in der Stadt zurück zu halten, denn seine Gegenwart würde sie verhindert haben, nach ihrem Gutdünken Maßregeln zu ergreifen.

Péter verließ noch an dem nemlichen Tage die Stadt, nachdem er sein Geld und seine Kostbarkeiten, unter andern auch einen goldenen Tisch mit Figuren in erhabener Arbeit und reich mit Steinen besetzt, der für unschätzbar gehalten wurde, hatte fortbringen lassen. Als er die Thore der großen Stadt hinter sich hatte, betrachtete er noch einmal ihre Mauern, und das Gefühl seines Unglücks, welches ihn nöthigte, schimpflich vor seinem unächten Bruder zu flie-

hen, ohne nur noch so viel Ansehen zu haben, um ihm in seinem eigenen Königreich einige Mannschaft entgegen stellen zu können, erwachte lebhaft in seiner Seele. Ohngeachtet seiner natürlichen Wildheit erweichten ihn doch diese Vorstellungen und Betrachtungen so sehr, daß er laut ausrief: Ach ich fühle es, daß ich jetzt die Schuld meiner vorigen Fehler trage! Wie wahr ist es, daß ein König Gott Rechenschaft von der Ruhe, die er seinem Volke verschaffte, von der Sorge, die er auf dasselbe verwandte, ablegen muß! Nie werde ich Toledo wieder sehen! Ich fliehe nur von einer Stadt zur andern, um meine gänzliche Niederlage zu erfahren und den Triumph meiner Feinde anzukündigen. Ich bin ein merkwürdiges Beispiel zu der Wahrheit, daß ein Fürst ohne Freunde auch keine treuen Unterthanen haben kann. — Ein Astrolog, welcher ihn begleitete, tröstete ihn mit der Hoffnung, daß er einst mächtiger werden würde, als er gewesen wäre.

Ohngeachtet man die Fortschaffung der Schätze des Königs sehr geheim betrieben hatte,

erhielten die Einwohner von Toledo dennoch Nachricht davon. Das Volk stürzte sich wüthend auf die Straßen und rief: weil der König sie so willig den Waffen der Feinde überlassen, und keine Lust zeige, wieder zu ihnen zu kommen: so sei es billig, sich einem Herrn in die Arme zu werfen, der Macht hätte, sie zu schützen, und Muth, sie zu vertheidigen. Doch gelang es den reicheren Bürgern, durch ihr Zureden, die Ruhe wieder herzustellen. Nicht lange, so kamen ganze Haufen Landleute aus der benachbarten Gegend, aus Furcht vor dem anrückenden Heer, mit ihrem Vieh und ihrer fahrenden Habe in der Stadt an. Die allgemeine Bestürzung wurde dadurch sehr vermehrt, und stieg aufs höchste, als Du-Guesclin an der Spitze des Vortrupps vor den Thoren erschien und die Stadt umringte. Er schickte einen Herold herein, und ließ die Einwohner auffordern, ihrem rechtmäßigen König Heinrich zu huldigen. Sie baten sich bis auf den nächsten Tag Bedenkzeit aus. In der Versammlung, welche hierauf gehalten wurde, nahm der Bischoff das Wort und sagte: Die Abreise des Don

Pedro giebt den schlechten Zustand seiner Angelegenheiten, seine Verzweiflung und seine Ohnmacht genugsam zu erkennen. Der schnelle Umsturz seines königlichen Glücks ist ein deutlicher Beweis, daß Gott seine Blitze gegen ihn schleudert, und daß Heinrich nur ein Werkzeug der göttlichen Gerechtigkeit ist, welche selbst für seine Sache streitet. Man sieht dieses deutlich aus der Hülfe, welche er ihm überall erwecket hat, und unser Widerstand würde unter diesen Umständen eben so unnütz, ja eben so unrecht als für uns schädlich seyn.

Die Versammlung bat hierauf den Bischof, zum König Heinrich zu gehen, ihm die Schlüssel der Stadt zu überreichen und im Namen aller Bürger Treue und Gehorsam zu versichern. Er verließ sogleich an der Spitze einer ansehnlichen Deputation die Stadt, und nachdem er unserm Helden seine Ehrerbietung bezeugt hatte, führte ihn dieser in das Lager des Königs. Heinrich war nicht wenig erstaunt, seinen Connetable in Gesellschaft des Bischofs kommen zu sehen, und als er die Ursache davon erfuhr, sagte

er zu ihm: Wahrhaftig Bertrand, ihr seid mir so lieb als ein Heer, denn man bedarf nur eures Namens, um eine Stadt zu erobern. Unser Held stellte ihm hierauf den Bischof mit den Worten vor: Ich bringe hier einen Mann, der mehr im Namen Gottes, als im Namen der Bürger von Toledo kommt. Indem warf sich ihm der Prälat zu Füßen und sagte: Der Connetable hat Recht, denn unser Entschluß ist von Gott eingegeben. Ich bringe hier die Schlüßel der Stadt, mit der Versicherung, daß eure königliche Autorität von allen Bürgern derselben anerkannt ist, und daß sie mit Begierde darauf warten, euch den Eid der Treue leisten zu dürfen. Der König versprach, am folgenden Tag in der Stadt einzutreffen, und erklärte zugleich, daß er zur Feierlichkeit seines Einzugs nichts verlange, als die allgemeine Freude und Liebe der Einwohner. Einer der Abgeordneten reiste die ganze Nacht, um diese frohe Nachricht in die Stadt zu bringen, und am Abend traf der König selbst ein. Die Besatzung des Don Pedro zog sich zurück, und unser Bertrand ließ im Namen des Königs

durch seine Truppen die Thore, die öffentlichen Plätze, die Mauern und das Schloß besetzen. Die Liebe zum Neuen überhaupt und der allgemeine Haß gegen Don Pedro flößten dem Volk eine unglaubliche Freude über die Befreiung von seiner Tyrannei ein. Nachdem Heinrich alles in Ordnung gebracht und seine Gemalin in Toledo zurück gelassen hatte, gieng er auf Cordua los. Peter, welcher sich darinn aufhielt, eilte sogleich weiter und nach Sevilla, worauf Heinrich in dieser Stadt eben so gut aufgenommen wurde wie in Toledo.

Neuntes Kapitel.

Es fehlte nun zum völligen Besitz von Castilien nur noch die Eroberung von Sevilla. Dieses berühmte Hispal der Alten, welches nach der Sage von Herkules erbaut und von Julius Caesar wieder hergestellt worden seyn soll, liegt von der Natur ausgezeichnet begünstigt, mitten in den reizenden und fruchtbaren Gefilden von Andalusien an den Ufern der Guadiana. Hohe und starke Mauern umgaben es, und seine Einwohner waren wegen ihres Reichthums und ihrer Wohlhabenheit bekannt. Man nannte diese Stadt in jenen Zeiten das Wunder von Castilien.

Hier hatte Don Pedro den Rest seiner Macht versammelt, und von hier aus Abgeordnete nach Granada und Afrika an die Mauren geschickt, um die Hülfe zu beschleunigen, zu welcher man ihm von dortaus Hoffnung gemacht hatte; denn

obgleich die sarazenischen Könige froh waren, den Mörder Benmarins die Rache treffen zu sehen, so durften sie ihn doch, da sie wohl wußten, daß Guesclin entschlossen sei, sie aus Europa zu vertreiben, um ihres eignen Vortheils willen, nicht ganz unterdrücken lassen. Sein Unglück vermehrte sich aber so schnell, daß die versprochene Hülfe noch lange nicht zu Stande war.

Unterdessen hatte sich unser Held an der Spitze seiner tapfern Truppen den Thoren von Sevilla genähert. Er schickte einen Herold in die Stadt, den Einwohnern derselben in Heinrichs Namen zu sagen: Wenn sie nur ein wenig aufmerksam gewesen wären, würden sie bemerkt haben, daß Gottes Beistand die Waffen des Königs Heinrich begünstige. Es würde ihm leid thun, die Stadt hart behandeln zu müssen, und es wäre wohl am besten, wenn sie, anstatt eine Belagerung auszuhalten, lieber sogleich dem neuen König den Eid der Treue leisteten, wozu sie das Beispiel aller andern spanischen Städte vor sich hätten. Als der Herold in der Stadt angekommen war, führte man ihn zu dem Kö-

nig Peter, und dieser wollte ihn umbringen lassen. Allein das Volk, von seiner Absicht unterrichtet, versammelte sich haufenweis auf den Straßen, und ließ ihm sagen, man würde dem Feinde die Thore öffnen, wenn dem Herold die geringste Beleidigung zugefügt würde. Hierauf schickte ihn Peter, unter mancherlei ohnmächtigen Drohungen, mit folgender Antwort zurück: Wenn Heinrich bis hieher lauter feige Verräther in Castilien angetroffen hätte: so werde er doch in Sevilla treue Unterthanen finden, welche entschlossen wären, für ihren König zu sterben, und lieber ihre Stadt in der Asche, als einen Empörer und Usurpator auf dem Throne sehen wollten.

Das Betragen des Volks gegen den Herold hatte ihn aber sehr mißtrauisch gemacht, und sein gegen die Treue der Einwohner von Sevilla geschöpfter Verdacht wurde noch durch ein jüdisches Mädchen, mit welcher er in zärtlicher Vertraulichkeit lebte, vermehrt. Diese kam heimlich zu ihm, und benachrichtigte ihn unter Thränen und Betheurungen, daß sie selbst eine Verschwörung ihrer Glaubensgenossen mit angehört habe, deren

Absicht sei, die Stadt dem Feinde zu übergeben. Seine Muthlosigkeit wurde durch diese Nachricht vollendet. Er ließ seinen treuen Freund Ferdinand von Castro rufen, beklagte sein Unglück gegen ihn, und bat ihn, nun nicht länger bei ihm zu bleiben. Zwar, fuhr er fort, ist eure standhafte Liebe, euer hoher Muth und euer kluger Rath noch mein einziger Trost; aber ich kann nicht zugeben, daß ein Mann, der mich so treu geliebt hat, ein Opfer meines Unglücks werde. Es ist nun dahin mit mir gekommen, daß ich euch keinen andern Beweis meines Wohlwollens geben kann, als die Bitte, mich zu verlassen — den letzten, schrecklichsten Schlag, den mir mein Schicksal aufbewahrt hatte. Flüchtig und unstät werde ich in der Welt umherirren, und keinen Trost mehr haben, als den Gedanken: Ist doch mein treuer Ferdinand glücklicher als ich. Dem treuen Castro stürzten bei diesen Worten seines Königs die Thränen aus den Augen, er warf sich ihm zu Füßen und sagte: Welches Verbrechen hat mir das Vertrauen meines Herrn geraubt? Warum soll ich nicht für den sterben,

für welchen ich gelebt habe? Bin ich nicht um so unglücklicher, wenn ich weiß, daß es mein König ohne mich ist? — Der König antwortete ihm: Das giebt euch nur die Freundschaft ein; aber vernünftig ist es nicht, daß ihr, mein treuster und weisester Rathgeber, mit in das Unglück verwickelt werdet, das Gott zur Strafe meiner Missethaten über mich verhängt hat.

Dieses zärtliche Gespräch führte sie in eine tiefe und ernsthafte Berathschlagung über die Mittel, sich aus der gegenwärtigen Verlegenheit zu helfen, und es wurde endlich beschlossen, daß Castro, unter dem Vorwand, Petern zu verlassen, sich auf seine in Galicien gelegenen Güter begeben sollte, um an Geld und Mannschaft soviel als möglich zu einem letzten Versuch zusammen zu bringen. Nachdem der König hierauf die Bürger hatte versammeln lassen, stellte er ihnen vor, daß er jetzt eilen müsse, die Stadt zu verlassen, um die ihm versprochene Hülfe der Mauren in Granada und Afrika zu beschleunigen. Durch seine Beredsamkeit brachte er es dahin, daß sie ihn selbst darum baten und dazu auf-

munterten, mit dem Versprechen, sich auf das Aeußerste zu wehren, bis er mit seiner Hülfe erscheinen würde. In der folgenden Nacht verließ er die Stadt, von vierzig der vornehmsten Bürger begleitet, welche man ihn als Ehrengeleite mitgegeben hatte. Beim Anbruch des Tages ließ er auf einem Berge Halt machen. Er kehrte sich gegen die Stadt und sagte: dort habe ich nun gewiß lauter treue Unterthanen, nachdem ich die Verräther herausgeführt habe. Hierauf ließ er zwanzig der erwähnten Bürger von seiner Garde ergreifen, und im Angesicht ihrer Gefährten aufhängen, weil er geheime Briefe von ihnen aufgefangen und ihre treulosen, verbrecherischen Absichten daraus erfahren hätte. Die zwanzig andern wurden zurückgeschickt, die Nachricht von dieser schrecklichen Exekution in die Stadt zu bringen. Sie erregte anfangs viel Aufsehen und Unzufriedenheit, endlich aber hielt man sie doch für eine Handlung der Gerechtigkeit.

Unterdessen war der König Heinrich an der Spitze seines trefflichen Heeres vor Sevilla er-

schienen. Unser Held recognoscirte die Stadt, und schlug einen Ausfall, welchen die Bewohner der Stadt auf ihn machten, glücklich zurück. Von den Gefangenen, welche bei dieser Gelegenheit in seine Gewalt geriethen, erfuhr man einstimmig: daß die Stadt auf zwei ganze Jahre mit allen Nothwendigkeiten versehen sei; daß zwanzigtausend waffenfähige Männer, theils Soldaten, theils Bürger darinnen wären, entschlossen, sich bis aufs Aeußerste zu vertheidigen, um die Ehre zu erringen, Petern, welcher nächstens mit mächtiger Hülfe erscheinen würde, wieder auf den Thron gesetzt zu haben. Jeder sei entschlossen, sich lieber zu verbrennen, als die Stadt zu übergeben. Kinder, Weiber und Greise wären unaufhörlich beschäftigt, die Mauern auszubessern und neue Befestigungen anzulegen. Jede Wache bestehe aus sechstausend Mann, welche einander von vierundzwanzig zu vierundzwanzig Stunden ablößten. Die Stadt sei in drei Quartiere abgetheilt, eins für die Christen, eins für die Juden und eins für die Sarazenen; man mache aber aus dem Schlosse

noch ein viertes, um alles kostbare Geräthe, Schätze, auch Kranke und Verwundete dahin schaffen zu können. Ueberdem würden noch alle Kirchen zu Zufluchtsörtern bereitet, im Fall man durch einen Sturm überwältigt werde.

Weil alle Gefangenen und zwar jeder besonders in dieser Aussage übereinstimmten, so konnte man die Wahrheit derselben nicht in Zweifel ziehen, und es kam nun darauf an, die besten Maßregeln zu ergreifen. Es wurde Kriegsrath gehalten. Die Meinungen waren sehr getheilt. Einige riethen zur Blokade, andre zum Rückzug. Endlich ergriff unser Held das Wort und sagte mit vielem Nachdrucke: Der Rath, sich zurückzuziehen, obgleich an sich vielleicht der beste, ist doch keiner für ein Heer von Eroberern. Man muß mehr Vertrauen zum Glücke haben, und von immer siegreichen Soldaten Alles erwarten. So wahr es ist, daß man Alles verloren giebt, wenn man Sevilla nicht zur Krone der Eroberungen macht: so nothwendig ist es auch, es anzugreifen, und mit aller Macht anzugreifen, da kein andres Mittel übrig bleibt.

Auf die Capitulation der Bürger zu warten, ist vergebens. Diese Zögerung wird Petern den Muth wiedergeben und seine Anhänger herbeilocken, welche nicht alle Hoffnung aufgeben können, so lange er noch nicht gänzlich abgesetzt und die wichtigste Stadt des Reichs ihm noch ergeben ist. Diese einzige Stadt sichert ihm einen großen Theil des Landes, und mit einem Wort, es ist kein andrer Rath, als sie einzunehmen und hernach entweder auf Granada los, oder dem Don Pedro und seiner Hülfsarmee entgegen zu gehen.

Dieser Rath wurde als der ehrenvollste und beste angenommen. Man beschloß, die Stadt mit Anbruch des Tages von allen Seiten anzugreifen. Man stellte Arbeiter an, durch Untergrabung der Mauern eine Oeffnung in dieselben zu machen. Der Sturm sollte auf vier Seiten zu gleicher Zeit versucht werden, auf zweien unter der Leitung des Königs selbst, gegen das Quartier der Sarazenen und das daranstoßende der Christen. Die dritte bekamen die Franzosen unter Anführung des Grafen von der

Mark, des Marschalls von Andreghem, des Herrn von Beaujeu und des grünen Ritters, gegen den übrigen Theil des christlichen Quartiers. Die Engländer sollten die vierte Seite nehmen, gegen das jüdische Quartier, unter Anführung des Hugo von Caurelée und Matthäus Gournay. Unser Bertrand mit seinen Bretagnern sollte die Stürmenden überall unterstützen, und versuchen, irgendwo durch die Mauern zu brechen oder ein Thor zu gewinnen. Am Morgen rückte man in dieser bestimmten Ordnung gegen die Stadt an; die Belagerten hatten ihre Mauern und Thürme überall mit Bogenschützen besetzt, während die Weiber und Kinder Steine und Gefäße voll siedenden Oels und Wasser herbeitrugen, es auf die Stürmenden zu schütten. Diese konnten, aller Anstrengung ohngeachtet, an diesem Tage nichts weiter ausrichten, als einen Theil des Grabens auszufüllen. Am folgenden Tag begann der Angriff von neuem, und Heinrichs tapfere Soldaten zeigten, angefeuert durch die Erinnerung ihrer vorigen Thaten und die Hoffnung, die reichste Stadt von

Spanien zu plündern, einen unbeschreiblichen Eifer. Die Sevillaner auf der andern Seite aber verkannten die große Gefahr nicht, in der sie sich befanden, und zeigten sich als Leute, die entschlossen waren, ihr Eigenthum, ihre Familien, ihr Vaterland, ihr Leben und ihren eigenen Ruhm aufs Aeußerste zu vertheidigen. Die Belagerten wurden eben so oft von allen Seiten angegriffen, als die Belagerer auf allen Seiten zurückgeschlagen, bis Nacht und Ermüdung beide Theile zur Ruhe zwangen. Diese vortheilhaften Versuche, sich zu vertheidigen, flößten den Belagerten Muth ein. Ihr Schrecken und ihre Furcht vor dem berühmten Du-Guesclin verminderten sich, und sie fiengen an die Truppen des Don Heinrich zu verachten. Auf der andern Seite faßten diese einen schrecklichen Haß gegen die Einwohner der Stadt. Die Belagerung zog sich in die Länge, bis endlich nach drei Monaten vergeblicher Bemühung Heinrich den Seinigen vorwarf, ihre Tapferkeit sei gegen Sevilla nicht mehr dieselbe, welche sie bei den vorigen Unternehmungen bewiesen hätten, und

ihnen zeigte, daß nur die Einnahme dieser Stadt alle ihre Mühseligkeiten krönen und ihre Eroberungen sichern könne und müsse. Diese Aeußerungen spornten ihren Eifer aufs höchste, alle liefen nach den Sturmleitern, und nach einem sechsstündigen Kampfe eroberten endlich die Engländer denjenigen Theil der Stadt, welchen die Juden zu vertheidigen hatten. Unser Held, als er dieses bemerkte, eilte zu den übrigen Stürmenden, zeigte ihnen die Fahnen Caurelée's auf einem der Thürme, und ermunterte sie so lange, daß auch seine Bretagner die Mauer erstiegen. Nun wich alles zurück, und von allen Seiten drängte man sich, einen Zufluchtsort in dem festen Schloße zu finden. Die ersten, welche es erreicht hatten, verschlossen die Thore, damit nicht zu viele und in dem Gedränge auch die Feinde herein kämen. Die Ausgeschlossenen wehrten sich noch eine Zeitlang, ergaben sich aber endlich der Gnade des Siegers. Nur durch die gute Anstalt der Anführer konnte einigen das Leben vor den wüthenden Soldaten gerettet werden. Auf unsres Helden Rath stand der König

von dem Vorsatz ab, das Schloß stürmen zu lassen. Bertrand ließ die Anführer durch einen Herold fordern, und besprach sich mit ihnen an einem Thor, das sie geöffnet hatten. Eure verzweifelte Lage, redete er sie an, ist ein sprechender Beweis, daß auch eure Tapferkeit nicht unüberwindlich ist. Ihr habt euch während der Belagerung schon so viel Ruhm errungen, daß es zweifelhaft ist, ob die Belagerer oder die Belagerten mehr Ehre erworben haben. Ich bitte euch, den König nicht zu einem Angriff zu nöthigen, sondern seine Güte anzuerkennen, und die Versicherungen seiner Gnade anzunehmen, die ich euch anzubieten gekommen bin. Wenn auch euer eignes Leben keinen Reiz mehr für euch hat, so sollt ihr doch wenigstens die vielen unschuldigen Personen bedenken, welchen ihr den Tod zuzieht, und deren Vertheidiger ihr durch die Annahme einer Capitulation noch länger bleiben könnt. Der erste der Anführer entgegnete ihm in aller Namen: Wir können überwunden werden, aber unsre Tapferkeit kann sich nie unter die Launen des Glücks

schmiegen. Wir sind entschlossen zu sterben, um durch unser Blut die Schande auszuwischen, daß wir durch euch besiegt wurden. Die Alten, welche unter uns sind, haben uns Verachtung des Lebens und den Wunsch nach einem rühmlichen Tod eingeflößt, und diese Lehren wollen wir durch unser Beispiel den Zeugen unsres Todes geben. Unsere Weiber, welche ihre Kinder in diesen Gesinnungen aufgezogen haben, werden hier Gelegenheit finden, sie selbst zu zeigen. Es hieße unser Andenken auf ewig schänden, wenn unsre Kinder, die mit uns hier eingesperrt sind, und von welchen vielleicht doch einige das Leben retten werden, einst in reiferen Jahren von unsrer Feigheit erzählen könnten. Können sie aber dann von dem standhaften Muth ihrer Väter sprechen, desto rühmlicher wird unser Andenken bei der Nachwelt bleiben. Hierauf nahmen sie Abschied von unserm Helden, dankten ihn für seinen guten Willen und giengen in die Festung zurück.

Mit Bedauern vernahm der König die Nach-

richt von der Hartnäckigkeit der Belagerten. Er gab Befehl zum Angriff. Man stürmte von allen Seiten, und nicht lange, so war die Mauer erstiegen. Unser menschlicher Held ließ Halt machen, und wiederholte den Unglücklichen seinen Antrag zum zweitenmal; aber durch das Gefühl ihres Unglücks noch hartnäckiger, wollten sie noch immer nicht um Gnade bitten. Endlich jedoch, der gänzlichen Niederlage nahe, von der Großmuth eines Feindes, der sich auch mitten im Siege mäßigen konnte, gerührt, reichte der Commandant unserm Helden die Hand, und übergab ihm das Schloß für den König Don Heinrich, nachdem er ihm vorher einen Scheiterhaufen gezeigt hatte, den sie hätten anzünden wollen, um ihr Leben gemeinschaftlich zu endigen.

Durch die Eroberung von Sevilla war nun Heinrich von Transtamara allgemein anerkannter Herr und König von ganz Castilien und Leon. Er dachte nun nur darauf, die Ordnung und Ruhe in diesen Provinzen wieder herzustellen,

und alle die, welche ihm bei Eroberung derselben so treue Dienste geleistet hatten, zu belohnen, worauf er ihnen, damit sie die Früchte ihrer Tapferkeit desto besser genießen möchten, die Erlaubniß gab, auf die Güter zu reisen, die sie seiner Gnade zu verdanken hatten.

Einige Druckfehler.

S. 94. Z. 7. v. u. l. Chandos st. Chandes
S. 99. Z. 3. u. sonst l. Brembro st. Brembao
S. 184. Z. 14. l. Bogenschützen st. Lanzenschützen
S. 255. Z. 10. l. unbegrenzten
S. 261. Z. 2. v. u. l. zehntausend st. tausend
S. 271. Z. 1. l. erwehren st. versichern
S. 291. Z. 5. l. Cousianze st. Consianze

An die Edlen meines Geschlechts über die zweyte Auflage von Dr. J. L. Ewald, die Kunst ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden. Ein Handbuch für erwachsene Töchter, Gattinnen und Mütter. Zwey Bände.

Sie, meine geliebten Mitschwestern, deren Herz groß genug ist, um sich durch Streben nach Reinheit, zu einer höhern Stufe der Wirksamkeit und des Genusses fähig zu machen, als diese Welt uns darbietet; — Sie möchte ich auf dies Buch aufmerksam machen, das Ihnen eine Aussicht auf die Befriedigung dieser Ihrer edelsten Bedürfnisse öffnet. Lesen Sie es mit gesammeltem Nachdenken, mit ruhiger Prüfung Ihres Wahrheitssinns, mit gewissenhafter Anwendung auf sich selbst; nur dann finden Sie Schätze darin, die nur dem aufmerksamen, lernbegierigem Auge nicht entgehen.

Ich weiß nicht, welchen Weg Sie gehen, wie Ihre Lage ist, wie vielleicht Weltsinn und Weltsitte an dem Edelsten Ihres Innern schon genagt hat, oder noch nagen wird; aber das

weiß ich: — ist reiner Trieb nach Vervollkommnung dieses Innern; ist der Wunsch die zu beglücken, in deren Kreis Gott Sie gesetzt hat, lebendig in Ihrem Herzen; so können Sie keinen sicherern und bessern Wegweiser zu diesem Zwecke sich wählen, als dieses Buch; und darum empfehl ich's Ihnen dringend.

Der Verfasser des Buchs ist, wie Jede unter Ihnen sich selbst sagen wird, ein äußerst feiner Kenner des weiblichen Herzens und ihrer ganzen Organisation. Mit welcher tiefen Menschenkenntniß, er, so die rechten Bildungsmittel gerade für unser Geschlecht, anzugeben weiß! wie er unsern wahren, so oft von uns selbst, unter dem Schutt kleinlicher und meist zwecklos scheinender Geschäfte, verkannten Werth, aushebt; und dann wieder so treffend, und doch so delicat, mit unsern Schwächen uns bekannt macht, daß wir, statt beleidigt zu werden, bey aller unausweichbaren Anerkennung dieser Schwächen, doch am Ende stolz darauf seyn müssen, Weiber zu seyn! daß wir, laut und innig empfunden, ihm zurufen möchten, was jener Schriftsteller sagt: Wahrlich; „nur der, der männlichen Werth hat, weiß den weiblichen zu kennen, zu schätzen, zu lieben."

Es ist nicht genug zu sagen, wie in der letzten Hälfte des Aufsatzes, über eheliche Verbindungen, jede feine Bemerkung, jede treffende Wahrheit, von einer liebenden Braut benutzt werden sollte. Benutzt die köstlichen Worte der, gerade zu dem reinsten Genuß führenden Wahrheit: „Jede Liebe, die nicht auf Gott blickt, wird eigensüchtiger, unedler, sinnlicher; aber jede Liebe, die zu Gott treibt, wird edler und veredelt unser ganzes Wesen."

Welch ein Reichthum von den feinsten Bemerkungen, besonders in den Vorlesungen für

die Gattin, von denen uns manche nie einfielen, und die doch so wahr und natürlich sind, daß wir es hinterher nicht begreifen können, wie es zuging, daß sie uns nicht einfielen.

Das Buch ist übrigens kein Roman, der eine Heldin durch eine Reihe von interessanten, sonderbaren, wohl gar abentheuerlichen Situationen durchführt; es stellt kein Ideal dar, das blos en parade gezeigt, in ausgezeichneten Lagen und Verhältnissen, ausgezeichnet-vortrefflich handelt, ohne daß man weiß oder auch nur ahnen kann, wie es dazu kömmt, und wie ein solches Wesen täglich seine Küche zu besorgen, seine Wäsche zu flicken, seine Kinder zu reinigen, sich herablassen könne. Das Ganze ist nicht einmal auf ein Mädchen, von ganz ausgezeichneten Talenten, von der feinsten, tiefsten Empfindung, und von der sorgfältigsten Bildung — es ist auf keine Julchens, Klarissen, Klotilden, Ida's berechnet. Es wäre sonst auf sehr wenige berechnet. Nein, der Verfasser wußte, daß nur wenige Mädchen, nur sehr selten Gelegenheit haben, ihre Trefflichkeit in sonderbaren Lagen zu zeigen, und daß es im Grunde nicht sehr schwer ist, in solchen Lagen vortrefflich zu handeln, weil man dann alle sittlichen Kräfte zusammennimmt, um diese öffentliche Probe zu bestehen. Er wußte dagegen, daß die Gelegenheit, im gewöhnlichen häuslichen Leben gut zu handeln, alle Tage kömmt; daß es auch weit schwerer ist, täglich in den kleinsten Berufsgeschäften treu zu seyn — ungesehen von der Welt, selbst von den Gatten meist unbemerkt; und immer schwerer, je mehr Kopf und Herz nach bedeutenderen, genußreicheren Beschäftigungen strebt. Er schrieb, wie er selbst sagt, bey weitem das Meiste, was hier geschrieben ist, nicht, um ein Buch zu schreiben, und es dem herrschenden Zeitgeiste anzupassen, sondern gedrungen durch

Vaterpflicht, seinen Töchtern nöthige Regeln für das Leben zu geben, die ihnen sonst so wenig gegeben werden; ihnen zu zeigen, wie sie es, bey ihrem guten Willen anzufangen haben, um gute Gattinnen, Mütter und Hausfrauen zu werden. Selbst dem etwas romantischen Gemälde, wie die Baronesse ihren verirrten Gatten bessert, fühlt man eine Wahrheit an, die schwerlich von einem bloßen Gemälde der Phantasie zeugt.

In der Abhandlung über die Vorbereitung zum Mutterberufe, wird uns ein äußerst anziehender klarer Spiegel weiblicher Reinheit vorgehalten, in dem, was dort über Beherrschung der üblen Laune gesagt wird.

Wir, Mütter besonders; — wir, die wir in der folgenden Abhandlung über Mutterberuf, so — ich darf es wohl sagen — in unserer ganzen Würde, als Erzieherinnen einzelner Menschen, wie Gott Erzieher des ganzen Menschengeschlechts ist, dargestellt werden; wir sollten alle Kraft anwenden, dieser Krankheit entgegenzuarbeiten, wenn wirs auch in unserm Mädchenstande versäumt hätten.

Die neue Auflage des Buchs, ist durchgehends verbessert, der Verfasser hat, wie man deutlich sieht, auf alle Bemerkungen Rücksicht genommen, die ihm gemacht wurden, und die er für gegründet hielt. Eine Vorlesung über den Umgang mit Männern, ist ganz neu. Sie enthält eine Menge Bemerkungen, Erfahrungen und Rathschläge, die offenbar wirklich bemerkt, erfahren und gegeben worden sind; eine Sammlung von Weisheits- und Klugheitsregeln, bey dem Umgange mit den verschiedenen artigsten Männern, wie sie unser Zeitalter liefert. Neu ist auch vieles, was Müttern, alten Jungfern *) und jungen Wittwen gesagt wird. Es

*) Warum ward gerade dieser, unserm verwöhnten Ohr,

sind noch einige Gedichte hinzugekommen; unter Andern ein Lied, das von einer Mutter und ihren Kindern gesungen, nach Einem, in seiner Art, einzigen Religionsunterrichte, den sie ihnen auf einem Hügel, beym Untergang der Sonne giebt, bey einer Gelegenheit, die ihnen den ganzen Religionsunterricht unvergeßlich machen muß.

Nichts in allen Liedern scheint gedichtet zu seyn, wenn nicht eine gewisse Art von Empfindung, dichterisch, oder Poesie wird. Aber mir scheint es, als sey das nur desto besser.

Der Verleger hat ehrlich alles gethan, und das Buch mit Geschmack gekleidet, um es unserm Geschlechte nahe zu bringen. Mehrere Lieder sind von dem feinsinnigen, geschmackvollen, in Italien und Deutschland gebildeten Fränzl, in Musik gesetzt. Ich habe mir das Gespräch zwischen der Mutter und den Kindern, etwas vorgeklimpert, und es that mir sehr wohl. Es sind auch ganz neue Kupfer, die ganz neue Scenen darstellen, von Ramberg in Hannover, meistermäßig gezeichnet und von Ridley in London, punctirt = gestochen, oder wie man es nennt.

Jedes Mädchen, das sich anzieht, oder anziehen läßt, sollte das schöne Bild der Unschuld, auf dem ersten Titelkupfer, und ihr Gesicht im Spiegel, nebeneinander ansehen; und sie würde so ziemlich wissen, wie nah oder fern sie der Unschuld ist. Wohl dem Mädchen, das so bey ihrem Geliebten sitzt, wie die Sanfte, Holde in dem Augenblick da sie Braut wird! Wohl dem Weibe, wenn Mutterliebe und Andacht,

nicht wohlthuende Ausdruck gewählt, bey Bezeichnung des, gewiß die stillsten und respectabelsten Tugenden übenden, Theils unsers Geschlechts?

ihrem Gesichte den Ausdruck geben, der sich auf dem verklärten Angesichte der Mutter findet! — Doch ich sage nichts mehr von dem Aeußern. Der Verleger hat mich wahrlich nicht gemiethet. Auch weiß ich noch nicht, was es kostet. Was läßt sich auch weiter über ein schönes Ganzes sagen; das durch Ausheben einzelner Theile nur verliert. Es ist ein unwiderstehliches Aufregen des Enthusiasmus fürs Gute, in der, Herz und Kopf immer zugleich ergreifenden, harmonischen Darstelluug der anziehendsten und natürlichsten weiblichen Tugenden, in diesem Buche, der unausbleiblich den Wunsch wecken muß, diese, nicht eigentlich vor der Welt, sondern noch weit mehr vor dem Geisterreiche in Licht stralende Harmonie zu erreichen. —

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Majer, Friedrich, 1772-1818

Bertrand Du-Guesclin romantische Biographie

Bd.: 1

Bremen (1801)

P.o.germ. 895 u-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114325-2